This is a digital copy of a book that was preserved for generations on library shelves before it was carefully scanned by Google as part of a project to make the world's books discoverable online.

It has survived long enough for the copyright to expire and the book to enter the public domain. A public domain book is one that was never subject to copyright or whose legal copyright term has expired. Whether a book is in the public domain may vary country to country. Public domain books are our gateways to the past, representing a wealth of history, culture and knowledge that's often difficult to discover.

Marks, notations and other marginalia present in the original volume will appear in this file - a reminder of this book's long journey from the publisher to a library and finally to you.

Usage guidelines

Google is proud to partner with libraries to digitize public domain materials and make them widely accessible. Public domain books belong to the public and we are merely their custodians. Nevertheless, this work is expensive, so in order to keep providing this resource, we have taken steps to prevent abuse by commercial parties, including placing technical restrictions on automated querying.

We also ask that you:

+ *Make non-commercial use of the files* We designed Google Book Search for use by individuals, and we request that you use these files for personal, non-commercial purposes.

+ *Refrain from automated querying* Do not send automated queries of any sort to Google's system: If you are conducting research on machine translation, optical character recognition or other areas where access to a large amount of text is helpful, please contact us. We encourage the use of public domain materials for these purposes and may be able to help.

+ *Maintain attribution* The Google "watermark" you see on each file is essential for informing people about this project and helping them find additional materials through Google Book Search. Please do not remove it.

+ *Keep it legal* Whatever your use, remember that you are responsible for ensuring that what you are doing is legal. Do not assume that just because we believe a book is in the public domain for users in the United States, that the work is also in the public domain for users in other countries. Whether a book is still in copyright varies from country to country, and we can't offer guidance on whether any specific use of any specific book is allowed. Please do not assume that a book's appearance in Google Book Search means it can be used in any manner anywhere in the world. Copyright infringement liability can be quite severe.

About Google Book Search

Google's mission is to organize the world's information and to make it universally accessible and useful. Google Book Search helps readers discover the world's books while helping authors and publishers reach new audiences. You can search through the full text of this book on the web at `http://books.google.com/`

Über dieses Buch

Dies ist ein digitales Exemplar eines Buches, das seit Generationen in den Regalen der Bibliotheken aufbewahrt wurde, bevor es von Google im Rahmen eines Projekts, mit dem die Bücher dieser Welt online verfügbar gemacht werden sollen, sorgfältig gescannt wurde.

Das Buch hat das Urheberrecht überdauert und kann nun öffentlich zugänglich gemacht werden. Ein öffentlich zugängliches Buch ist ein Buch, das niemals Urheberrechten unterlag oder bei dem die Schutzfrist des Urheberrechts abgelaufen ist. Ob ein Buch öffentlich zugänglich ist, kann von Land zu Land unterschiedlich sein. Öffentlich zugängliche Bücher sind unser Tor zur Vergangenheit und stellen ein geschichtliches, kulturelles und wissenschaftliches Vermögen dar, das häufig nur schwierig zu entdecken ist.

Gebrauchsspuren, Anmerkungen und andere Randbemerkungen, die im Originalband enthalten sind, finden sich auch in dieser Datei – eine Erinnerung an die lange Reise, die das Buch vom Verleger zu einer Bibliothek und weiter zu Ihnen hinter sich gebracht hat.

Nutzungsrichtlinien

Google ist stolz, mit Bibliotheken in partnerschaftlicher Zusammenarbeit öffentlich zugängliches Material zu digitalisieren und einer breiten Masse zugänglich zu machen. Öffentlich zugängliche Bücher gehören der Öffentlichkeit, und wir sind nur ihre Hüter. Nichtsdestotrotz ist diese Arbeit kostspielig. Um diese Ressource weiterhin zur Verfügung stellen zu können, haben wir Schritte unternommen, um den Missbrauch durch kommerzielle Parteien zu verhindern. Dazu gehören technische Einschränkungen für automatisierte Abfragen.

Wir bitten Sie um Einhaltung folgender Richtlinien:

+ *Nutzung der Dateien zu nichtkommerziellen Zwecken* Wir haben Google Buchsuche für Endanwender konzipiert und möchten, dass Sie diese Dateien nur für persönliche, nichtkommerzielle Zwecke verwenden.

+ *Keine automatisierten Abfragen* Senden Sie keine automatisierten Abfragen irgendwelcher Art an das Google-System. Wenn Sie Recherchen über maschinelle Übersetzung, optische Zeichenerkennung oder andere Bereiche durchführen, in denen der Zugang zu Text in großen Mengen nützlich ist, wenden Sie sich bitte an uns. Wir fördern die Nutzung des öffentlich zugänglichen Materials für diese Zwecke und können Ihnen unter Umständen helfen.

+ *Beibehaltung von Google-Markenelementen* Das "Wasserzeichen" von Google, das Sie in jeder Datei finden, ist wichtig zur Information über dieses Projekt und hilft den Anwendern weiteres Material über Google Buchsuche zu finden. Bitte entfernen Sie das Wasserzeichen nicht.

+ *Bewegen Sie sich innerhalb der Legalität* Unabhängig von Ihrem Verwendungszweck müssen Sie sich Ihrer Verantwortung bewusst sein, sicherzustellen, dass Ihre Nutzung legal ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass ein Buch, das nach unserem Dafürhalten für Nutzer in den USA öffentlich zugänglich ist, auch für Nutzer in anderen Ländern öffentlich zugänglich ist. Ob ein Buch noch dem Urheberrecht unterliegt, ist von Land zu Land verschieden. Wir können keine Beratung leisten, ob eine bestimmte Nutzung eines bestimmten Buches gesetzlich zulässig ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass das Erscheinen eines Buchs in Google Buchsuche bedeutet, dass es in jeder Form und überall auf der Welt verwendet werden kann. Eine Urheberrechtsverletzung kann schwerwiegende Folgen haben.

Über Google Buchsuche

Das Ziel von Google besteht darin, die weltweiten Informationen zu organisieren und allgemein nutzbar und zugänglich zu machen. Google Buchsuche hilft Lesern dabei, die Bücher dieser Welt zu entdecken, und unterstützt Autoren und Verleger dabei, neue Zielgruppen zu erreichen. Den gesamten Buchtext können Sie im Internet unter `http://books.google.com` durchsuchen.

NYPL RESEARCH LIBRARIES
3 3433 06170677 0

1-3 = OK.
ED

OTTO HARRASSOWITZ
ANTIQUARIAT
LEIPZIG

CW

v. 1

SEB

Venede.

Machiavel, Montesquieu, Rousseau.

Von

Jacob Venedey.

Erſter Theil.

Machiavel und Montesquieu.

Berlin.

Franz Duncker.

(W. Besser's Verlagshandlung.)

1850.

THE NEW YORK
PUBLIC LIBRARY
318100B
ASTOR, LENOX AND
TILDEN FOUNDATIONS
B 1946 L

Gedruckt bei Guſtav Schade in Berlin,
Oranienburgerſtr. 27.

Einer der deutschen Professoren des Frankfurter Parlaments, der mehr Geist, mehr Vorhersicht, und auch mehr Charakter bewiesen hat als die meisten andern, merkte sehr bald, daß seine Freunde in Frankfurt nur ein hohles Ei auszubrüten sich abmühten, und zog sich dann zurück in — die Tragödien und Lustspiele Shakespeares. Wahrlich, wir beneiden den Mann um die Stimmung, die ihm erlaubte, in den Werken des großen Meisters die Ruhe wieder zu finden, die er, wie so Viele, im Parlamente zu Frankfurt verloren hatte. Wir waren nicht so glücklich. Shakespeare ist, mit ein paar andern Büchern, unser unzertrennlicher Wandergefährte gewesen, und er hat uns nach manchem heißen Tage, an manchem schwülen Abende zum erquickenden Bade für die müde Seele gedient. Aber seit Jahr und Tag will die Stimmung nicht mehr kommen, die dazu gehört, uns bei dem edlen Dichter wohl zu fühlen. Er steht bestaubt auf dem Bücherbrette neben der deutschen Literaturgeschichte von Gervinus.

Und wir denken, auch das deutsche Volk wird etwas Besseres zu thun haben, als — sich in die Meisterwerke

Shakespeares zurückzuziehen, und so diesem edeln Genius die Rolle zu übertragen, die der Sandhaufe für den Storch übernimmt, wenn dieser den Kopf hineinsteckt, um die Lebensgefahr nicht zu sehen, die ihn bedroht.

Das deutsche Volk ist durch die Ereignisse der letzten zwei Jahre in eine Lage hineingerathen, die seine ganze Zukunft, seine Existenz bedroht, wenn es den Weg nicht findet, der von dem Abgrunde abführt, auf den seine Lenker, geblendet in Furcht und Selbstsucht, es hinleiten. In einer solchen Lage der Dinge scheint es uns, daß Deutschlands Volk anderswo Rath suchen muß als in den Meisterwerken des englischen Dichters.

Die letzten zwei Jahre haben den klaren Beweis geliefert, daß die wahre Staatswissenschaft in Deutschland noch das mit sieben oder besser mit fünfmal sieben Siegeln verschlossene Buch ist. Die „Gelehrten" aller Parteien scheinen nur die Brodkrümlein aufgelesen zu haben, die von den Tischen fremder Völker abfielen. Die Schulweisheit unserer Universitäten, die in manchen andern Fächern des Guten viel geleistet hat, hat es in der praktischen Staatswissenschaft höchstens so weit gebracht, wie der Famulus, der seinem Herrn und Meister die gelehrten Schlagworte abgehorcht hat, der aber ihren Sinn nicht versteht und ihre Anwendung nicht kennt. Die deutsche Philosophie hat in dieses Stückwissen überdies noch ihre Nebel und Dunstatmosphäre hineingetragen. Ob ihres babylonischen Thurmbaues ist eine wahre Sprachverwirrung über die deutsche Schulwissenschaft herabgekommen; und als

die hochweisen und allwissenden Baumeister, die ihren Thurm bis in den Himmel hinein erheben wollten, zusammenberufen wurden, um dem deutschen Volke ein Haus zu Schutz im eignen Lande zu errichten, verstanden sie sich Einer den Andern nicht mehr, wenn von den einfachsten Dingen die Rede war.

Die überstolze Verwirrung und die hohle Inhaltlosigkeit der Staatswissenschaft, wie sie in Deutschland gelehrt wurde, war die Ursache, daß ein anderer Theil des deutschen Volkes, der rüstigere, der keckere, die ganze deutsche Jugend, so weit sie durch die neuesten Ereignisse und ihre Vorahnung mit ins öffentliche Leben hineingerissen wurde, sehr bald den bestaubten Plunder der deutschen Schulweisheit von sich werfen zu müssen glaubte. Leider aber verloren dabei Viele auch den innern Halt, den Compaß selbständiger, nationaler Anschauung, und ließen sich dann von dem falschen Scheine der zweifelhaften Errungenschaften des Auslandes blenden. Bei der vollkommenen Hohlheit und Verwirrung der deutschen Staatswissenschaft war es nur zu natürlich, nur zu erklärlich, daß die strebenden Köpfe sehr bald die wunderlichen Lehren, die im Auslande, in Frankreich insbesondere oft mit so viel Geist und Schein gelehrt, mit so viel glänzendem Muthe und strahlender Aufopferung erstrebt wurden, auch zu den ihrigen machten.

Das deutsche Volk gerieth auf diese Weise zwischen Wasser und Feuer, zwischen die todte Lehre seiner Schulpotentaten und das galvanisirte Leben seiner jun-

gen Welt- und Himmelsstürmer. Es wurde irre und wirre an Beiden, und that klug daran, sich weder den Einen noch den Andern hinzugeben. Aber die Folge war, daß es, so zwischen Feuer und Wasser, dem Schwerte seiner Machthaber entgegengetrieben wurde und ihm für eine Weile wieder auf Gnade und Ungnade anheimfiel.

Es wird nicht ewig dauern. Aber dieser Zustand wird nur dann zu einem ersprießlichen Ende für das deutsche Volk führen, wenn es dereinst mit einfältigerm Herzen, mit klarern Begriffen, mit tieferer Einsicht in die Bahn der Politik wieder eintreten kann, und so verhindert wird, nicht auf Schritt und Tritt in Gefahr zu kommen, den Schein für die Sache zu nehmen, sich von den Einen rechts betrügen und von den Andern links durch schöne Irrlichter in die Sümpfe der entfesselten Eigensucht und Herrschbegier locken zu lassen.

Die folgenden Darstellungen haben die Absicht, die politische Bildung in Deutschland fördern zu helfen. Das ist ihr Ziel und nichts weiter. Wir glauben nicht, hier eine praktische Entwirrung des gordischen Knotens, der in Deutschland geschlungen ist, anzudeuten. Wir sehen überhaupt diese Entwirrung immer mehr unmöglich werden, und fürchten, daß der Knoten am Ende nur noch zerhauen werden kann. Aber auf die eine oder die andere Weise wird der Tag kommen, wo das deutsche Volk wieder berufen werden wird, seine Angelegenheiten noch einmal selbst in die Hand zu nehmen. Und für den Fall schien es uns ein gutes Werk,

ihm die größten Staatslehrer der Neuzeit in einfacher und klarer Weise zugänglich zu machen, und ihre Lehren vom Standpunkte der Neuzeit, des gesunden Menschenverstandes und der lebendigen Menschenliebe zu würdigen.

Machiavel, Montesquieu und Rousseau umfassen in gewisser Beziehung den ganzen Kreis der Staatswissenschaft; jeder von ihnen ist der Crystallisationspunkt der verschiedenen staatswissenschaftlichen Schulen und der verschiedenen Regierungsweisen. In Machiavel hat der offene und verkappte Absolutismus, in Montesquieu die constitutionelle Monarchie, in Rousseau die demokratische Republik ihren Führer gefunden. Wer die Systeme dieser drei Vorkämpfer der Staatswissenschaft erkannt hat und durchschaut, der wird auch den Maßstab für das Benehmen der verschiedenen Regierungen, — die Auflösung des Räthsels, in die sie ihre Handlungsweise oft einzuhüllen wissen, gefunden haben.

Die Wirkung dieser drei Staatslehrer ist nicht immer an die Form der Regierung gebunden. Ihr Grundsatz kann sich auch unter den verschiedensten Formen geltend machen, und die Heuchelei und Gewaltherrschaft Machiavels hat eben so gut in absoluten wie in constitutionellen Monarchien und in der Republik geherrscht. Und eben so mit den Grundansichten der beiden Andern. Das Alles aber verhindert nicht, daß das eigentliche Clima, in dem sie naturgemäß und von selbst fortkommen, für Machiavel der Absolutismus, für das Am-

phibienwesen der Montesquieuschen Doctrin die constitutionelle Monarchie, und für Rousseau die Republik ist.

Das Geschick der drei Staatslehrer der Neuzeit war bis jetzt ein eigenthümliches und ihren Systemen vollkommen angemessenes. Machiavel wucherte gewissermaßen im Stillen, und es hat oft den Anschein, als ob man die giftige Schlange, die in ihm herumschleicht, absichtlich unter Rosen und Weinlaub versteckt hätte. Wir kennen keine einzige Würdigung dieses unheilvollen Geistes, die ihn in seinem Wesen auffaßte, in seiner Nacktheit darstellte. Dagegen wurde er oft in einem ganz andern Lichte geschildert als dem seiner Natur. Es wurde fast Mode, mit der Schlange zu spielen, und die, die bei dem Spiele von dem Giftzahn verletzt wurden und dann lebendigen Leibes in Fäulniß übergingen, wußten oft selbst nicht, wo die Ursache und der Anfang der Krankheit lag. In unserer geistreich-siechen Zeit wurde Machiavel sogar zu einem Republikaner umgetauft. Wir haben diese schöne Decke abgestreift, wir haben die Schlange offen hingelegt, den Giftzahn und seine Verwüstungen unumwunden gezeigt. Wir bilden uns nicht ein, auf diese Weise dem unheilvollen Gewürm für immer den Giftzahn ausgerissen, wohl aber hoffen wir sehr Viele vor seinem Bisse gewarnt und für die Zukunft gesichert zu haben.

Um dies mehr oder weniger zu erreichen, genügte es nicht, das System Machiavels klar und nackt darzustellen, sondern wir mußten den Vater desselben ebenfalls, enthüllt von allem geistreichen Flitter, in seiner

nackten Niederträchtigkeit zeigen. Und zu dem Ende war es dann ebenfalls wieder nothwendig, die Zeit und die Gesellschaft zu schildern, in der ein solches System Wurzel schlagen konnte; denn hieraus selbst lernen wir den Boden und die Luft kennen, in der es naturgemäß wurzelt, zu Hause ist und wuchert.

So entstand unser »Machiavel«, die Schilderung des Systems, des Menschen, seiner Zeit, seiner Gesellschaft, seiner Apostel, Jünger und Nachfolger.

Montesquieu tritt als Mensch zurück und geht gewissermaßen für uns ganz in seine »Doctrin« auf. Er borgte sie in England und schnitt sie nach den französischen Bedürfnissen seiner Zeit, seiner Stellung, seines Amtsberufes zu. Das Wunderbare ist, daß diese fremde, aus germanischen Fetzen zusammengeflickte und dem romanischen Wesen angepaßte Jacke in der neuesten Zeit auch in Deutschland Mode werden konnte. Die Nachahmungssucht ist daran vor Allem Schuld, die Pariser Mode schien den deutschen Gelehrten um so unbedenklicher, als sie sich einbildeten, daß sie im Wesentlichen ja doch germanischen Ursprungs, von England herübergeholt sei. Wir glaubten uns darauf beschränken zu dürfen, das System, die Doctrin klar darzustellen, um deren innere Haltlosigkeit zu zeigen; und sind um so mehr überzeugt, daß dies genügen wird, als diejenigen, die in der letzten Zeit sich in Deutschland dem lecken Schiffchen Montesquieuscher Art anvertrauten, schmählich Schiffbruch gelitten haben.

Bei Rousseau haben wir dagegen noch mehr als

bei Machiavel den Menschen neben dem System hervorheben zu müssen geglaubt. Nicht als ob wir diesen Menschen zum Muster empfehlen wollten. Seine kleinlichen, erbärmlichen Seiten treten gar zu klar in den Vordergrund; seine Eitelkeit, seine schwache, weibliche Natur stößt sehr oft den ernsten Mann von sich ab. Aber dann ist es wieder um so trostreicher, um so erhebender, wenn wir diesen armen, schwachen, eiteln Menschen, von einem höhern Grundsatze gehoben und gehalten, fast alle die Klippen und Untiefen der Gunst und der Eigensucht umschiffen sehen, an denen so unendlich oft selbst die stärksten Männer — denen ein leitender Grundsatz, das tiefe Pflichtbewußtsein, das unwandelbare Streben nach einem höhern, in Tugend und Menschenliebe gesteckten, Ziele fehlt, — elendiglich zu Grunde gehen. Und so wird denn wirklich dieser arme, schwache, weibliche, gebrechliche Mensch sehr oft zu einem beschämenden Vorbilde für die starken Männer, die nicht an ihm vorbei gehen können, ohne mitleidig lächelnd auf ihn herab zu sehen.

Rousseau ist in gewisser Beziehung der fleischgewordene Gedanke und Vertreter der neuen Zeit. In ihm finden wir alle Schwächen und Erbärmlichkeiten einer untergehenden Welt wieder, zugleich aber auch die volle Ahnung der Auferstehung und ebenso das Zauberwort, das das Wunder der Auferstehung bewirkt. Das in Elend kränkelnde Proletariat, der bettelnde Vagabund — sind der Ausgangspunkt seines Lebens; alle Kämpfe der Philosophie stürmten auf ihn ein, und war-

sen ihn an den Abgrund der Gottesleugnung und der Liebloſigkeit, führten ihn bis nahe an die Gränze, wo die Auflöſuug aller Bande der Geſellſchaft und der Familie anfängt. Aber der höhere Funke des heiligen Feuers wurde nie gänzlich in ihm unterdrückt, und brach dann nach und nach, im Kampfe mit der kalten Selbſtſucht der Welt, wieder in helle Flammen aus. Die Liebe zu den Menſchen iſt dies heilige Feuer, und es glüht am Ende ſo hell und erwärmend in dieſem von den Todten auferſtehenden Vertreter der neuen Zeit; daß davon die Zukunft ſich den heiligen Funken holen konnte. Ein geläuterter und duldſamer Gottglaube geht ſiegreich in Rouſſeau aus dem Kampfe gegen die Alles um ihn niederreißende und ihn ſelbſt von allen Seiten angreifende und zerreißende Unduldſamkeit des geiſtloſen Aberglaubens, der feinſten Heuchelei und der Alles zerſtörenden Glaubloſigkeit hervor. Und in dieſem Gottglauben ſelbſt wurzelt dann ſeine Hingebung, ſeine Aufopferung, ſein Pflichtbewußtſein, ſein Tugendſtreben, das ihn zuletzt, trotz aller ſeiner Schwächen, zu einem Fels in den Stürmen des Lebens machte.

Das philoſophiſche, politiſche, religiöſe, menſchheitliche und geſellſchaftliche Syſtem iſt in Rouſſeau die Folge ſeines ganzen Seins, ſeines Lebens, ſeiner innern und äußern Kämpfe; und wie Eines in dem Andern begründet liegt, Eines aus dem Andern hervorgegangen, ſo haben wir es darzuſtellen geſucht.

Wir wurden dazu noch durch ein paar andere Rückſichten veranlaßt. Die Kämpfe, die Rouſſeau ſelbſt zu

bestehen hatte, und aus denen er siegreich hervorging, sind vollkommen dieselben, die heute in unserm gesellschaftlichen Leben auf die leidende und denkende Menschheit in Deuschland einstürmen. Wir können daher um so mehr an ihm lernen. Bis in die geringsten Einzelnheiten steht er denselben zerstörenden Elementen gegenüber, wie heute wir. Dem untergehenden, verdummten und altersschwachen und impotent-grausamen Absolutismus, — dem die Gefahr, die seinen fetten Pfründen droht, erkennenden Aberglauben, — dem sich selbst überstürzenden Unglauben, — der sich selbst vergötternden Philosophie, — der liederlichen Geistreichigkeit und der gewissenlosen Selbstsucht — hielt er in seiner Schwäche den Medusenschild eines höhern Glaubens an Gott, an die Menschheit und an die Tugend entgegen, und alle seine Gegner waren nicht im Stande den Blick dieses Schildes zu ertragen.

Er selbst als schwacher, eitler, seelenkranker Mensch ging freilich halbwegs in diesem Kampfe zu Grunde; seine Eitelkeit, seine menschliche Schwäche war nicht im Stande, diesen ihm von Gott geliehenen Schild zu tragen, ohne daß er unter seiner Wucht zusammenbrach. Seine Feinde, die Feinde des Grundsatzes, den er vertheidigte, und der in ihm siegte, haben seine eigne Gebrechlichkeit, sein Hinsiechen am Ende seines Lebens, wie eine Niederlage seines Grundsatzes darzustellen gesucht. Es war nur eine epische Gerechtigkeit, die den Menschen für seine eignen Sünden straft; es war die Hand von Fleisch und Bein, die verbrannte und abstarb,

als sie das heilige Feuer von dem Altare der Götter wegholte und den Menschen rettete. Die Rettung dieses heiligen Feuers aber ist der Sieg des Göttlichen in diesem armen, kranken, schwachen und sündhaften[1]) Menschen. Es war uns, als ob wir den Gott in ihm vertheidigten, als wir den Sieg des Göttlichen, trotz des Hinsiechens des Menschlichen in ihm, darstellten.

Noch ein anderer Gedanke hat uns geleitet, einzelne Lebensverhältnisse und Ereignisse klarer und umfassender darzustellen, als dies bis jetzt irgendwo geschehen ist. Rousseau war Einer von den Menschen, die wie der große O'Connel von sich sagen können, daß sie zu den „best abused men" ihrer Zeit gehören. Zwei Leute, die in Rousseaus Leben eine sehr einflußreiche, für Rousseau zernichtende Rolle spielen, sind „germanisch-gemüthliche Biedermänner", Grimm und Hume. Beide haben eine schändliche Rolle in dem unglücklichen Leben dieses armen Sünders übernommen, und Beide haben es dann so einzurichten gewußt, daß der Schein alles Rechts und aller Biederkeit auf ihrer, der Schein alles Unrechts und aller Erbärmlichkeit auf Seiten Rousseaus war. Die Welt hat diesen „Biedermännern" bis jetzt fast unbedingt Recht gegeben. Bei näherer Einsicht aber stellt sich sehr klar heraus, daß diese beiden Menschen echt niederträchtig an Rousseau gehandelt, durch ihre Niederträchtigkeit Rousseau's Seele geknickt, und dann seinen Ruf mit „germanisch-gemüthlicher" Lüge besudelt haben. Nachdem uns dies Verhältniß klar gewor-

[1]) „vicieux", wie er selbst sagt.

den, kam es uns so vor, als ob das Bischen germanischen Gradsinns, das in uns lebt, uns die Entlarvung dieser Heuchelei als eine Art patriotischer Schuld gegen den unglücklichen Jean Jacques auflegte.

So entstand die Darstellung seines Lebens, seiner Schwächen und seiner Stärke, und wir hoffen, daß sich Mancher an ihnen zum Bessern aufgemuntert fühlen wird.

Ueber allen Staatsformen liegt der Geist, der die Menschen im Staate beseelt. Dieser Geist ist der Kern, der dann von selbst die Form zur Schaale findet. Wenn es uns gelungen ist, in den nachfolgenden Darstellungen den Blick des Einen oder des Andern über die Bedeutung und die Wirkung des Grundsatzes, der im Staate herrscht, zu öffnen; so haben wir nicht umsonst gearbeitet. Ist es uns aber gar gelungen, hier und dort einen edlern Menschen von der Bahn des Schlechten, auf die ihn die Umstände gestoßen, abzulenken, — hier und dort einem schwachen Menschen gezeigt zu haben, wie stark er werden kann im Bewußtsein eines höhern Grundsatzes, im Gedanken an eine liebende Gottheit, an einen unwandelbaren Pflichtberuf, an ein einfältiges und demüthiges Streben nach dem Edlern, nach der Tugend — o, man fürchtet in unserer geistreichen und genußsüchtigen Zeit fast das Wort auszusprechen! — dann verlangen wir keinen weitern Lohn, als höchstens noch den, für unser Streben verhöhnt und verfolgt zu werden.

Cöln, am zweiten Pfingsttage 1850.

Venedey.

Inhalt.

		Seite
Machiavel		1
I.	Der Fürſt	5
II.	Machiavellismus	25
III.	Machiavel und ſeine Zeit	49
IV.	Machiavel und die Neuzeit	108
Montesquieu		131
I.	Montesquieu	135
II.	Lettres persannes	142
III.	Roms Größe und Untergang	149
IV.	l'Esprit des lois	170
V.	Das Clima und ſein Einfluß auf Geſetze und Inſtitutionen	185
VI.	Einfluß der Geſetze auf die Sitten und den Charakter der Völker	218
VII.	Die drei Regierungsarten	238
VIII.	Die drei Staatsgewalten	271
IX.	Montesquieu und die Neuzeit	292

Machiavel.

Seinem Freunde

Heinrich Simon

von Breslau

zum Andenken an ſchönere Zeiten, zum Troſt in trüben Stunden,
zur Hoffnung auf eine beſſere Zukunft

der Verfaſſer.

Cöln, den 12. Januar 1850.

I.

Der Fürſt.

1.

»Klug, wie die Schlangen, und ohne Falſch, wie die Tauben.«

Auf Deutſch:

»Sei nicht dumm und ſei nicht ſchlecht.«

Das hilft! Das führt zum Ziele, zum Siege über die Tücke und die Schlechtigkeit, zur Herrſchaft des Rechts und der Freiheit.

Wem es gegeben iſt, in dieſem Sprüchlein zu handeln, nicht dumm und nicht ſchlecht, der wird, wie hoch oder wie tief er geſtellt ſei, es bewährt finden, daß nirgend die Geſchicke der Menſchen feſter wurzeln als in dem Boden ehrbarer Klugheit und ſchlichter Redlichkeit. Sie ſind der Gottgedanke, der im Großen und im Ganzen das Schickſal beherrſcht, die Vorſehung lenkt. Die Weltgeſchichte und der Lebenslauf jedes einzelnen Menſchen bieten Dem, der in die Tiefe ſieht, überall die beſtätigende Gewähr für dieſe ewige und ſelbſt durch die ſcheinbaren Ausnahmen beſtätigte Erfahrung.

Ja, selbst für die Einfältigen ist gesorgt; denn es steht geschrieben im Buche des Lebens und im Buche der Weisheit: »Selig sind die Armen an Geist.«

Wo aber Kopf und Herz gesund, da zahlt der Teufel die Zeche, denn ehrlich währt am längsten.

2.

Eines Tages, an dem meine Ehrlichkeit einen Sieg über gar schöne Lockungen des Bösen davon getragen hatte, ging ich ganz mürrisch nach Hause. Ich war eigentlich doch nicht so recht zufrieden mit mir selbst über den glänzenden Sieg, den ich erfochten. — Gedankenlos blieb ich an dem Kram eines Antiquars stehen, sah mir die Büchertitel an und fiel zufällig auf den Namen: Machiavel. Da flüsterte mir ein Geist des Hohns zu: »Kaufe das Buch, lies es, du Tropf, und freue dich deiner Einfalt!«

Ich kaufte die sechs Bände Machiavellistischer Weisheit, seine Reden über den Livius, seine Abhandlung über das Kriegswesen, seine Geschichte von Florenz und endlich seinen Fürsten. Letzterer war noch überdies von Friedrich des Zweiten Anti-Machiavel begleitet, was mich noch mehr die Gefahr zu bestehen anspornte, denn ich hoffte, daß der deutsche Fürst mir schützend zur Seite treten werde, wenn der italienische meiner Ehrlichkeit härter als gut zu Leibe gehen könnte.

Ich fing mit dem Ende, mit dem sechsten Bande, der den Fürsten enthielt, an. Die ersten Kapitel schienen mir dem Rufe, der dem Meister zu Theil geworden, nicht zu entsprechen; nach und nach aber kam es immer besser, und stellenweise wenigstens las ich mit schauriger Bewunderung

dieſe auf den erſten Blick ſo tief verletzende Schlechtigkeit. Oft zweifelte ich an dem innern Ernſt des Lehrers, mitunter ſchien mir dieſe Nacktheit ſelbſt offener Hohn und unumwundene Ironie, bis ich dann am Ende die Auflöſung des Räthſels erſt ahnte, und dieſe Ahnung ſpäter in den übrigen Werken Machiavel's immer mehr zur Gewißheit wurde.

3.

Machiavel — — — doch, da es ſicher Vielen ſo gehen wird wie mir vor Zeiten, d. h. da Viele ſich nicht ſcheuen, die Worte »Machiavellismus« und »machiavelliſtiſch«, ſo oft ſich eben die Gelegenheit dazu bietet, zu Markte zu tragen, ohne daß ſie den geiſtigen Vater derſelben näher kennen oder auch nur oberflächlich angeſehen haben, ſo wird es wohl nicht überflüſſig ſein, vorerſt ein paar ſeiner ſchlagendſten, ihn und ſein Hauptwerk, den »Fürſten«, charakteriſirende Stellen mitzutheilen und zur Grundlage weiterer Berückſichtigung zu machen. Das fünfte Kapitel des Fürſten lautet[1]):

»Wie man die Städte oder Fürſtenthümer, die, bevor ſie erobert wurden, nach ihren eigenen Geſetzen regiert wurden, regieren ſoll.«

»Wenn der eroberte Staat an die Freiheit und an ſeine eigenen Geſetze gewöhnt war, dann giebt es drei Arten, ihn zu behalten. Die erſte iſt — ihn zu ruiniren; die zweite, in demſelben zu wohnen; die dritte, ihm

[1]) Oeuvres de Macchiavel, VI volumes. La Haye au dépens de la Compagnie 1743. 1. u. 2. Bd: die Reden über den Livius. 3. Bd.: die Kriegswiſſenſchaften. 4. u. 5. Band: die Geſchichte von Florenz. 6. Bd.: der Fürſt.

ſeine eigenen Geſetze zu laſſen, unter der Bedingung, daß er Tribut zahle, und von einer kleinen Zahl von Perſonen, die du dorthin ſchickſt, um ihn dir zu erhalten, regiert werde. Da dieſe ſich nur durch deine Macht und deinen Schutz erhalten können, ſo werden ſie Alles aufbieten, um deine Herrſchaft zu ſichern. Es iſt nicht zu bezweifeln, daß es leichter ſcheint, eine Stadt, die gewohnt iſt in Freiheit zu leben, durch ihre eigenen Bürger, als auf eine andere Art zu regieren, wie dies die Lakedämonier und die Römer verſucht haben. Die Erſteren errichteten in Athen und in Theben oligarchiſche Räthe, und dennoch verloren ſie beide Städte wieder. Die Letzteren dagegen behielten Capua, Carthago, Numantia, weil ſie dieſe Städte zerſtörten. Im Gegentheil verſuchten ſie Griechenland zu beherrſchen wie Sparta es beherrſcht hatte, d. h. indem ſie ihm ſeine Geſetze und ſeine Freiheit ließen, was ihnen aber nicht gelang. Und ſie wurden gezwungen, mehrere Städte dieſer Provinz zu zerſtören, um ſie zu behalten. Woraus ich ſchließe, daß das beſte Mittel, diejenigen, die man erobert hat, zu behalten, darin beſteht, ſie zu zerſtören, ſie zu ruiniren, und daß Derjenige, der Herr einer Stadt wird, die vorher frei war, und ſie nicht zerſtört, von ihr nichts zu hoffen hat, als ſelbſt von ihr vernichtet zu werden, um ſo mehr, da dieſelbe ſtets die Freiheit und die alten Gebräuche, die weder Zeit noch Wohlthaten vergeſſen machen können, zum Vorwande des Aufruhrs machen wird. Und wenn man die Bewohner nicht entzweit oder ausrottet, ſo werden ſie bei allen Gelegenheiten ihre Freiheit zurückfordern, wie unter andern Piſa, das ſo lange Zeit unter dem Joche von Florenz war.«

»Ist die eroberte Stadt oder Provinz dagegen gewohnt, unter einem Fürsten zu leben, und bleibt Niemand von seinem Geschlecht übrig, so werden die Bürger, da sie einerseits gewohnt sind zu gehorchen, und anderseits das Haus ihrer Fürsten ausgestorben ist, sich nicht mit einander verstehen, einen Andern zu wählen. Ueberdies nicht an die Freiheit gewöhnt, greifen sie langsamer zu den Waffen, und lassen somit dem Fürsten die Mittel, sich ihrer zu bemächtigen. Die Republiken aber haben mehr Leben und mehr Haß, mehr Eifer und mehr Rache, und das Andenken an ihre frühere Freiheit stirbt nicht aus. Somit bleibt das beste Mittel, sie zu zerstören oder dort zu wohnen.«

Ein anderes Kapitel (XVIII) ist eben so klar. Es heißt:

»Ob die Fürsten Wort halten sollen?«

»Jeder weiß, wie löblich es bei einem Fürsten ist, wenn er Treue und Glauben hält, gerade heraus und ohne Hinterhalt ist. Aber die Erfahrung der gegenwärtigen Zeiten zeigt, daß nur die Fürsten, die wenig Aufhebens von ihrem Worte machten und die es verstanden die Andern zu täuschen, etwas Großes zu Stande gebracht haben; wogegen die, die rechtlich gehandelt, dabei am Ende stets den Kürzern gezogen haben.«

»Man muß bedenken, daß es zwei Arten zu kämpfen giebt, die eine mit dem Gesetze, die andere mit der Gewalt. Die erstere ist die der Menschen, die letztere die der Thiere. Da aber sehr oft die erstere nicht genügt, so ist es nöthig, zur zweiten seine Zuflucht zu nehmen. Fürsten müssen also eben so gut als Menschen, denn als Thiere handeln können. Die Alten lehren dies sinnbildlich, wenn sie erzählen, daß Achill und verschiedene an-

dere Fürſten dem Centaur Chiron zur Erziehung übergeben wurden, um damit anzudeuten, daß, da der Lehrer halb Menſch, halb Thier war, der Schüler etwas von beiden Naturen abbekomme, weil die eine nicht lange ohne die andere dauern könne.«

»Aber da der Fürſt das Thier mitunter nachmachen muß, ſo muß er ſich ſowohl in den Fuchs, als in den Löwen zu verwandeln wiſſen, weil ſich der Löwe der Netze nicht verſieht, und der Fuchs mit den Wölfen nicht fertig wird. So mußt du Fuchs ſein, um die Schlingen zu erkennen, und Löwe, um die Wölfe in Achtung zu halten. Diejenigen, die nur die Löwen nachzumachen wiſſen, verſtehen ihre Sache ſchlecht; und ſomit ſoll ein kluger Fürſt ſein Wort nicht halten, wenn das ihm nachtheilig ſein könnte, und wenn die Gelegenheit, die ihn veranlaßte es zu geben, nicht mehr beſteht.«

»Dieſe Verhaltungsmaßregel würde ſchlecht ſein, wenn alle Menſchen gut wären. Da ſie aber Alle ſchlecht ſind, da ſie ihr Wort nicht halten werden, ſo darfſt du eben ſo wenig das deinige halten. Und es wird dir nie an einem Vorwande fehlen, um den Wortbruch zu beſchönigen. Ich könnte tauſend Beiſpiele unſerer Zeit geben und zeigen, wie viele Verſprechen, wie viele Verträge ſich durch die Untreue der Fürſten zerſplittert haben, und wie ſtets Derjenige, der am beſten als Fuchs zu handeln wußte, des Erfolges am ſicherſten ſein konnte. Aber man muß es recht verſtehen dieſen Fuchsgeiſt zu verſtecken, man muß dazu gemacht ſein zu täuſchen und zu trügen. Die Menſchen aber ſind ſo einfältig und ſo gewohnt den Zeiten nachzugeben, daß der, der trügt, ſtets welche findet, die ſich betrügen laſſen.«

»Von allen Beispielen neuerer Zeit mag ich nur Eines nicht übergehen. Der Pabst Alexander VI that nie etwas Anderes als trügen. Nie gab es einen Menschen, der besser Jemanden bereden konnte, nie gab es einen, der leichter mit den heiligsten Eiden versprach, und der weniger sein Versprechen hielt. Und nichts desto weniger gelangen ihm seine Betrügereien stets; so gut wußte er, wie er es bei den Menschen anzulegen hatte.«

»Es ist also nicht nöthig, daß ein Fürst stets die Eigenschaften habe, die ich angeführt, sondern nur scheinen muß es als habe er sie. Ich wage selbst zu behaupten, daß es gefährlich wäre sie zu haben und auszuüben, wogegen es nützlich, wenn es nur so scheint als habe er sie. Du mußt großmüthig, treu, zuvorkommend, gerecht und religiös scheinen; aber dabei mußt du so sehr dein eigener Herr sein, daß du im Fall der Noth das Gegentheil zu thun im Stande bist.«

»Ich behaupte, daß ein Fürst und insbesondere ein neuer Fürst, nicht Alles beobachten kann, was bei den Menschen für gut gilt, denn das Bedürfniß seines Staates zwingt ihn oft, sein Wort zu brechen, gegen Milde, Menschlichkeit und Religion zu handeln. Er muß seinen Geist nach dem Winde des Glückes drehen, ohne sich dabei vom Guten mehr als nöthig abzuwenden, aber auch ohne sich ein Gewissen daraus zu machen, das Schlechte zu thun, so oft es nöthig.«

»Uebrigens muß der Fürst dahin streben, nie etwas zu sagen, was nicht aus den fünf Eigenschaften, die ich angeführt, folgt. So daß, wer ihn nur sieht und hört, glaube, daß er die Güte, die Treue, die Gerechtigkeit, die Civilität und die Religiosität

selbst sei. Diese letzte Eigenschaft aber ist diejenige, die ihm äußerlich am nothwendigsten ist, um so mehr als die Menschen im Allgemeinen eher nach den Augen als nach den Händen urtheilen, da Jeder die Freiheit hat zu sehen, fast Niemand aber die, zu fühlen. Jeder sieht, was du scheinst, aber fast Niemand weiß, was du bist, und die Minderzahl wagt es nicht, der Mehrzahl zu widersprechen, die überdies noch das Ansehen des Staates zum Schilde hat. In den Thaten aller Menschen und besonders der Fürsten, gegen die man keine Richter zur Hülfe rufen kann, sieht man einzig und allein auf den Ausgang.«

»Ein Fürst hat also nur seinen Staat aufrecht zu halten; alle Mittel, deren er sich bedient hat, wird man stets für ehrbar halten und Jeder wird sie loben. Denn der gewöhnliche Mensch hält sich an den Schein und urtheilt nur nach den Ereignissen. Aber es giebt in dieser Welt fast nur gewöhnliche Menschen, und die kleine Zahl wird nur befragt, wenn die große nicht weiß, was thun.«

»Ein Fürst der Gegenwart, den ich nicht nennen mag, predigt uns Nichts als Friede und Treue; aber wenn er selbst Ein und Anderes geübt hätte, so würde er schon oft seine Staaten und seinen Ruf verloren haben.«

4.

So also muß ein Fürst sein? Das Gute, Edle heucheln, das Schlechte, Gemeine thun, — ein Pestkranker in Purpur, ein vergifteter Wein in einem goldenen Becher. O! ich begreife es, wie sich der hohe Geist, das noch unverdorbene Gefühl eines Friedrich des Zweiten gegen eine

ſolche Lehre empören mußte. Ja, wenn dieſer Macchiavel die Wahrheit ſagt, dann iſt jeder Fürſt eine im Zorne Gottes geſchaffene Geißel der Menſchen und der Menſchheit. Dann haben die Recht, die behaupten, daß Macchiavel nicht der Lehrer, ſondern einfach der Geſchichtſchreiber der Fürſten geweſen, daß er als Republikaner in der Form der Belehrung das Fürſtenthum hinterrücks zu meuchelmorden geſucht habe.

Doch die Sache iſt einfacher. Macchiavel, wenn auch in vielen Blitzfunken ſeiner Werke eines der glänzendſten Genies, war dennoch einer von den Geiſtern, die nach dem Scheine urtheilen und ſich an die Ereigniſſe halten, die nicht rückwärts und nicht vorwärts zu ſehen im Stande ſind, und daher nur an die Steine glauben, über die ſie ſtrauchelten, die Bäume beachten, gegen die ſie anrannten. Das iſt ein ſcharfes Urtheil über einen ſo vielgerühmten Politiker, über den Lehrer und Meiſter ſo vieler hochgeſtellter Schüler und Geſellen. Aber unter den Krähen iſt der Spatz ſchon ein nicht zu verachtender Sänger. Oxenſtierna ſagte: »Es iſt wunderbar, mit wie wenig Weisheit die Welt regiert wird.« Noch wunderbarer aber iſt, wie wenig Weisheit die Lehrer der Lenker der Welt oft zeigten.

Um übrigens dieſe Anſicht zu beweiſen, bedarf es vorerſt noch etlicher Auszüge aus dem »Fürſten.«

Die beiden angeführten Kapitel charakteriſiren hinlänglich die Theorie; an einer andern Stelle (Kap. VII) finden wir die Anwendung, und ſehen den Fürſten nach dem Herzen Macchiavel's am Werke. Dieſer iſt nämlich jener Cäſar Borgia, deſſen ſchnöde Schandthaten den Lohn erhielten, den ſie verdienten, indem er das blutgetränkte

Gerüſte ſeiner vermeintlichen Größe in ſich ſelbſt zuſammenſtürzen ſehen mußte, als er ſich einbildete den Schlußſtein einlegen zu können.

»Wenn man alle Fortſchritte des Valentiners (Cäſar Borgia, Herzog von Valentinois) bedenkt, ſo wird man ſehen, daß er ſtarke Fundamente zu ſeiner künftigen Größe gelegt hatte. Ich glaube, daß es nicht überflüſſig iſt, davon zu ſprechen, da ich kein beſſeres Beiſpiel für einen neuen Fürſten, als das ſeinige, kenne. Denn, wenn die Maaßregeln, die er genommen, nicht den gehofften Erfolg hatten, ſo war dies nicht ſeine Schuld, ſondern die eines unvorherzuſehenden Umſchwunges des Glückes.«

»Sein Vater fand eine Menge Schwierigkeiten ihn groß zu machen. Erſtens ſah er, daß er ihm keinen Staat, der nicht der Kirche angehöre, geben könne, und daß, wenn er von dieſer einige Städte abzureißen verſuche, der Herzog von Mailand und die Venetianer, die bereits Faenza und Rimini unter ihrem Schutze hatten, ſich widerſetzen würden; zweitens, daß die Armeen Italiens, deren er ſich hätte bedienen können, in den Händen derjenigen waren, die die Vergrößerung des Pabſtes fürchten mußten, nämlich der Urſini, der Colonna und ihrer Anhänger, auf die er ſomit ſich keineswegs verlaſſen konnte. Dieſe Hinderniſſe mußten alſo beſeitigt werden, man mußte die Staaten Italiens zu trennen ſuchen, um einen Theil ohne Widerſtand erobern zu können. Das war ihm nicht ſchwer, weil die Venetianer um anderer Urſachen willen die Franzoſen aufforderten, nach Italien zu kommen; was er noch erleichterte, indem er die erſte Ehe König Ludwigs auflöſte. Dieſer König war aber kaum auf Anſuchen der Venetianer

und mit Zustimmung Alexanders VI in Italien eingerückt, als er, in Mailand angekommen, alsbald in die Plane des Pabstes einging, und ihm Soldaten abtrat, um die Romagna zu überziehen, deren sich dann der Valentiner wirklich, trotz der Colonna, bemeisterte.«

»Aber er fand Hindernisse, sie sich zu erhalten und weiter vorzuschreiten. Eines von Seiten der Ursini, deren er sich bedient hatte, und von denen er befürchtete, daß sie ihn im Falle der Noth im Stiche lassen und ihn so nicht nur verhindern würden neue Besitzungen zu erobern, sondern selbst ihm das entreißen könnten, was er bereits besäße; das andere von Seiten Frankreichs, von dem er ebenfalls fürchten mußte, daß es ihn aufgeben werde. In Bezug auf die Ursini hatte er sich überzeugt, daß nach der Wegnahme von Faenza sie sich bei der Belagerung von Bologna wenig energisch gezeigt hatten. Und da zugleich der König, nachdem er sich des Herzogthums von Urbino bemächtigt hatte, von seinem Einfall in Toscana abstand, so beschloß er, in Zukunft weder von dem Glücke noch von den Waffen eines Dritten abhängen zu wollen.«

»Das Erste, was er that, war, die Ursini und die Colonna zu schwächen, indem er diejenigen in ihrem Dienste, die Edelleute waren, durch große Besoldungen und Anstellungen nach ihrem Range an sich heranzog, so daß diese in ein paar Monaten ihm alle Liebe, die sie früher für die entgegengesetzte Partei hegten, zugewendet hatten. Nachdem er hienach die Colonna vertrieben hatte, wartete er den Augenblick ab, um die Ursini zu vernichten, der ihm nicht ausblieb und dann von ihm mit Glück benutzt wurde. Als nämlich die Ursini zu spät sahen, daß die Macht des Herzogs und des Pabstes ihren Untergang

herbeiführe, hielten dieſelben eine Verſammlung zu Magione in dem Gebiete von Perugia. Dieſe Verſammlung rief den Aufſtand der Urbinos hervor und die Unruhen in der Romagna, die dem Herzog tauſend Gefahren brachten. Mit Hülfe der Franzoſen wußte er denſelben glücklich zu entgehen. Aber nachdem er ſo ſeine Angelegenheiten wieder in Ordnung gebracht hatte, dachte er nur daran, wie er ſie ſämmtlich täuſchen möge, da er ſich weder auf die Einen verlaſſen konnte, noch auf die Anderen ſtützen wollte. Dies aber gelang ihm bei den Urbinos ſo gut, daß ſie ſich mit ihm durch die Vermittlung des Signor Paul, den er durch große Geſchenke gewann, wieder ausſöhnten. Und dieſe waren ſo unklug, ſich in Sinigaglia in ſeine Hände zu geben. Nachdem er hier die Chefs getödtet und ihre Anhänger zu ſeinen Freunden gemacht hatte, erhielt ſeine Macht nur um ſo beſſere Grundlagen, als er die ganze Romagna und das Herzogthum Urbino beſetzt hielt und die Bewohner dieſer Länder mit ihm zufrieden waren. Da er aber gerade in dieſem Punkte Nachahmung verdient, ſo will ich darüber etwas mehr ſagen.«

»Als er die Romagna weggenommen hatte, bedachte er, daß dieſelbe habſüchtige Herren, die ihre Unterthanen beſtahlen, anſtatt ſie zu regieren, gehabt, daß Raub, Aufſtand und Mord in derſelben herrſch[illegible], und daß, um ſie dem fürſtlichen Willen unterthänig zu machen, man nur ein gutes Gouvernement einzurichten brauche. Er wählte dazu Remiro d'Osco, einen grauſamen aber thätigen Mann, dem er unbeſchränkte Macht gab. In kurzer Zeit ſtellte dieſer Gouverneur die Ordnung her und erwarb ſich einen ſehr großen Ruf. Da aber der Herzog dann zu fürchten anfing, daß

eine so unbeschränkte Macht am Ende Haß erregen könne, so errichtete er in der Provinz eine Civilkammer, an der jede Stadt ihren Advokaten hatte; und da er sah, daß die frühere Strenge ihm den Haß zugezogen hatte, so beschloß er eines Morgens, den Remiro in Stücke hauen und die Stücke seines Leibes auf dem Platze von Capua an einem Pfahl, in dem ein blutiges Messer eingesteckt war, ausstellen zu lassen, um dem Volke zu zeigen, daß die Grausamkeiten nicht von ihm ausgegangen, sondern nur Folge des zornigen Charakters seines Ministers gewesen seien. Was denn das Volk wirklich überraschte und zufrieden stellte.«

»Aber kehren wir zu unserem Gegenstande zurück. Da der Herzog so mächtig geworden und sich durch sein eigenes Heer und durch den Untergang derer, die ihm hätten schaden können, gesichert sah, so hatte er nur noch Frankreich zu befürchten, indem er wußte, daß der König, der zu spät seinen Fehler eingesehen hatte, nicht leiden werde, daß er seine Staaten noch vergrößere; deswegen suchte er sich neue Freunde zu verschaffen, und mit den Franzosen zu intriguiren, als sie in das Königreich Neapel eindrangen, um die Spanier, die Gaëta belagerten, zu vertreiben. Und der Entschluß, den er gefaßt hatte, sich ihrer zu versichern, würde ihm sehr bald gelungen sein, wenn sein Vater noch einige Zeit gelebt hätte.«

»Das war sein Benehmen in Bezug auf die gegenwärtigen Ereignisse. In Bezug auf die zukünftigen aber suchte er, da er insbesondere zu fürchten hatte, daß ein neuer Pabst ihm das nehmen werde, was Alexander ihm gegeben, sich durch vier Mittel dagegen zu schützen; — erstens indem er das Geschlecht der Herren, die er

beraubt hatte, ausrottete, um dem Pabste die Möglichkeit zu nehmen sie wieder herzustellen; zweitens indem er sich alle römischen Edelleute zu Freunden machte, um durch sie den Pabst in Schach zu halten; drittens indem er sich so viele Creaturen als möglich im heiligen Collegium verschaffte; und viertens indem er dafür sorgte, daß er, bevor der Pabst gestorben, so mächtig geworden, daß er dem ersten Angriffe selbst widerstehen konnte.«

»Von diesen vier Sachen hatte er drei vor dem Tode Alexanders ausgeführt, und die vierte war ebenfalls beinahe vollendet. Denn von den enterbten Herren entkamen ihm sehr wenige; der ganze römische Adel war in seinem Interesse, und die Mehrzahl der Cardinäle in seiner Abhängigkeit. Was endlich die Vergrößerung seines Staates anbelangt, so hoffte er sich zum Herrn von Toscana zu machen, wo er schon Perugia und Piombino besaß und außerdem Pisa, das sich unter seinen Schutz begeben, und das er nur zu besetzen hatte, da er die Franzosen nicht mehr zu scheuen brauchte, weil sie von den Spaniern aus Neapel vertrieben worden waren. Ueberdies bedurften die Einen und die Andern seiner Freundschaft. Worauf denn Lucca und Siena sich entweder aus Haß gegen Florenz oder aus Furcht ergeben haben würden, ohne daß die Florentiner dagegen etwas hätten thun können. Und wenn das gelungen wäre, wie dies ohne Zweifel in dem Jahre geschehen sein würde, in dem Alexander starb, so wäre er so mächtig und ansehnlich geworden, daß er sich selbst, ohne von Jemandem abzuhängen, hätte erhalten können. Aber fünf Jahre nachdem er zum ersten Male das Schwert gezogen, ließ Alexander ihn auf den Tod krank, umgeben von den Heeren zweier mächtiger Könige und ohne andere Staaten

als die Romagna. Aber er war ſo tapfer, ſo klug im Erkennen der Menſchen, die er gewinnen, oder die er zernichten mußte, und die Grundlage, die er in ſo kurzer Zeit geworfen hatte, war ſo feſt, daß wenn er nicht krank geweſen, oder wenn er keine zwei mächtigen Heere auf dem Halſe gehabt hätte, er ſicher alle Hinderniſſe beſiegt haben würde.«

»Was zeigt, daß die Grundfeſten gut waren, iſt, daß die Romagna ihn länger als einen Monat erwartete, und daß obgleich die Boglioni, Vitilli und Orſini nach Rom gekommen waren, ſie doch, wie krank er war, nichts gegen ihn machen konnten. Und wenn er den, den er wollte, nicht zum Pabſt wählen laſſen konnte, ſo konnte er wenigſtens den ausſchließen, den er nicht wollte. Alles würde ihm ein Leichtes geweſen ſein, wenn er nicht krank geweſen, als Alexander ſtarb. In den Zeiten, wo Julius II gewählt wurde, ſagte er mir, daß er an Alles, was nach dem Tode Alexanders ſich ereignen könne, gedacht, und für Alles geſorgt habe, aber daß er nicht vorausgeſehen, daß er ſelbſt in dem Augenblicke, wo ſein Vater ſterben, in Todesgefahr ſein werde. Alles das gehörig berückſichtigt, weiß ich nicht, was ich in dem Benehmen des Herzogs tadeln könnte, im Gegentheil ſcheint er mir würdig, allen denen, die durch Glück oder die Waffen Anderer einen Thron errangen, zum Muſter dienen zu können, da er bei ſeinem großen Muthe und ſeinen weiten Abſichten nicht anders regieren konnte. Denn ſeine Plane ſind nur fehlgeſchlagen durch ſeine Krankheit und durch die Kürze des Pontificats von Alexander.«

»Der neue Fürſt, der ſich gegen ſeine Feinde ſicher ſtellen will, ſoll ſich Freunde machen, er muß ſiegen durch

Gewalt oder List, muß geliebt und gefürchtet sein von seinen Völkern, muß seinen Soldaten Achtung und Gehorsam abzwingen; die, die ihm schaden können oder müssen, muß er vernichten, er muß neue Gebräuche einführen, ernst und strenge, großmüthig und freigebig sein, eine untreue Nation zerstören und eine nach seinem Geschmacke machen, er muß sich die Freundschaft und die Achtung der Fürsten erhalten, auf daß sie ihm wohlthun oder wenigstens fürchten ihm wehe zu thun. Der aber, der so handeln will, wird keine neuern Beispiele finden, die schlagender als die des Valentiners.«

»Alles, was man ihm vorwerfen kann, ist die schlechte Wahl, die er in der Person Julius II traf; denn wenn er keinen Pabst nach seinem Sinne wählen lassen konnte, so hatte er doch die Macht, Alle auszuschließen, die ihm nicht behagten. Aber er durfte nie die Wahl eines Cardinals zugeben, den er beleidigt hatte, oder der, Pabst geworden, ihn fürchten mußte. Denn die Menschen beleidigen uns durch Furcht oder Haß.«

»Er hatte die Cardinäle St. Pierre-aux-Liens, Colonna, St. Georg und Armagne beleidigt. Alle andern, mit Ausnahme des Cardinals von Rouen und der Spanier, mußten ihn fürchten, wenn sie Pabst geworden wären. So verlangte die Klugheit, daß er zuerst versucht hätte, einen Spanier, und wenn das nicht gelungen, den Cardinal von Rouen wählen zu lassen, und nicht St. Pierre-aux-Liens, der die Ursache seines Untergangs war. So täuschen sich diejenigen, die glauben, daß neue Wohlthaten den Großen alte Beleidigungen vergessen machen könnten.«

5.

Man hat Machiavelli meiſt für zu ſchlecht oder für zu gut gehalten, man hat in ſeinen Lehren entweder den kalten Böſewicht, der ruhigen Muthes trügt und mordet, oder den ſtrengen Richter, der ohne zu zagen den Betrügern und den Mördern die Larve abreißt, ſehen zu müſſen geglaubt. Er iſt weder das Eine noch das Andre, ſondern nur ein ſchwacher Wiederſchein der Handlungs- und Denkweiſe ſeiner Zeit im glänzenden Gewande einer geiſtſprühenden Auffaſſung und Darſtellung — ein verunglückter Republikaner, der zu einem mißrathenen Höflinge wurde; als Denker ein gewöhnlicher Menſch, der nach dem Scheine urtheilt, und nur die nächſten Ereigniſſe — vor- und rückwärts, nur die nächſte Veranlaſſung, nicht aber die letzte Urſache, nur die nächſte Folge, nicht aber das endliche Ergebniß ſieht, und der aus dieſer Art zu ſein, zu denken, zu fühlen und zu handeln eine politiſche Theorie gebildet hat, die um ſo nothwendiger ſich eines großen Erfolges erfreuen mußte, je wahrer es iſt, »daß es in dieſer Welt faſt nur gewöhnliche Menſchen giebt«, und leider die Kreiſe der hohen und höchſten Politiker doch auch mit zu dieſer Welt gehören.

Die Zeit, in der Machiavel ſchrieb, und von der ſpäter ein Mehreres, erklärt die Handlungs- und Denkungsart des »Fürſten« beſſer als alle möglichen philoſophiſchen und politiſchen Commentare. Um dieſer Zeit willen mag Machiavel denn auch immerhin die Befugniß haben, die Duodezeroberer Borgia, Sforza ꝛc. als etwas ganz Einfaches und Natürliches anzuſehen und ſich nur zu fragen, was

ein solcher Eroberer zu thun habe, um sich in seiner Eroberung zu halten. Freilich wäre es besser gewesen, wenn ein tüchtiger Kopf daran gedacht, wie es einzurichten, um solche Eroberungen überhaupt unmöglich zu machen. Doch wollen wir deswegen nicht mit Macchiavel rechten, sondern uns mit ihm auf das Feld stellen, das er selbst gewählt hat.

Was also soll ein solcher Eroberer thun, um sich in seiner Eroberung zu halten? Dafür giebt es zwei radicale Mittel, und zwar bei freien Städten, dieselben zu zerstören, in unfreien die herrschende Familie auszurotten. Das ist das alte Mittel gegen Zahnschmerzen, das darin besteht, daß man den Kopf mit dem bösen Zahne vom Rumpf abschlägt. Einer nach dem andern von den italienischen Taschenerobern des funfzehnten und sechszehnten Jahrhunderts hat dies Mittelchen versucht, und alle mit dem gleichen Glücke, bis ein Wenn oder ein Aber dazu kam und sie zum Teufel jagte, oder auch sie in die Grube fallen ließ, die sie Andern gegraben hatten.

»Der Fürst soll edel, großmüthig, gerecht und fromm scheinen; ja es ist sogar besser, wenn er es nur scheint, nur heuchelt und im Innern nicht ist.« — Weswegen aber ist es nöthig, daß er gerecht und fromm scheine? Doch wohl nur, um dadurch auf das Volk, auf die Masse einen guten Eindruck zu machen. Das aber wäre ein Beweis, daß die Masse das Gute dem Schlechten vorzöge; und wenn dies, dann sind die Menschen eher gut als schlecht. Ist dies aber wahr, dann bricht die ganze Theorie Macchiavel's zusammen, denn sie beruht im Wesen auf dem Satze, »daß alle Menschen schlecht sind.«

Selbst von Macchiavels Standpunkt aus ist es kaum zu begreifen, warum es eigentlich besser, wenn der Fürst

die guten Eigenschaften, die er äußerlich zur Schau tragen soll, nur heuchle und nicht besitze. Jedenfalls ist es schwerer zu heucheln, als sich so zu benehmen, wie's Einem ums Herz ist. Vielleicht fürchtet Machiavel, daß dem wirklich tüchtigen und gerechten Fürsten die schlechten Streiche nicht so leicht gelingen würden, und deswegen hatte er Angst, daß er den Kürzern ziehen möchte. Nun will aber Machiavel mit den schlechten Streichen nur auf die Minderzahl, und mit der Heuchelei, mit dem Scheine der Gerechtigkeit auf die Mehrzahl wirken, und so wird am Ende doch letzteres bedeutender als ersteres sein, vorausgesetzt daß es überhaupt der Mühe werth zu heucheln, d. h. daß es überhaupt ein Volk, daß es Bürger gebe, die mit in Betracht kommen und die dann am Ende Alles entscheiden. Wir werden später sehen, daß es zu Machiavels Zeiten kein Volk, nicht einmal eine Bürgerschaft, sondern überall in Italien nur einen faulen Haufen gab, und das erklärt denn Vieles in Machiavels Ansichten und ganz besonders seine Theorie über den Vorzug, den die Heuchelei vor der Wahrheit habe.

Sehen wir nun das Muster an, das Machiavel uns vorführt, jenen Cäsar Borgia; so fragt man sich ganz erstaunt, woher es komme, daß dieses wunderliche Beispiel die Theorie nicht vollkommen über den Haufen gestoßen? Cäsar Borgia wird etwas, weil sein Vater Pabst war, und dieser den Zufall benutzte. Und als sein Vater stirbt, stürzt das morsche Gebäude geborgter Größe zusammen. Und das ist das Muster der höchsten Staatskunst! Vier ganzer Wochen dauert es, ehe zusammenbricht, was er in sechs mühevollen Jahren aufgebaut, aufgebaut mit Hülfe des Pabstes und des Königs von Frankreich.

Und Wenn und Aber sind allein Schuld daran. Er hatte an Alles gedacht, der feine Politiker, nur nicht an den Schnupfen und das Fieber und nebenbei — — nicht an die Wahl des Pabstes! Seine Zukunft stützt er auf vier, nicht mehr und weniger, gerade vier Maßregeln: Erstens er rottete diejenigen, die er beraubt hatte, aus, zweitens machte er sich Freunde, drittens schuf er sich Creaturen, und viertens suchte er, bevor der Pabst, sein Vater, sterbe, mächtig genug zu werden, um den ersten Angriffen des Nachfolgers desselben widerstehen zu können. Das letzte Mittel ist ganz besonders empfehlenswerth, und der Valentiner war auf dem besten Wege, und hätte es beinahe fertig gehabt, als aber wenn ꝛc.

Betrachtet man diese Mittelchen, so ist das erste freilich zwar radikal genug, aber doch nur negativ, und meist auch nicht zulänglich, denn selbst der Valentiner vergaß ein Paar Sprößlinge der Orsini, die ihn später stürzen halfen. Das zweite aber darf wenigstens Macchiavel nicht anführen, denn »wenn die Menschen alle schlecht sind«, so heißt es auf Sand bauen, sobald man sich auf die Freundschaft verlassen will. Creaturen sind Lückenbüßer, aber wahrlich keine Grundlagen einer neuen Regierung. Das letzte Mittel ist zwar sehr probat; aber es ist kein Mittel, sondern ein Erfolg, und Macchiavel hätte uns lehren sollen, wie man ihn erlangt.

Wahrlich alle diese Fäden sind Spinngewebe, die der nächste Sturmwind verweht, oder auch nur eine etwas große Fliege zerreißt. Daß es Grundsätze, Institutionen und selbst Handlungen gebe, die in den Boden gelegt, Eichen treiben, allen Stürmen trotzend, davon hat Macchiavel keine Ahnung.

II.

Machiavellismus.

1.

Nachdem ich den Fürsten gelesen, war mir die Weltberühmtheit Machiavels, sein mehr hundertjähriger Ruf ein wahres Räthsel, und nur der Gedanke, daß er so schön für und über die Ideen der gewöhnlichen Menschen zu schreiben wußte, erklärte mir Vieles. — Die Neuheit dieser Heuchel- und Lügentheorie, das Bequeme derselben in Ermangelung höherer Ideen, größerer Willenskraft und redlichen Mannesmuthes, — thaten ein Uebriges. Der Zufall kommt noch hinzu. Er schrieb im Interesse der Borgias, der Mediceer, und so lange diese tonangebend in Italien waren, mußten diese ihren Lobredner zu heben und zu halten suchen. Später glaubte gar ein Pabst, diesen einen bösen Streich zu spielen, indem er die Bücher ihres Geschichtschreibers und Höflings verbot, — wodurch aber Machiavel nur eine neue und größere Bedeutung erhielt. Endlich hatte er im Geiste der später auftretenden Jesuiten gedacht und geschrieben, was ihn abermals von dem Vergessen gerettet zu haben scheint.

Es kam Vieles zusammen. Die Elendigkeit der Zeit aber, die sich sowohl in den Beherrschten als in den Herrschern abspiegelt, war die Hauptursache. Doch mag ich dies scharfe Urtheil über einen so oft genannten und viel gerühmten Namen nicht so ohne Weiteres sprechen.

Oft, sehr oft wird man an Macchiavel eine durchgreifende Schärfe des Urtheils, so weit sein Gesichtskreis reicht, wahre Genieblitze, nicht verkennen. In seinem Fürsten kommen dafür Belege genug vor. Wie wahr ist es, wenn er behauptet, daß der neue Fürst, der Usurpator, sich eher auf die treuen Unterthanen des vorhergehenden Regenten, als auf diejenigen, die unzufrieden waren, und denen er seine Erhebung verdankt, zu stützen suchen müsse[1]). »Wer seine Unterthanen mehr fürchtet als die Ausländer, der muß Bastillen errichten, wer aber die Ausländer mehr fürchtet als seine Unterthanen, ist derselben nicht bedürftig.« [2]) »Es ist besser für zu sparsam, ein Fehler, der doch nicht hassen macht, zu gelten, als um des Scheines der Freigebigkeit willen in die Nothwendigkeit zu fallen mit vollen Händen zu nehmen, was nicht nur deiner Ehre schadet, sondern dir auch Haß zuzieht.« [3])

Dieser gesunde Menschenverstand, der aber leider bei Macchiavel nicht tief greift und nicht weit reicht, besticht auf den ersten Anblick. Eines der Kapitel des Fürsten ist in dieser Beziehung sehr charakteristisch und deswegen stehe es ganz hier:

»Was man an den Menschen und besonders an Fürsten lobt und tadelt!« [4])

---

[1]) VI, 290. [3]) VI, 293.
[2]) VI, 212. [4]) Cap. XV.

»Es bleibt nun noch übrig zu ſehen, wie ein Fürſt ſeine Unterthanen und ſeine Freunde regieren ſoll. Und da ich weiß, daß Viele über dieſen Gegenſtand geſchrieben, ſo fürchte ich faſt für anmaßend gehalten zu werden, wenn ich es wage, denſelben anders zu behandeln als ſie. Aber da meine Abſicht iſt, für die zu ſchreiben, die wiſſen, was daran iſt, ſo iſt es beſſer, der Wahrheit gemäß zu ſprechen, als wie der gewöhnliche Menſch ſich einbildet daß es ſein müſſe.«

»Oft hat man ſich Republiken und Fürſtenthümer vorphantaſirt, die nie beſtanden haben, und wie ſie nie beſtehen werden. Aber es iſt ein ſo großer Unterſchied zwiſchen der Art, wie man lebt und wie man leben ſollte, daß der, der das was geſchieht aufgiebt für das was geſchehen ſollte, eher darauf ausgeht, ſich zu vernichten, als ſich zu erhalten. Ein Menſch, der ſich vorſetzte, ſtets gut zu ſein, zwiſchen ſo vielen andern, die es nicht ſind, muß früh oder ſpät untergehen. Es iſt alſo unerläßlich für einen Fürſten, der ſich aufrecht erhalten will, zu lernen nicht gut zu ſein, um davon nach dem Bedürfniß der Ereigniſſe Gebrauch zu machen.«

»Alles, was nur in der Einbildung beſteht, bei Seite laſſend, und nur das, was wirklich und in Wahrheit iſt, berückſichtigend, ſage ich, daß alle Menſchen, und beſonders die Fürſten, von denen man mehr ſpricht, auch ihre hohe Stellung ſie mehr hervorhebt, irgend einen Zunamen des Lobes oder des Tadels haben. Der Eine heißt freigebig, der Andre knickerig, der Eine grauſam, der Andre großmüthig u. ſ. w. u. ſ. w.«

»Jeder wird mir ſagen, daß ein Fürſt, der von allen Eigenſchaften, die ich aufgezählt, nur die guten hätte, ein wahrer Schatz wäre. Aber, da man ſie nicht alle haben,

und nicht alle ausüben kann, weil es die Natur des Menschen nicht erlaubt, so muß der Fürst klug genug sein, um die Fehler zu vermeiden, die ihn um seinen Staat bringen könnten, und sich vor den übrigen zu hüten, so weit das möglich. Aber, wenn dies nicht möglich, so soll er sich das nicht zu sehr angehen lassen, ja selbst sich nicht darüber grämen, daß er die Infamie der Laster, ohne die es schwer wäre den Staat zu retten, tragen muß. Denn Alles gehörig berücksichtigt, würde das, was wie eine Tugend aussieht, ihn vernichten können, während das, was wie ein Laster erscheint, die Ursache seines Glückes sein kann.« —— Das klingt, wie der gesunde Menschenverstand selbst, das ist ächte Hausmannskost. Und ist überdies noch sehr bequem; wer die Tugenden nicht hat, darf sich das nicht grämen lassen, wenn er mit den Lastern nur bis an sein hochseliges Ende ausreicht. Freilich, wer ein Tropf ist, und mit seiner Herzensgüte seinem Feinde Thür und Thor öffnet, bei dem kann die Herzensgüte, sonst eine Tugend, zum Untergange des Staates führen; aber, wer gut ist und dabei kein Tropf, dem wird die Tugend nicht schaden, bei dem wird sie nicht die Ursache seines Unterganges sein. Und wer ein hinterlistiger Bösewicht, mit Meuchelmord und Trug sich aufrecht erhält, der wird dem Laster eigentlich doch nur scheinbar verdanken, was die Folge einer Tugend war. Der Meuchelmord, der Betrug ist nur das nächste Mittel; aber Muth, Entschlossenheit, Thatkraft, lauter Tugenden, sind am Ende doch die letzte Ursache des glücklichen Erfolges.

2.

In den hierauf folgenden Kapiteln aber trägt uns Machiavel seine politische Hausmannskost Platte für Platte auf; und es begreift sich dann leicht, daß die Masse der Politiker diese pikanten Speisen ganz genehm fand. Wenigstens ist es nicht schwer sie zuzubereiten, der Stoff ist überall in Ueberfluß vorhanden. »Es ist besser öffentlich ökonomisch sein als verschwenderisch; man muß nicht grausam sein und höchstens nur einmal; es ist besser gefürchtet als geliebt zu werden; es ist überflüssig Treue und Glauben zu halten; man muß sich hüten gehaßt oder verachtet zu sein« u. s. w. — Man macht es sich bequem, hält sein Wort oder lügt und trügt nach Umständen, vermeidet das Zuviel und weicht dem Zuwenig aus. Das ist eigentlich das Prinzip Machiavel's, aber das ist es nicht, was er mit seinen Lehren bei seinen Schülern erreicht hat. Man hat sich's nur noch bequemer gemacht, als er es seinem Fürsten selbst schon machte, und mit Hülfe der Hoferziehung und der Hofsitten, mit Hülfe der Jesuiten und Hofintriganten, wurde aus den Machiavellischen Doctrinen, was nothwendig bei dem Grundsatz, daß der Mensch schlecht, daraus werden mußte, eine Theorie des Lugs und des Betrugs im Großen.

Der gesunde Menschenverstand, der gros bon sens, der aber nicht weiter sieht, als der Blick eines kleinherzigen Menschen trägt, der in den engen Kreis der nächsten Ereignisse eingezwängt ist, und gerade deswegen überall fehl schlägt, wo die Ursache des Ereignisses oder deren Folgen über diesen Gesichtskreis hinausliegt, zeigt sich in allen Werken Machiavel's.

Man kann darüber ſtreiten, ob die Republik oder die Monarchie vorzuziehen, aber darüber ſcheint wenigſtens kein Zweifel möglich, daß die erbliche Monarchie vor der Wahlmonarchie den unbedingteſten Vorzug verdient. Machiavel dagegen ſagt: »Man ſieht in den römiſchen Geſchichtſchreibern, wie man die Regierung einer guten Monarchie einrichten müſſe, denn alle Kaiſer, die in Folge der Erbfolge zur Herrſchaft kamen, waren ſämmtlich Böſewichte, mit Ausnahme des Titus; und alle die angenommen wurden, waren gute Fürſten, wie man an den fünfen ſieht, die ſeit Nerva bis auf Marc-Aurel herrſchten. Sobald ein Reich erblich wird, muß es in Ruin gerathen.« [1]) Ich habe nicht Luſt hier zu unterſuchen, warum dieſe römiſchen Erbkaiſer weniger werth waren als die gewählten; auch kommt darauf nichts an, denn die Wählbarkeit der Fürſten mit Fürſtenrecht und Fürſtenmacht führt ſchon allein und folgerecht zum raſchen Untergange der Staaten, die ſie beherrſchen. Aber das verhindert Machiavel nicht, ſeinen allgemeinen Schluß aus einer vereinzelten Thatſache, der er zufällig begegnet, zu ziehen. Das iſt ſo ſeine Art und die Art der kleinen Geiſter, die ſich an das Große wagen. Ein anderes Beiſpiel iſt noch klarer. In ſeiner Beurtheilung Deutſchlands kommt eine Stelle vor, die heißt: »Die Deutſchen bauen wenig und ſind ſehr einfach gekleidet. Brod und Fleiſch in Ueberfluß, mit einer warmen Stube im Winter, das iſt Alles, was ſie bedürfen. Die, die keinen Luxus haben, entbehren denſelben leicht; ſie geben zwei Florin in zehn Jahren aus, und jeder lebt nach ſeinem Stande, ohne ſich durch unnatürliche Bedürf-

[1]) I, 78.

niſſe, die er nicht zu kennen ſucht, zu quälen; und das Nothwendige iſt dort viel enger begrenzt als bei uns. Daher die Einfachheit der Sitten [1]). Da ſie ſich mit dem begnügen, was das Land hervorbringt, ſo beſchränkt ſich die Ausfuhr des Geldes auf ſehr wenig. Aber Leute, die frei ſind und von wenig zu leben wiſſen, ſchlagen ſich nur« —— nun wofür? das frage ich. Wofür haben ſich die Perſer, die Spartaner, die Athenienſer, die Römer, ſo lange ſie arm und frei waren, geſchlagen? Machiavel vollendet den angefangenen Gedanken, und ſagt: »Leute, die frei ſind, und von wenig zu leben wiſſen, ſchlagen ſich nur — für Geld!« [2]) Das verhält ſich nämlich ſo: die Schweizer waren damals frei und lebten von Wenigem, die deutſchen Landsknechte kamen aus den deutſchen Städten, die ebenfalls frei waren und wo man von Wenigem lebte; und ſo zog Machiavel ſeine Addition und fand, »daß freie und von Wenigem lebende Völker ſich nur — für Geld ſchlagen.«

Glücklicher iſt er, wenn er aus der Verderbtheit des neuen Roms eine bevorſtehende Reform vorherſagt [3]), eine Prophezeiung, die ihm oft genug hoch angerechnet wurde, während Huß zu ſeiner Zeit bereits für den Verſuch, ſie zur That zu machen, geopfert worden war, und Luther bereits die Grundpfeiler der päbſtlichen Macht ſprengte.

Coriolan und die Scipionen an der Spitze ihrer Heere führen Machiavel zu der verſtändigen Bemerkung, »daß

---

[1]) In dieſer ganzen Anmerkung iſt Alles auf den Kopf geſtellt. »Einfache Sitten, weil wenig Bedürfniſſe,« muß im Gegentheile heißen: Wenig Bedürfniſſe, weil einfache Sitten.

[2]) Oeuvres de Macch. traduites par Guiraudet VI, 338.

[3]) I, 93.

eine gute Armee eines guten Führers und ein guter Führer eines guten Heeres bedürfen.«[1]) Dann aber fragt er weiter: Ob ein guter Führer eher ein gutes Heer, oder ein gutes Heer eher einen guten Führer bilden würden? und behauptet letzteres, »weil es doch leichter sei, daß viele tüchtige Leute Einen formirten, als ein Einzelner viele!«[2]) Damals dachte er zufällig nicht an den cimbrischen Schrecken und an seinen Besieger Marius, und ebensowenig an Hannibal und alle die andern Heerführer, die ihre Heere erst schaffen mußten, und die einzige Seele der Schaaren, die sie leiteten, waren. Ein Heer kräftiger Männer wird sicher auch leicht den Tüchtigsten herausfinden und an seinen Platz stellen. Wo ein ganzes Volk von einem höhern Geiste beseelt ist, fehlt ihm nie der Führer, findet sich dieser von selbst. Und so gedacht liegt auch eine gewisse Wahrheit darin, daß ein gutes Heer eher einen guten Führer, als ein guter Führer ein gutes Heer zeugen wird. Aber Macchiavel greift die Sache aus einem andern Gesichtspunkte auf, bei ihm ist der Führer das Ei, das da sein muß, ehe das Huhn herauskriechen kann.

Diese Theorie Macchiavels selbst aber widerspricht wieder vollkommen derjenigen, die er über den Einfluß der Fürsten auf ihre Völker aufstellt; denn in dieser Beziehung sagt er: »Kein Fürst hat das Recht sich über die Laster seines Volkes zu beklagen, denn dies hat dieselben nur in Folge der Nachlässigkeit oder des bösen Beispiels, das er ihm gegeben hat. Untersuche man alle Völker, die heute als Lumpen und Diebe verschrieen sind, und man wird

[1]) II. 122. [2]) II. 123.

finden, daß die, die sie beherrschen, selbst diesen Lastern ergeben sind.« [1])

Was ihm aber nahe liegt, was Machiavel selbst erlebt und beobachtet, das beurtheilt er oft mit der schneidendsten Schärfe. Auch dafür ein paar Beispiele. Von den französischen Soldaten sagt er: »Der französische Soldat hascht nach den Gütern Anderer, die er dann wieder verschleudert und das Seinige mit in den Kauf giebt, so daß er stiehlt um zu essen und zu verschwenden und um es mit dem zu verzehren, den er bestohlen hat, indem er am Ende noch das Seinige ebenfalls mit ihm theilt.« [2]) Eben so wahr ist, was er im Allgemeinen über die Verschwörungen sagt, die damals in Italien an der Tagesordnung waren. »Da die Mittel der Verschwörungen tausend Zufälligkeiten ausgesetzt sind, so führen sie meist den Untergang derer herbei, die zu ihnen greifen, und die Vergrößerung der Macht derer, gegen die sie gerichtet sind. So wird jeder Fürst, der durch ein Complot angegriffen wird, wenn er nicht, wie der Herzog von Mailand, ermordet wird, nur seine Macht vergrößern. Oft aber wird er dadurch aus einem guten Fürsten zu einem bösen, da er aus Erfahrung gelernt hat, nicht zu trauen; das Mißtrauen aber bringt ihn dazu, sich durch alle möglichen Mittel in Sicherheit zu stellen, was er dann meist wieder nur kann, indem er Gewalt zu Hülfe nimmt, die ihm den Haß und die Abneigung seiner Unterthanen zuzieht [3]), und so endlich dennoch seinen Untergang herbeiführt. So fällt die Verschwörung zuerst auf die zurück, die

[1]) II, 202.
[2]) II, 393.
[3]) Anderswo lehrt er etwas anders.

sie eingeleitet; mit der Zeit aber ist sie auf die eine oder andre Weise doch stets viel nachtheiliger für den, gegen den sie gerichtet war.«

Aber auch diese scharfe Bemerkung paßt im Ganzen doch nur auf die kleinen Verhältnisse, das Intriguenleben des damaligen Italiens. Eine Verschwörung wird im Allgemeinen, trotz des augenblicklichen Untergangs der Verschwornen, am Ende den Sieg davon tragen, wenn sie im Namen eines Grundsatzes eingeleitet wurde, der dem Wohle Aller mehr zusagt als der Grundsatz und die Verwaltung desjenigen, gegen den sie gerichtet war, wenn sie mit einem Worte im Namen eines natürlichen und gewaltsam unterdrückten Volksbedürfnisses stattfindet. Im entgegengesetzten Falle verstärkt sie bleibend die Macht, die sie umzustoßen hoffte. Die Stuarts vertraten einen Grundsatz, der den Bedürfnissen Englands widersprach, und Verschwörungen zu ihrem Vortheile dienten nur dazu, den Thron der neuen Herrscher zu befestigen.

Die Ansicht Machiavels über die Weltphilosophie ist die der Alten, die glaubten, daß Alles ein ewiger Kreislauf: »Die Staaten, die ihre Regierung ändern, gerathen leicht in Unordnung, und aus dieser Unordnung selbst geht dann wieder die Ordnung hervor. Und dies geschieht, weil die Natur den Gegenständen dieser Welt keinen Stillstand erlaubt. Sobald sie die höchste Vollkommenheit erreicht haben und nicht höher steigen können, müssen sie abwärts gehen. Von der andern Seite, sobald sie so tief hinabgestiegen, daß sie in die größte Unordnung gerathen sind und nicht weiter hinabsinken können, müssen sie nothwendig wieder steigen. So kommt man stets vom Guten auf das Schlimme, vom Schlimmen wieder auf

das Gute zurück. Der Muth und das Verdienst schaffen Ruhe, die Ruhe zeugt die Unordnung, der Unordnung folgt der Untergang, und aus dem Untergange selbst geht dann wieder die Ordnung, aus der Ordnung der Muth und das gute Benehmen hervor, die dann wieder den Ruhm und das Glück herbeiführen.«

Die Geschichte beweist überall das Gegentheil. Wohl sehen wir ein Steigen und Fallen, aber nirgends die Unordnung zur Ordnung, den Tod zum Leben führen. Die Völker, die die Urbedingung des Lebens verkannt haben, sind untergegangen, unwiderruflich verloren, wie die Riesenruinen Afrika's und Asiens, wie das Vaterland Machiavels selbst so klar als möglich beweisen. Wo an die Stelle eines untergegangenen Volkes neues Leben tritt, wo jenes Wunder der Auferstehung, von dem Machiavel träumt, stattzufinden scheint, da ist ein neues Lebenselement, ein neues Volk oder ein neuer, noch nicht abgenutzter Volkstheil an die Stelle des Todten getreten; der Todte aber bleibt deswegen nicht weniger eine Leiche, der Verwesung anheimgefallen. Als solche selbst kann sie immerhin wieder Dünger werden, aber doch nur für eine neue, eine andere Lebenskraft. — Aber freilich in den kleinen Staatchen Italiens war dies zur Zeit Machiavels anders. Da lösten ein paar Jahre der Ordnung oft ein paar andere wahrer chaotischer Unordnung ab, da schien die Anarchie oft wieder zu einer geregelten Gestaltung werden zu wollen; — — da flackerte das ersterbende Licht italienischen Volkslebens mitunter wieder auf, und konnte den, der nicht das Hinsterben sah, glauben machen, daß das Dunkel das Licht gezeugt habe.

Lustiger ist es, wenn Machiavel philosophisch classificiren will. Ich hörte einmal einen sehr gelehrten Schul-

beule, nicht aber die Krankheit. Aber selbst die Zwiste über dies Gesetz scheinen Machiavel nur Nebensache, denn er führt sie nur an, während er sich bei der zu langen Dauer der Aemter den ganzen Rest des Kapitels aufhält. Schließlich sagt er dann noch einmal: »Dieser Mißstand war die Ursache, daß Sulla und Marius endlich Soldaten fanden, die ihre Partei gegen das Interesse des Staates nahmen. Aus den nämlichen Gründen war Cäsar im Stande, den Staat zu unterdrücken; denn wenn die Römer nie ein Befehlshaberamt irgend Jemand verlängert hätten, so würde es den Ehrgeizigen nicht so leicht gewesen sein, so schnell so vielen Einfluß und so viele Macht zu erwerben. Und somit würde Rom nicht so bald zur Sklaverei gekommen sein.« [1]) In Schwaben, wo man oft sehr klug ist, rathen die Bauern den Mädchen, sich vor dem ersten Male zu hüten, und behaupten, daß dies Mittel ganz unfehlbar gegen das zweite Mal sei. »Wenn die Römer nie erlaubt hätten, daß ein Heerführer oder Consul über sein Jahr hinaus den Befehl behalten, so würde Cäsar sicher nicht Kaiser geworden sein.«

So über das alte Rom. Das neue, das Kaiserthum, ging unter »durch den Fehler der römischen Kaiser, die Rom, den wahren Sitz des Reiches aufgaben, um in Constantinopel zu wohnen, wodurch sie den abendländischen Theil schwächten, ihn nicht gehörig schützen konnten, und ihn so der Tyrannei ihrer Minister und der Einwanderung der Barbaren aussetzten.« [2]) Immer dieselbe Art der An- und Einsicht, die nächste Veranlassung ist die letzte Ursache.

[1]) II, 183. [2]) IV, 2 u. 27.

Die römiſchen Kaiſer zogen nach Conſtantinopel, weil das abendländiſche Reich bereits überall krachte und ſein Sturz unausbleiblich war, und die letzten Reſte der römiſchen Herrſchaft würden fünfhundert Jahre früher zerſplittert geweſen ſein, wenn Conſtantin den Sitz der römiſchen Macht nicht nach Conſtantinopel verlegt hätte.

Mit den griechiſchen Republiken geht es Machiavel nicht beſſer, auch an dieſe legt er ſeinen Maßſtab der kleinen Mittelchen für die großen Zwecke, die dann zufällig durch ein ganz unvorherzuſehendes Wenn und Aber nicht den verdienten Erfolg haben. Kleomenes fing ſeine Reform Sparta's mit der Ermordung der Ephoren an und hoffte ſie durch die Wiederherſtellung der Lykurgiſchen Geſetzgebung zu vollenden. Der Anfang iſt, als ob Kleomenes es dem Machiavel abgeſehen, und dieſer ertheilt dann ſeinem vorgreifenden Schüler das verdiente Lob: »Der einzige Entſchluß — die Ephoren zu ermorden und die Lykurgiſche Geſetzgebung wieder herzuſtellen — wäre im Stande geweſen, Lakedämonien wieder neu zu beleben und Kleomenes gerade ſo viel Ruhm und Ehre zu ſichern wie Lykurg ſelbſt — — wenn die Macht der Makedonier und die Schwäche der übrigen Republiken Griechenlands ihm nicht im Wege geſtanden hätten.« [1])

Wer ſich die Mühe geben wollte, würde leicht zu jeder praktiſchen oder theoretiſchen Behauptung Machiavel's in ſeinen eigenen Werken Belege für das Gegentheil finden. So weiß er ſehr wohl: »daß, wenn ein Volk unverdorben iſt, Aufſtände und Bewegungen ihm keinen Nachtheil bringen;« — daß aber, »wenn es einmal verdorben, die guten

[1]) I, 72.

Gesetze zu nichts mehr dienen, oder sie müßten denn von Jemanden aufrecht erhalten werden, der eine sehr große Macht hätte, um ihnen Achtung zu verschaffen, bis das Volk wieder besser geworden.« Der Zusatz ist abermals etwas zweifelhaft, aber die Hauptsache, daß gute Gesetze bei einem verdorbenen Volke nicht viel nützen, hätte Machiavel ahnen lassen sollen, daß die Reform eines Kleomenes keine sonderlichen Folgen hätte haben können, wenn auch die Makedonier weniger stark gewesen wären.

Wo die Mittel selbst Machiavel zu groß sind, da stutzt er sie sich zu, bis sie ihm passen. Die Religion, das Dogma, der Glaube sind die gewaltigsten Hebel der Ereignisse, die Grundlage, auf der das Geschick der Völker ruht. Aber Machiavel schneidet sich von denselben ein paar Schnitzer ab, um sie unter den Fuß des Thrones zu schieben, auf den er seinen Fürsten setzen möchte. In seinen Reden über den Livius schreibt er ein ganzes Kapitel über die Nothwendigkeit der Religion[1]) und ein paar über die Art, wie man sich derselben bedienen soll, und wie die Römer sich derselben in ihren Unternehmungen bedienten[2]). Wobei sich denn herausstellt, daß er unter Religion eigentlich doch hauptsächlich den Aberglauben versteht. Eine Pest, ein Sturm, ein Naturereigniß, als Fingerzeig Gottes dargestellt, eine Mondfinsterniß wie die des Cortez, benutzt, um die Dummheit und Einfalt der Völker zu täuschen, das sind die Mittel, die die Religion liefert um die Völker zu beherrschen. Das Dogma, der Glaube, die Moral kommen dabei nicht in Betracht. Das erklärt sich übrigens leicht, wenn man sieht, daß Machiavel selbst den

[1]) Cap. XII, livre I. [2]) Cap. XIII. XIV, liv. I.

Aberglauben theilt, mit dem die römiſchen Senatoren das Volk zum Narren hielten. In ſeiner Geſchichte von Florenz erzäht er[1]) die Verwüſtungen, die eine Windhoſe in Italien verurſachte, und iſt zweifelhaft, ob dieſelbe von einer natürlichen oder einer übernatürlichen Kraft getrieben worden ſei. Schließlich aber ſetzt er dann hinzu: »Ohne Zweifel wollte Gott durch dies Ereigniß Toscana eher bedrohen als züchtigen, denn wenn ein ſolcher Sturm in einer Stadt unter alle Häuſer und alle Bewohner, wie unter die Eichen, die Bäume und die einzeln gelegenen Häuſer, gefahren wäre, dann würde er eine Zerſtörung und ein Unglück verurſacht haben, das ſchwer zu beſchreiben geweſen wäre. Aber Gott begnügte ſich zur Stunde mit dieſem kleinen Probeſtückchen ſeines Zornes, um im Gemüthe der Menſchen den Gedanken ſeiner Allmacht wieder aufzuwecken.« [2]) In ſeinem »Fürſten« fordert er dieſen ſchließlich auf, Italien zu befreien, und ſagt: »Man ſieht außerordentliche Zeichen, das Meer hat ſich geöffnet, eine Wolke hat den Weg gezeigt, ein Stein hat Waſſer von ſich gegeben, Manna iſt vom Himmel gefallen; — Alles hat deine Größe — eines Cäſar Borgia! — vorbereitet.« [3])

4.

Ich denke, die angeführten Belege mögen nachgerade genügen, um zu zeigen, daß diejenigen, die einem Machiavel als Orakel der politiſchen Weisheit ihr Ohr leihen, nicht gerade zu den »ungewöhnlichen« Geiſtern gehören müſſen. Dagegen thun ihm dann diejenigen, die in ihm,

[1]) V, 231. [2]) V, 235. [3]) VI, 374.

wie Friedrich der Zweite, nur den kalten Böſewicht ſehen, ebenfalls wieder Unrecht. Selbſt in ſeinem »Fürſten« ſtößt man oft auf einzelne Stellen, die bekunden, daß die Politik, der er dort huldigte, ſo weit möglich, doch das Gerechtigkeitsgefühl nicht ausſchloß. Agathokles verdient nicht unter die großen Männer gerechnet zu werden, und zwar »ſeiner Grauſamkeit und anderer Gebrechen wegen.« [1]) Das aber verhindert nicht, daß Machiavel ihn für einen ziemlich vollkommenen Politiker hält, der eigentlich doch nicht weit hinter den großen Männern zurückbleibe. Das Gerechtigkeitsgefühl iſt ſtumpf, aber es war wenigſtens nicht ganz untergegangen in ihm.

Dafür liefern übrigens ſeine anderen Werke oft genug Beweiſe. Er tadelt die Römer, die den letzten Horatier ſeines Sieges wegen von der Anklage, ſeine Schweſter getödtet zu haben, freiſprachen [2]); er lobt den römiſchen Senat, daß er den Grundſatz gehabt, das weniger Schlechte auch für das Nützlichere im Staate zu halten [3]); er lobt die Deutſchen ſeiner Zeit ob ihrer Güte und Frömmigkeit, und ſieht in beiden die Urſache der Freiheit ihrer Städte [4]); er nennt die Ariſtokraten die Peſt der Republiken und Länder, weil ſie nur verzehren ohne zu ſchaffen [5]); er zeigt, wie das römiſche Volk deswegen dem Staate durch ſeine Oppoſition gegen den Adel nicht ſchadete, weil es den Adel ſelbſt nicht auszuſchließen, nicht zu vernichten ſuchte, ſondern nur gleiche Rechte verlangte, und wie das entgegengeſetzte ausſchließliche Benehmen des Volkes in Florenz den Untergang der Freiheit und des Staates nach ſich gezogen [6]).

[1]) VI, 98. [2]) I, 151. [3]) V, 214. [4]) I, 292. [5]), I 295. [6]) IV, 234.

Wie ſich das mit ſeinem »Fürſten« reimen ſoll, weiß ich nicht, und habe auch nicht Luſt ihn gegen den Vorwurf des Widerſpruches zu vertheidigen. Er theilt das Loos aller derer, die, mit Geiſt begabt, aber ohne moraliſchen Halt, ohne tiefen Forſcherblick, ohne die Einfalt, von der der Dichter ſagt, daß ſie errathe, was kein Verſtand der Verſtändigen ſieht, — ſich einbilden, überall das letzte Wort der Ereigniſſe, die Auflöſung aller Räthſel zu kennen. Man bedenke nur den Eindruck, den der »Fürſt« in Jedem zurücklaſſen wird, und höre dann die letzten Worte, die Machiavel dem Größten der Mediceer in den Mund legt. Johann von Medici ſprach auf dem Sterbebette zu den Seinigen und ſagte: »daß er zufrieden ſterbe, weil er ſeine Kinder geſund und reich und im Stande in Ehre und Achtung zu leben, wenn ſie ſeinem Beiſpiele folgen wollten, zurücklaſſe, daß Nichts ihn in der Todesſtunde ſo beruhige als das Bewußtſein, nie Jemanden beleidigt zu haben, und daß er ſich im Gegentheile ſelbſt das Zeugniß geben dürfe, Allen ſo viel Gutes gethan zu haben, als in ſeinen Kräften gelegen. Er beſchwor ſie, eben ſo zu handeln. In Bezug auf die Regierung befahl er ihnen, an derſelben nur den Theil zu nehmen, den das Geſetz und die Bürger ihnen zugeſtänden, damit ſie in Sicherheit leben könnten. Daß ſie auf dieſem Wege viel mehr erlangen würden als diejenigen, die Etwas auf unrechtmäßigen Wegen zu erlangen ſuchten, wobei dieſe nur das Ihrige verlören und bis ſie es verloren, ſtets in Angſt und Furcht leben müßten; daß er durch ein Benehmen, wie er es ihnen empfehle, ſein Anſehen in der Republik, ob-

gleich von vielen Feinden und vielem Widerſpruche umgeben, erhalten und vermehrt habe; daß, wenn ſie auf demſelben Wege fort wanderten, ſie ſich aufrecht erhalten, ja noch höher ſteigen würden, wogegen ſie, wenn ſie denſelben verlaſſen ſollten, ſich darauf gefaßt machen könnten, daß ſie keinen beſſern Erfolg haben würden als diejenigen, die in den vergangenen Zeiten elendiglich untergegangen und den Sturz ihrer Familien nach ſich gezogen haben.« [1]) Der Untergang eines Cäſar Borgia, die Art, wie eine Catharina von Medici den Sturz und die Zernichtung der Valois herbeiführte — ſind die natürlichen Gegenſätze gegen die Handlungs- und Denkungsweiſe, mit der Johann die Größe ſeines Hauſes begründete.

Jede weitere Bemerkung iſt hier überflüſſig. Johann von Medici iſt der größte Mann ſeines Hauſes, keiner ſeiner Nachfolger kommt ihm gleich, alle würden ohne ihn in der Geſchichte ſpurlos geblieben ſein. Anſtatt auf dieſe Rede, auf das Leben dieſes Schöpfers des mediceiſchen Reichthums und Anſehens, der Macht und Gewalt ſeines ganzen Geſchlechts, ſein Syſtem zu bauen, ſucht ſich Machiavel jenen ſtümperhaften Meuchelmörder, Cäſar Borgia, aus, und zeigt uns, daß man ſo handeln müſſe wie dieſer, um groß zu werden — vorausgeſetzt, daß man ſich vor einem verdorbenen Magen, einem boshaften Schnupfen und ein paar Wenn und Aber in Acht zu nehmen verſtehe.

Neben dieſe Stelle gehört eine andre, die jener ein paar Seiten vorhergeht. In einem Aufſtande in Florenz läßt Machiavel einen Mann des Volkes eine Rede halten, die

[1]) Hist. de Fl. I, IV, p. 383.

mit beſonderem Fleiße ausgearbeitet iſt, und in der ſich der Geſchichtſchreiber, in der Art wie oft die römiſchen Hiſtoriker, ſo recht zu gefallen ſcheint. Der Volksredner, an der Spitze eines empörten Haufen, ſagt: »Wenn es ſich darum handelte, jetzt die Waffen zu nehmen um zu ſtehlen, zu brennen und die Kirchen zu plündern, ſo würde ich ſagen, daß man die Sache vorher gehörig bedenken muß. Da wir aber einmal die Waffen in der Hand haben, ſo müſſen wir daran denken ſie nicht wieder aus der Hand zu geben. —— Wir müſſen alſo nach meiner Anſicht von neuem losbrechen, die Diebſtähle, die Brandſtiftungen, die Kirchenſchändungen verdoppeln ꝛc. —— Was mich quält, iſt, daß viele das, was vorgefallen, betrauern, und nicht entſchloſſen ſind, wieder von vorne anzufangen. Wenn das wirklich der Fall, ſo ſeid Ihr nicht die Leute, für die ich Euch hielt. Denn keine Gewiſſensbiſſe, keine Schande darf Eindruck auf Euch machen; bedenkt, daß, auf welche Weiſe man auch den Sieg davon trage, er ſtets den Sieger mit Ruhm bedeckt. Was das Gewiſſen anbelangt, ſo ſoll uns das nicht drücken, denn die Furcht vor der Hölle iſt aus dem Herzen desjenigen ausgeſchloſſen, der, wie wir, vom Elend gedrückt und vom Henker bedroht iſt. Aber, wenn Ihr das Benehmen der Menſchen berückſichtigt, ſo werdet Ihr ſehen, daß Alle, die ſich zu Macht und Reichthum erhoben, nur durch Gewalt und Betrug dazu gekommen ſind. Nach der That belegen ſie dann ihre Räubereien und Gewaltſtreiche mit dem Ehrentitel der Eroberung. Nur die, die aus Unbeholfenheit oder aus Angſt dieſen Weg nicht einſchlagen können, verkümmern in einer feigen und ſchmachvollen Unterwürfigkeit, in einer unglücklichen Armuth; denn die treuen Diener gehen nie

aus der Dienstbarkeit hervor und die ehrlichen Leute bleiben stets arm. Also nur die Treulosen und die Kecken befreien sich aus der Sklaverei, und man besiegt die Armuth nie, wenn nicht durch Betrug und Raub. Man weiß, daß Gott und die Natur allen Menschen alle Güter dieser Erde abgetreten haben, aber sie sind viel mehr die Beute des Raubes und der Schlechtigkeit, als die Folge einer legitimen Arbeit und einer wahren Ehrlichkeit« ꝛc. ꝛc.[1])

Es wird wohl kein Stenograph zugegen gewesen sein, als diese Rede gehalten wurde. Machiavel hat sich in dem »Fürsten« die Aufgabe gestellt zu untersuchen, wie ein Eroberer in Italien sich benehmen müsse, um zu Macht und Ansehen zu gelangen; hier stellt er sich eine andre, und zwar die Eroberung der Straßenräuber, das Banditenhandwerk einmal in Schutz zu nehmen, und es gelingt ihm fast nicht schlechter wie mit dem Fürsten. Stellt man nun den »Fürsten« neben den »Banditen« und beide wieder neben den »Ehrenmann« Johann von Medici, so muß man gestehen, daß Machiavel kein schlechter Meister in der Kunst war, denn er malt Alle mit gleich schönen Farben. Nur hat er Unrecht, sich von der blinden Vaterliebe verleiten zu lassen, und die Kinder für gleich schön, gleich kräftig, gleich berufen anzusehen. Der »Fürst« ist ein Stümper und sein Gebäude stürzt beim ersten Anstoße; der »Bandit« wird gehängt; und der »Ehrenmann« schafft seinem Hause eine Macht, seinem Namen ein Ansehen, die selbst ein halb Dutzend gewöhnlich guter oder ungewöhnlich schlechter Nachfolger nur mit Mühe zu zerstören im Stande sind.

---

[1]) Hist. de Fl. I, III, p. 280.

Vielleicht aber sagt man: Johann von Medici war nur ein angesehener Bürger in einer Republik, Cäsar Borgia aber wollte der Beherrscher, der Fürst eines von seiner Selbstherrschaft abhängigen Staates sein, und so ändern sich die Grundlagen und somit auch die Folgen; in einer Republik kann ein Ehrenmann zu Macht und Ansehen gelangen, aber ein Fürst, der herrschen und der Mehrer seines Reiches sein will, muß nothwendig ein sehr breites Gewissen haben. Fast könnte man glauben, daß auch Machiavel so gedacht, denn sein Republikanismus ging selbst weit genug, ihm die Verfolgungen der damaligen Machthaber zuzuziehen. In seinen Commentaren zum Livius begegnen wir demselben auf jeder Seite. In einem ganzen Capitel [1]) beweist er, daß »ein Volk weiser und beständiger als ein Fürst.« Er zeigt, wie die Städte, die sich selbst beherrschen, rasch zu viel größerm Wohlstande gelangen als die, die von Fürsten beherrscht werden [2]). In einem andern Capitel [3]) sucht er darzuthun, daß die Bündnisse mit Republiken dauernder und sicherer als die mit Fürsten. An einer Stelle sagt er, das daß Gemeinwohl die Größe des Staates ausmache, und daß nur in den Republiken das Gemeinwohl bedacht sei [4]); und wieder behauptet er weiter, daß eine Republik viel stärker sei und viel mehr Hülfsmittel habe, als jede andre Staatsform biete und aus dem Volke ziehen könne [5]).

Wie viel Wahres oder Falsches in diesen Ansichten Machiavel's liegen mag, habe ich nicht Lust hier zu untersuchen; nur scheint mir, daß diejenigen, die auf ihn

---

[1]) Liv. I, cap. 58. p. 207. [2]) Ebend. S. 315 u. 356.
[3]) Liv. I, cap. 59. p. 819. [4]) I. Bd. S. 347. [5]) II, S. 93.

ſchwören, die in ihm ein Muſter für jeden Fürſten und Staatsmann zu finden glauben, und die dann wieder mit ihm zu den obigen Schlüſſen kommen, ſich ſelbſt und ihre Herren und Meiſter nicht gerade ſehr hoch ſtellen, ſondern zugeſtehen, daß ihr Ziel ein Unrecht, daß ihre Mittel ſchändlich und daß das Ergebniß viel weniger durchgreifend und erfolgreich, als wenn das Ziel die Gerechtigkeit und das Gemeinwohl, und das Mittel ehrbar und redlich, Recht und Geſetz geweſen wäre.

III.

Macchiavel und seine Zeit.

1.

So tritt uns Macchiavel in seinen eignen Werken entgegen. Er ist besser, als sein Fürst vermuthen läßt, er steht weit unter dem Rufe, den sein Name erlangt hat. Woher kommt es aber, daß ein Mensch, der eigentlich doch nicht ganz schlecht, sich zum Lehrer der Schlechtigkeit hat herablassen können?

Macchiavel sagt irgendwo: »Wenn in einem Volke Jeder nur an sich selbst und an die Gefahren, denen er sich aussetzen könnte, denkt, so wird dasselbe schwach und feige.« Livius hatte schon früher, und vor ihm Andere oft genug, dieselbe Wahrheit ausgesprochen. Wo aber ein Volk schwach und feige ist, da bleibt in ihm nur eine Masse übrig, auf die kein Gedanke des Muthes, der Freiheit, der Größe, des Stolzes mehr Eindruck macht. Die Mittel, auf dasselbe zu wirken, sind dann anderer Art als die, durch welche man ein tapferes und kräftiges Volk leitet. Der Edelmuth, die Manneswürde stehen dann vereinzelt da, und können sicher sein, von dem feinen Betruge

[illegible] hintergangen, von der listigen Feigheit rücklings getroffen zu werden. Auf ein solches Volk, oder besser auf einen solchen faulen Haufen aber waren zur Zeit Macchiavel's die Politiker in Italien angewiesen. Italien war auf der vorletzten Stufe seiner tiefsten Entwürdigung und Entmannung angekommen, und stand im Begriffe auf die letzte hinabzusinken. Macchiavel soll uns das Element zeigen, in dem die Politiker seiner Zeit und seines Landes sich bewegen mußten.

Er schildert die Jugend und sagt von ihr: »Müssiggehend verwendeten die jungen Leute alle ihre Zeit und alle ihre Habe aufs Spiel und auf Ausschweifungen mit den Frauen. Ihr ganzes Streben ging dahin, prachtvoll auszusehen, und in ihren Reden ihren Witz und ihre Feinheit spielen zu lassen; und der, der die stärksten und feinsten Lästerreden erfand, galt für den Klügsten und gewann sich einen größeren Ruf als alle Anderen.« [1])

Ein Ehrenmann war in einer solchen Gesellschaft ein ewiger Vorwurf. So lebte in Florenz ein Mann mit Namen Balduino d'Anguiarie, »der unstreitig einer der tapfersten Capitaine war, so daß es Keinen in ganz Italien gab, der ihn an Verdienst, Muth und Kraft überbot. Dieser Offizier war der Freund Capponi's, der, da er stets Zeuge seines Muthes gewesen war, die höchste Achtung vor seinem Verdienste erlangt hatte. Und dies rief bei den übrigen Bürgern großen Neid hervor, und sie urtheilten, daß es gefährlich sei ihn frei zu lassen, und noch gefährlicher ihn zu verhaften, daher sie beschlossen ihn über die Seite zu bringen. Und der

[1]) V, 334.

Zufall war ihnen dabei sehr günstig. — Bartolomeo Orlandini war damals Gonfoloniere der Rechtspflege. Es war dies derselbe, der, als er zur Vertheidigung des Schlosses von Malladt ausgeschickt war, schimpflich die Flucht ergriffen und mit so großer Feigheit einen Posten, der sich selbst vertheidigte, verlassen hatte. Diese Feigheit empörte den Balduino d'Anguiarie so sehr, daß er offen, sowohl in seinen Reden als in seinen Briefen, mit der höchsten Verachtung davon sprach. Das ärgerte dann den Orlandini so, daß er sehr wünschte sich zu rächen, sich einbildend, seine Schande durch den Tod dessen, der sie ihm vorwarf, auszuwischen. Die übrigen Bürger wußten dies und bauten darauf ihren Plan, sich des Anguarie zu entledigen.« — Der Gonfoloniere der Rechtspflege ließ ihn im Palast der Signoria ermorden. »Dann warf man seine Leiche zum Fenster hinaus auf den Platz vor dem Palaste, schnitt ihr hier den Kopf ab und stellte die verstümmelte Leiche den ganzen Tag dem Volke zum Schauspiel aus. — — Dieser Tod verminderte die Partei und die Macht des Capponi und machte ihn seine Freunde und sein Ansehen verlieren.« [1]) Das heißt: Capponi, ein tapferer Ehrenmann, hatte einen Freund, tapfer und tüchtig wie er; den ließen seine Feinde ermorden, weil er ein Mann war; und die Heldenthat hatte dann zur Folge, daß die Freunde Capponi's diesen verließen.

Pabst Sixtus IV »zeigte, daß Vieles, was man bis jetzt für Mißbräuche und Verbrechen gehalten, unter der Autorität des Pabstes seinen Namen und sein Wesen ändern könne. Er hatte zwei Söhne, den Einen machte er

[1]) Hist. de Flor. liv. VI, p. 146.

zum Cardinal, und dem Andern schenkte er die Stadt Forli, die er zu dem Ende ihren rechtmäßigen Besitzern abnahm. Diese Züge der Ehrsucht machten, daß alle Fürsten Italiens ihn respectirten und sämmtlich seine Freundschaft nachsuchten.« [1]) Der Schluß ist klar und zeigt, daß die Fürsten Italiens nicht hinter den Bürgern der italienischen Republiken zurückstanden.

Die durchgreifende Entartung, die innere Schlechtigkeit des Volkes geht schon aus diesen beiden Beispielen, die übrigens nur aus einer Menge anderer auf gut Glück herausgehoben sind, klar genug hervor. Der Krieg, diese Wette in der man das Leben gegen den Tod einsetzt, ist der Probemesser der Tüchtigkeit des Mannes, wie der Völker. Muth ist eine gewöhnliche Tugend; aber Feigheit — Seelenfeigheit, nicht zufällige äußere Nervenschwäche — eine so ungewöhnliche Untugend, daß, wem dieselbe zugefallen, auf der tiefsten Stufe der Manneswürde und des Menschenselbstgefühles steht. Die Italiener der damaligen Zeit aber waren so feige, daß die Geschichte aller Völker kaum Aehnliches wie die des damaligen Italiens aufzuweisen hat. »Ohne den Feind abzuwarten, ließ der Geruch des Pulvers allein (das florentinische Heer) die Flucht ergreifen und ihre Munition, ihre Wagen und ihre Artillerie im Stiche lassen. So feige und ordnungslos waren die Armeen jener Zeit, daß wenn ein Pferd zufällig den Kopf umdrehte, so entschied dies den Gewinn oder den Verlust einer Schlacht.« [2]) Kam es aber wirklich zur Schlacht, so kämpfte man mit der größten Hartnäckigkeit »oft einen halben Tag, ohne daß die eine oder andere Partei zurück-

[1]) Hist. de Flor. VII, p. 317. [2]) Hist. de Fl. VIII, 413.

wich; unterdeß blieb in einer solchen Schlacht nur Ein Mann, und sonst wurden nur noch ein paar Pferde verwundet und ein paar Gefangene gemacht.« [1] »Nie sah man eine Zeit, in der der Krieg für die, die ihn auskämpften, weniger gefährlich war. Auf einem Rückzuge ohne Ordnung nach einem Kampfe, der vier ganzer Stunden gedauert hatte, starb nur Ein einziger Mann, und dieser starb nur, weil zufällig sein Pferd stürzte, und nicht durch eine Wunde, durch einen Ehrenstoß.« [2] Die Spanier, Franzosen und Schweizer, die dann nach und nach in Italien kämpften und auch als Söldlinge die Italiener ablösten, brachten zuletzt doch wieder etwas mehr Ernst in die Sache, so daß bald wieder Posten »die man noch ein paar Jahre vorher für unüberwindlich gehalten hatte, jetzt als außer Stand sie zu vertheidigen, aufgegeben werden mußten.« [3] Ein tapferes Volk sagt: »Eine verlorene Schlacht ist besser als ein schlechter Friede«; die Italiener aber hatten damals ein Sprichwort: »Ein schlechter Friede ist besser als ein guter Sieg.«

2.

Das war das geistige und moralische Element, in dem Machiavel lebte. Ernst, Kraft, Muth, waren aus dem Volke gewichen; Ohnmacht nach allen Richtungen hin das Wesen der Italiener. Und das erklärt den Machiavellismus von selbst; er ist eine Frucht, die, wie die Pilze ohne Samen, aus dem Moderboden seiner Zeit aufwachsen

[1]) Hist. de Flor. VII, 314.
[2]) Hist. de Flor. VI, 213.
[3]) Hist. de Flor. V, 119.

mußte, weil die Verwesung selbst den Samen zeugte. Wo kein Willensernst möglich ist, da treten Gelüste und Kitzel an ihre Stelle; wo keine Kraft vorhanden, da spreizt sich die schwache Tücke; wo kein Muth die Seele belebt, da tritt die feige List in den Vordergrund, so oft der Kampf nothwendig wird.

Die Verweichlichung, die Entmannung des italienischen Volkes erklärt es von selbst, wenn damals in Italien ein denkender Kopf auftrat und die Staatskunst auf die weiblichen Mittel des Erfolges beschränkte, weil die Menschen, die ihn umgaben, nicht mehr im Stande waren sich der männlichen zu bedienen. Wem das Schwert zu schwer, der nimmt zum Dolche seine Zuflucht; und ist ihm auch ein Dolchstoß zu gewagt, so greift er zur geheimen Giftmischerei. Das war die Art Italiens zur Zeit Machiavels.

Diese Art schuf die Ereignisse, aus denen dies »System« hervorging, ganz von selbst. Die Ohnmacht, die Kraftlosigkeit führen zum Mißbrauche überall, wo noch ein Rest von Macht und Kraft übrig ist. Wo Leere eintritt, drängen sich die Körper von selbst ein. Das erklärt die Möglichkeit all der kleinen Eintagshelden, Duodez-Fürsten und Taschen-Eroberer, die damals mit jeder neuen Sonne aus dem Moderboden des italienischen Volkslebens aufstiegen. Diese selbst aber waren nicht weniger Italiener. Etwas mehr Kraft als bei der übrigen faulen Masse gab ihnen die Mittel eines kurzen Aufschwunges, aber die Unzulänglichkeit dieser Kraft selbst ließ sie meist eben so rasch wieder in ihr Nichts zurücksinken. Die aber, die sich eine Weile erhielten, thaten es durch die Mittel die ihrer Ohnmacht

zugänglich, kämpften mit den Waffen die ihrem markloſen Arme nicht zu ſchwer waren, — Liſt, Betrug, Tücke, Dolch und Gift.

Machiavel war keiner der Schlechteſten ſeines Volkes; aber er lebte nicht weniger in dem Geiſte der es beherrſchte und beſeelte. Er wurde von den Einflüſſen ſeiner Zeit getrieben, und bildete ſich ein ſie lenken zu können. Dieſer Irrthum iſt der faſt aller Denker, faſt aller Staatsweiſen und Publiciſten im höheren Sinne des Wortes. Sie ahnen die Bedürfniſſe ihrer Zeit, ſie fühlen die Nothwendigkeiten, die in den Zuſtänden ihres Volkes liegen, ſie wittern die kommenden Ereigniſſe, und denken, ſprechen und handeln in Folge dieſes Bewußtſeins. Der Inſtinct des Thieres ſagt dieſem, daß nun der Winter im Anzuge, daß Sturm und Regen kommen werde, und es richtet ſich zum Voraus auf die kommenden Zuſtände ein; — der Geiſtesinſtinct des Menſchen, die Prophetengabe, iſt nur Wenigen zugefallen; wem ſie aber geworden, der iſt berufen, die kommenden Ereigniſſe vorherzuſagen, vor dem Sturme und der Winterkälte zu warnen.

Machiavel war ein ſolcher Prophetengeiſt in ſeinem Kreiſe, in den engen Gränzen, auf dem ſchlüpfrigen unfeſten Moderboden des immer tiefer herabſinkenden Italiens. Er ahnete die Entwickelung der weiblichen Mittel des Erfolges, wie ſie damals in Italien bereits die Ueberhand gewonnen hatten, wie ſie ſich hier nach und nach allgemein ausbreiten, und wie ſie dann von hier aus durch den Einfluß Roms und insbeſondere durch die Lehre und das Beiſpiel der Jeſuiten auf ganz Europa übergetragen werden ſollten. Und dieſe Ahnung zeugte Machiavels Syſtem.

3.

Machiavel selbst kam aber erst nach und nach zu dieser Stufe, wurde von den Ereignissen auf sie hinaufgetragen, von äußeren Einflüssen auf ihr festgehalten.

Machiavel war der Sohn einer angesehenen Familie, und erhielt als solcher schon jung nicht unbedeutende Staatsämter in der Republik Florenz. Damals herrschte in Florenz Piero, einer der Mediceer. Unter ihm erwachte der republikanische Geist der Bürger auf eine Weile wieder so weit, daß sie den ohnmächtigen Machthaber ohne viele Mühe vertrieben. Machiavel mochte hierbei mit thätig gewesen sein, denn kurze Zeit nach Piero's Vertreibung erhielt er das Amt eines Kanzlers der zweiten Kanzlei, und schon ein paar Wochen später auch das eines Kanzlers beim Rathe der Zehn. Er versah dann diese Stelle vierzehn Jahre, bis endlich die Mediceer wieder im Stande waren, der republikanischen Freiheit noch einmal für eine Zeitlang ein Ende zu machen.

Man mochte bald in Florenz merken, daß Machiavel ein feiner und gewandter Mann war, und so brauchte man ihn nach und nach zu den verschiedensten diplomatischen Sendungen. Die erste war eine an den Hof Ludwigs des Zwölften im Jahre 1500. Fr. della Casa war der Hauptbotschafter, Machiavel nur sein Beigeordneter, was natürlich nicht verhinderte, daß er sehr bald die Seele der ganzen Sendung wurde.

Pisa, das eine Zeitlang unter florentinischer Botmäßigkeit gestanden, hatte sich empört und das Joch abgeschüttelt. Die Florenzer wünschten es den Pisanern wieder aufzuzwingen, aber im Gefühle ihrer eigenen Ohnmacht riefen sie

hierzu Frankreich und die Schweizer zu Hülfe, die dann wirklich Piſa belagerten. Aber die Florenzer waren nicht nur feige, ſondern auch knickerig. Sie ließen ſich von den Piſanern überbieten. Dieſe kauften und beſtachen die Offiziere der Franzoſen und Schweizer, und ſo löſte ſich das Belagerungsheer eines frühen Morgens auf und zog, Jeder nach ſeiner Seite hin, ab.

Das wurde die Veranlaſſung der erſten diplomatiſchen Sendung Machiavels. Die Florenzer ſchickten ihn zu Ludwig dem Zwölften, um ſie — zu entſchuldigen, wie ſie nichts dafür gekonnt, daß die Belagerung ein ſo ſchnödes Ende genommen. Der franzöſiſche Befehlshaber und alle andern Offiziere hatten ſich beſtechen laſſen; in der Natur der Sache würde gelegen haben, ſie bei ihrem Könige anzuklagen, aber die Florenzer im Gegentheile ſuchten nur ſich ſelbſt zu vertheidigen, zu entſchuldigen ob einer That, die ihnen nicht zur Laſt fiel.

Die Inſtructionen aber die Machiavel erhielt, ſind oft ganz geeignet, zu beweiſen, daß der »Machiavellismus« nicht erſt erfunden zu werden brauchte. Der franzöſiſche Befehlshaber Beaumont hatte ſich beſtechen laſſen, und war die Urſache am Mißlingen des ganzen Unternehmens. Aber die Florenzer riethen Machiavel, gegen ihn mit der größten Vorſicht zu Werke zu gehen. »Obgleich wir den Befehlshaber« heißt es in Machiavel's Inſtruction »ausgenommen haben (von den offiziellen Klagen), um uns nicht ſeinen Haß zuzuziehen, ſo könnt Ihr ihn dennoch in Euren Conferenzen mit dem König, wenn Ihr je es nach ſeiner Stimmung für klug haltet, als ſchuldig zeigen. Dann thut es mit Nachdruck, klagt ihn der Feigheit und Beſtechlichkeit an. — — Aber bis Ihr dieſe vortheilhafte Gele-

genheit findet, sprecht mit Ehren von dem General, werft alle Fehler auf die Andern, hütet Euch vor Allem, ihn vor dem Cardinal (d'Alby, seinem Verwandten und Schützer) anzuklagen.«

Mit diesen Instructionen gehen Machiavel und sein Mitgesandter auf die Reise, und schreiben dann regelmäßig an die »Herrlichkeiten« in Florenz über Alles, was sie thun und wie sie die Sache ihrer Stadt vertreten. In Bologna »sprechen sie« — nach besonderen Instructionen, die sie erhalten — »dem Johann Bentivoglio von entwendeten Maulesseln«, die die Florenzer Herrlichkeiten gerne wieder herausgehaben möchten. Es wird nicht klar, ob Machiavel in dieser wichtigen Staats-Sendung irgend welchen Erfolg gehabt habe. Aber schon in diesem seinem zweiten Briefe beginnt eine Klage, die von da an sich fast in jedem diplomatischen Sendschreiben wiederholt. Machiavel behauptet, daß sie beide, und er insbesondere, da er als Beigeordneter nur die Hälfte habe, nicht hoch genug besoldet seien. So oft er ein Postpferd miethet, so oft er einen Boten dingt, so oft er einen Brief schickt, so oft er irgend eine Ausgabe machen muß, werden die Herrlichkeiten stets daran erinnert, daß der arme Machiavel sich für sie ruiniren müsse, wenn sie nicht mehr Geld schickten. [1])

Aber nicht nur sein Vermögen setzte er getrost aufs Spiel, sondern auch seine Gesundheit. Im sechsten Briefe hören wir, daß die beiden tapfern Gesandten zu einem Entschlusse gekommen: »Alle Furcht vor den Krankheiten, die im Lande herrschen, beseitigend, haben wir unsern Weg fortgesetzt.«

[1]) 2ter, 3ter, 4ter, 5ter, 6ter, 8ter, 13ter, 14ter, 21ster, 24ster ꝛc. ꝛc. Brief der ersten französischen Sendung.

So holten ſie zuletzt den franzöſiſchen Hof, der auf einer Rundreiſe begriffen war, ein. Ihre erſte diplomatiſche Audienz fand bei dem Cardinal ſtatt. Sie brachten ihre »Vertheidigung« vor. Der Cardinal aber antwortete ihnen einfach: »daß die Sache von wegen des Lagers bei Piſa eine vergeſſene Sache ſei, und ſie nicht nöthig hätten ſich deswegen zu vertheidigen. Bedenken wir im Gegentheile, was für die Zukunft zu thun iſt.«

Daran hatten ſie zufällig nicht gedacht.

Bald nachher haben ſie dann auch eine Audienz beim Könige. Und auch bei ihm bringen ſie dann ihre »Vertheidigung« an. Sie gehen hier aber weiter. »Wir beklagten uns auch« ſchreibt Macchiavel nach Florenz »über die Schimpfreden, die man ſich gegen uns und gegen alle Florenzer erlaubt hatte. Wir zeigten, daß darin die Urſache liege, warum die Piſaner ſich mit ſolcher Hartnäckigkeit vertheidigt, und daß dies am meiſten dazu beigetragen, die Belagerung ſcheitern zu machen.«

Der franzöſiſche Befehlshaber, die franzöſiſchen und die ſchweizeriſchen Offiziere hatten ſich beſtechen laſſen, — die Florenzer Geſandten klagten darüber nicht, weil ſie nicht den Muth dazu hatten, aber ſie beſchwerten ſich über Spott und Schimpfreden gegen ſie.

Ludwig der Zwölfte behauptete, daß Niemand ſeine Pflicht gethan, weder die Einen noch die Andern. Ja, er ſagt endlich, daß Beaumont vor Allem ſchuldig. Augenblicklich aber antworten die beiden Geſandten, daß dem nicht ſo, daß Beaumont im Gegentheile »toujours jaloux de la gloire du roi« geweſen. Macchiavel ſetzt in ſeinem Berichte hinzu, wie er geſehen, daß der Cardinal freundlichſt Beifall gelächelt habe. Er mochte ſtolz ſein auf dieſen ſeinen diplomatiſchen Sieg.

Am Ende aber wendet sich der König wieder zu ihnen und sagt: »Ich bin bereit Euch zu helfen, wie denkt Ihr daß das geschehen könne?« »Wir antworteten«, fährt Machiavel fort, »daß unsere Instructionen sich nicht darauf bezögen.« — — Aber aus eignem Gewissen sagten sie, »daß nach Allem, was vorgefallen, die Florenzer des Vertrauens ermangeln müßten, und folglich des Muthes und der Kraft zu einem neuen Unternehmen.« Das war einmal von der Leber gesprochen. Sie fuhren fort und sagten weiter: »Wenn aber der König ihnen Pisa erobern wolle, so würden sie ihm sehr dankbar sein. Bei diesen Worten brachen der König, der Cardinal und Alle, die gegenwärtig waren, zugleich los, und sagten, daß es eine schöne Geschichte, wenn der König auf seine Kosten den Krieg für sie führen solle.« — So sei's nicht zu verstehen, antwortete Machiavel und sein Geleitsmann, da sie dem Könige Ersatz für die Kosten versprächen, wenn er Pisa in ihre Hände geliefert. — Der König antwortet seiner Seits, daß er den früher abgeschlossenen Vertrag halten werde, daß er Pisa behalten könne, wenn er wolle, es aber nicht thun werde, u. s. w.; worauf er sie dann in Gnaden entläßt und ihnen erlaubt, ihm nach Montargis zu folgen, wo man weiter berathen werde, was zu thun.

Der Gegensatz tritt hier sehr klar hervor. Die Franzosen waren Männer, und sie spielten mit den Italienern wie mit unmündigen Knaben. An der Eroberung Pisa's für Florenz lag den Franzosen gar nichts, und deswegen war ihnen das Mißlingen derselben nicht des Redens werth. Sie hatten andere Plane, und daher frugen sie die Florenzer, was sie nun zu thun beabsichtigten? hoffend, daß diese Absicht in ihre Plane passen könne. Als die Florenzer

aber wie verſtändige und gewitzigte Krämer ſagten: »Erobert uns Piſa und dann wollen wir zahlen«, lachten die Franzoſen ſie aus.

Nach dieſen erſten Conferenzen trat eine Pauſe ein, die Macchiavel zu Nebengeſchäften benutzt. Einem der Räthe des Königs, Robertet, legt er die Bitte vor, ihnen zweihundert Lanzen zu leihen, um die Florenzer gegen die Neckereien der Piſaner zu ſchützen. Die übrige Zeit aber verwendet er dazu, um hin und her zu horchen; was ihm dann ſo gut gelingt, daß wir aus ſeinen Berichten allerlei intereſſante Sächlein über Perſonen und Verhältniſſe erfahren. Endlich aber kommen die Geſchäfte wieder an die Reihe. Eine Unterhaltung mit Robertet iſt wieder höchſt bezeichnend. Dieſer ſagt nämlich, »daß der König ſehr böſe gegen uns, ſo böſe, daß es für unſere Freunde unmöglich ſei, ſich für uns zu intereſſiren. Wir zeigten ihm ohne Nutzen, daß dies uns ſehr überraſche, daß man uns nicht für die Weigerung der Soldaten (wieder vor Piſa zu rücken) verantwortlich machen könne. Unſer Beſtreben war ohne Erfolg; er beſtand darauf, zu glauben, daß der Fehler uns zu Laſt zu legen, daß wir in Florenz nicht einig ſeien, daß welche die Mediceer zurückwünſchten ꝛc. Er ſagte uns in dieſer Beziehung ſehr unangenehme Sachen, ſehr merkwürdig im Munde eines Staatsraths. Obgleich uns die Gründe zur Antwort nicht fehlten und wir ſie alle in Bewegung ſetzten, ſo gewannen wir doch nicht mehr als vorher.« — Acht gegeben, jetzt kommt's: »Während unſerer Unterhaltung ging zufällig ein Piſaner, der lange in Frankreich gelebt hatte, vorbei; Robertet machte uns auf ihn aufmerkſam. Wir haben ihn ſeitdem nicht wieder geſehen, und wir wiſſen nicht, wer ſeine Protectoren ſind. Aber

er ist gewiß von unseren Feinden unterstützt, deren Zahl hier größer ist als die unserer Freunde. Es ist leicht möglich, daß er nach Pisa zurück ist, beauftragt, irgend eine Intrigue einzuleiten. Wir werden Ihnen augenblicklich die Erkundigungen schicken, die wir über ihn einziehen werden.«

Es ist nicht mehr die Rede von ihm. Die Franzosen verlangten, die Florenzer sollten französische Besatzung in Florenz aufnehmen, und überdies ein schweizerisches Hülfscorps zahlen. Dazu hatten sie keine Lust, und deswegen machte man ihnen Angst mit einem Pisaner, den der französische Staatsrath zufällig vorbeigehen ließ, als er mit den Florenzern verhandelte.

Aus der Unterhaltung geht auch hervor, daß man den Florenzern sagte, sie hätten keine rechten Protectoren. Der feine Machiavel verstand nicht was das hieß. Ein anderer französischer Staatsrath, Carrou, übernimmt es, ihnen den Staar zu stechen, und sagt ihnen einfach, daß die Belagerung von Pisa nicht gelungen, weil die Florenzer unlassen hätten, 8—10000 Dukaten unter die französischen Seigneurs zu vertheilen. »In solchen Fällen muß man nicht sparen.« Nach und nach merkt dann Machiavel doch, von woher der Wind kommt. Aber er klagt nur, »daß die Luccaner sich durch den Mammon der Ungerechtigkeit geholfen, während sie nur auf ihr gutes Recht bauten.« Allein zu einem festen Beschluß, festen Rath, nachträglich ein 8—10000 Dukaten unter die französischen Seigneurs zu vertheilen, kommt er doch nicht.

Und deswegen sind denn die französischen Seigneurs sehr gewissenhaft und uneigennützig; und rathen ihrem Könige, die Florenzer zu zwingen, den Sold, den die Schweizertruppen im letzten italienischen Feldzuge erhalten hatten,

zu vergüten. Von dem Augenblick, daß dieſe Forderung klar hervortritt, ändert ſich die ganze Stellung der Geſandtſchaft. Sie macht vollkommen Kehrt. Es iſt nun nicht mehr von der Entſchuldigung der Florenzer am franzöſiſchen Hofe die Rede, ſondern ihre Geſandten werden von nun an die Bevollmächtigten des Königs und betreiben die Zahlung ſeiner Schuld in Florenz aufs Tapferſte. Machiavel ſchreibt: daß man immer wieder zurückkomme auf dieſe Geldforderung, und räth ſie zu zahlen. Er ſetzt hinzu: »Piſa ſoll von neuem conſtituirt und vergrößert werden. Es hat 100000 Florin verſprochen.« Das ſagten ihm die franzöſiſchen Seigneurs, und er ſchreibt es in Angſt brühwarm nach Hauſe. Er wird immer klarer und immer eindringlicher. In ſeinem ſechszehnten Briefe ſagt er: »Das Erſte iſt, dem König zu zahlen — und ein Geſchenk zu ſchicken.« Er hat's endlich gemerkt. In dieſem Briefe citirt er ein paar Worte des Königs, der ihm ſagte: »Es iſt Alles gut und wohl, wenn mir Florenz Geſandte ſchickt, aber ich verlange einen beſſeren Beweis der Freundſchaft, das Geld.« Er führt dann des Königs eigene Worte an: »Ces réclamations pécuniaires de la part d'un souverain puissant méritent de la votre l'attention la plus sérieuse! si non — je ne les compterais plus en nom de mes amis!«

Wir haben geſehen, wie ihn der Piſaner, den Robertet auftreten ließ, in Angſt ſetzte. In einem folgenden Briefe ſchildert er eine ähnliche Scene der Art. Er ſchreibt den Florenzer »Herrlichkeiten« und berichtet: »N. N., dem ich am Hofe begegnete, ſagte mir: Kommen Sie mich heute beſuchen, ich habe Ihnen etwas zu ſagen. Ich ging hin. Er hielt ſich erſt in der Reſerve und ſagte mir nichts. Ich

frug ihn dann, weswegen er mich habe kommen laſſen. »Ihre Geſandten [1]) ſind unterwegs?« — »Ich glaube es.« — »Macht nur, daß ſie bald kommen, ſonſt könnte gegen Euch noch ein ſehr ſchlimmer Entſchluß gefaßt werden.« Ich konnte nichts weiter aus ihm ziehen. Das macht mich fürchten, es wird ein Project, dem König ſo theuer und uns ſo gefährlich, daß er es nicht zu verrathen wagte, angeſponnen.« Schickt mir bald das Geld, war der practiſche Schluß, den er aus dieſem blinden Schuſſe zog, und der ſomit, obgleich ohne Kugel, dennoch das Ziel traf und die Puppe umwarf, weil es eben eine Puppe war.

In allen ſeinen Conferenzen ſagte man ihm: »des faits et non de vains discours«, und in allen ſeinen Briefen wiederholt er den Florenzer Herren: »des faits, des faits, et non de vains discours.«

Zuletzt kommt endlich Geld, aber nur 10000 Florin. Der Cardinal d'Alby ſagt: das genüge lange nicht, der König ſei in Verlegenheit, und verlange mehr. Mit dem Gelde aber waren auch die neuen Staats-Geſandten angekommen, und dieſe überhoben Machiavel der Mühe, dafür zu ſorgen, daß auch der Reſt, den der König fordert, geſchickt werde.

Das iſt die erſte Sendung Machiavels. Sie bezeichnet den Mann, ſeine Art, die Zeit und die Zuſtände Italiens ſo klar als möglich, und es iſt nicht nöthig, dieſe Züge noch einmal wieder zu überfahren. Sie ſind ſo ſprechend genug.

---

[1]) Frankreich hatte Staatsgeſandte und keine einfachen Botſchafter verlangt. Machiavel hatte auch dieſe Angelegenheit im Geiſte der franzöſiſchen Regierung betrieben.

4.

Von nun an wurde Machiavel zu einer Menge anderer diplomatiſcher Sendungen gebraucht. Es handelte ſich ſtets um die kleinen und kleinlichen Intereſſen und Zwiſte der italieniſchen Kleinſtaaten. Und in allen zeigte Machiavel ſehr viele Feinheit und Klugheit. Es iſt nicht meine Abſicht von allen zu ſprechen; ſie ſind aber auch meiſt nicht des Redens werth[1]). Nur ein paar haben ſelbſt zur Würdigung Machiavels eine Bedeutung.

Die nächſte Sendung nach der eben geſchilderten brachte ihn an den Hof Cäſar Borgia's, des Herzogs von Valentinois. Die Florenzer ließen dieſem anzeigen, daß die Urſini ſich vorbereiteten gegen ihn aufzuſtehen; ſie ſelbſt zu der Verſammlung in Maggione eingeladen hätten, daß ſie aber dem Pabſte, dem Könige und dem Herzoge treu bleiben wollten. Zugleich ſollte Machiavel dem Herzoge danken, daß er den Florenzern geholfen, das Tuch, das man ihnen in Urbino feſtgehalten, herauszubekommen; und endlich Freibriefe für ihren Handel, »die Nährmutter ihrer Stadt«, zu erhalten.

Bei dieſer Sendung lernte Machiavel das Vorbild ſeines »Fürſten« näher kennen; ſah ihn am Werke, wie er die Urſini betrog und ermorden ließ, und bewunderte

---

[1]) In der Bibliothek des Inſtituts zu Paris giebt es nur Eine Ueberſetzung der ſämmtlichen Werke Machiavels, die von Guiraudet. Ich fand alle diplomatiſchen Sendungen Machiavels, mit theilweiſer Ausnahme der an den franzöſiſchen Hof, unaufgeſchnitten, und habe mir, nachdem ich eine andere Ausgabe anderswo gefunden hatte, die Genugthuung nicht verſagen können, mehrere unaufgeſchnitten zu laſſen. Wollen ſehen, wie lange man ſie dort in dieſer Art veneriren wird.

ſtaunend den feinen Politiker um ſo mehr, als der feine Macchiavel ſelbſt erſt merkte, was geſchehe, als es geſchehen war. Seine Berichte an die Florenzer Herrlichkeiten ſind voll ſchöner Schilderungen der thatleerſten Unterhaltungen, aber nichts deutet an, daß er vorhergeſehen und errathen, was der Herzog von Valentinois wollte.

Aber er wurde in dieſen Sendungen alle Tage gewitzigter, und zuletzt ſo fein, daß ihm gar nicht mehr anzukommen iſt. Bei einer ſpäteren Sendung an den franzöſiſchen Hof trat dieſe Feinheit ein paarmal ſehr klar hervor. Damals fühlten ſich die Florenzer von den Spaniern bedroht und ſchickten Macchiavel an den franzöſiſchen Hof, um ſchnelle Hülfe zu fordern und zu erklären, daß wenn dieſe nicht komme, »man in Florenz nicht zulaſſen werde, daß man ſie angreife«, das heißt nämlich, man ſich ohne angegriffen worden zu ſein, ergeben werde.

In Mailand beſucht er den franzöſiſchen Statthalter, der ihn und ſeine Herrlichkeiten zu beruhigen ſucht, indem er zeigt, wie Frankreich ein mächtiges Heer in der Lombardei verſammelt und die Flotte im Mittelmeere verdoppelt habe. Daraus ſchließt der Statthalter, daß Spanien ſich hüten werde vorzurücken. Aber Macchiavel begreift nicht, wie ein Heer in Mailand und eine Flotte auf dem Mittelmeere Toskana retten könnten.

In Paris angekommen, geht er zum Cardinal Amboiſe, der ihn barſch genug empfängt, ihm vorwirft, daß die Florenzer ſtets zu Klagen bereit, daß ſie warten ſollten, da der König im Begriffe ſtehe, mit Spanien Friede zu ſchließen und auch an ſie denken werde. Der Berichterſtatter ſetzt hier hinzu: »Nicolaus Macchiavel, mit der Feinheit, deren er fähig iſt, ſprach um Se. Eminenz zu

fesseln — von Kleinigkeiten und wußte einfließen zu lassen, daß, wenn man Toscana retten wolle, man seine Vormauern sichern müsse, den Pabst, Siena und Perugia. Der Cardinal aber antwortete aufgebracht: Siena sei sicher, der Pabst auch, und da Perugia zu den Staaten des Letzteren gehöre, auch Perugia selbst ungefährdet. — Darauf ging er böse fort.«

Machiavel und sein Beigeordneter — jetzt war er der Hauptgesandte — zweifelten sehr, daß der Vertrag zwischen Frankreich und Spanien zu Stande kommen werde. Sie haben sehr triftige Gründe für diese Zweifel, und sind der Ansicht, wie Spanien Frankreich listig betröge und nur hinzuhalten suche. So berichten sie nach Florenz — und schreiben dann zwei Tage später, daß der Vertrag abgeschlossen sei.

Noch von einer anderen diplomatischen Sendung Machiavels soll hier die Rede sein, der nämlich an den Hof des Kaisers Max, als dieser sich zu seinem unglücklichen Zuge gegen Mailand vorbereitete. Machiavel war der Secretär, Vettori der Titelbotschafter; doch schreibt man die Berichte und auch das Benehmen der Gesandten Machiavel zu.

Es handelte sich darum, dem Kaiser eine gewisse Summe Geldes anzubieten, um ihm zu helfen, gegen die Venetianer, die Feinde der Florenzer zu ziehen. Die Florenzer Herren hatten ihren Gesandten bis 50000 Ducaten zu dem Ende vorgeschlagen. Sehr klug lesen wir in einem der ersten Berichte, wie es doch viel feiner sei erst 30000 und dann 40000 Ducaten zu bieten, da man so nach und nach auf 50000 hinaufsteigen könne. Und so thaten sie, und fast hätte der Kaiser sich mit 40000 begnügt, wenn die Flo-

renzer nicht verlangt, daß er ihnen dafür Pisa sichern sollte. Diese Geldverhandlungen dauern nun fort. Dem Kaiser fehlte es vor Allem an Geld; die Florenzer wünschten, daß er in Italien einrücke; es hing ihr Sein oder Nichtsein davon ab; sie aber verhandeln so lange über das Geld, bis es zuletzt nicht mehr nöthig, sondern die Macht des Kaisers gebrochen, sein Heer gesprengt ist. Ob die 50000 Ducaten der Geschichte eine andere Wendung hätten geben können, ist die Frage; aber daß sie die Wendung nahm, in die sie auslief, ist grade Folge des Umstandes, daß auch Andere so fein und klug handelten wie die Florenzer Gesandten.

In den Einzelheiten aber ist dann Macchiavel wieder sehr scharfsinnig und durchschauend. Ein paar Beispiele davon. In seinem sechsten Berichte schildert er den Kaiser und seine Verhältnisse. »Kein Zweifel, daß der Kaiser viele Soldaten bei sich hat. Aber wird er sie lange behalten können? Das ist es, was man bezweifelt; denn er wird sie nur durch Geld zurückhalten können. Nun hat aber der Kaiser wenig Geld, und überdies ist er sehr großmüthig. Ich weiß, die Großmuth ist eine Tugend der Fürsten; aber es genügt nicht 1000 Soldaten gut zu zahlen, wenn man 10000 nöthig hat. Die Freigebigkeit ist ein Fehler, wenn man nicht das Nothwendige hat. Der Kaiser ist thätig, sehr kriegserfahren, unermüdlich, klug und gerechter als irgend einer seiner Vorgänger seit hundert Jahren. Aber er ist so gut und menschlich, daß er dadurch schwach und leichtgläubig wird. Woher es denn kommt, daß noch viele Leute den Erfolg seines Unternehmens bezweifeln. So findet man, Alles gehörig berücksichtigt, zugleich Ursache zur Hoffnung und zur Furcht.«

Dieſe Schilderung iſt meiſterhaft, der Schluß vollkommen diplomatiſch. Machiavel hatte gelernt, daß es unklug iſt, ſich feſt auszuſprechen, und thut es von nun an ſelten; weiß ſtets ſich alle Thoren offen zu halten.

Dennoch neigt er im Ganzen dahin, zu glauben, daß der Zug des Kaiſers ſtattfinden und guten Erfolg haben werde. Früher ſchrieb er, daß auch die Ungläubigſten an ihn glaubten. Jetzt ſchlägt er noch in demſelben ſechſten Briefe vor, einen Vorſchuß, den die Kaiſerlichen betrieben, zu geben, und ſagt: »Wenn wir uns irren, ſo iſt es beſſer, uns darin zu irren, daß wir glauben, der Kaiſer komme nach Italien; denn käme er, nachdem wir geglaubt, er komme nicht, ſo könnte uns dies theuerer zu ſtehen kommen. Wer ſich mehr Vortheil verſchaffen will, muß auch mehr wagen.«

Schon im nächſten Briefe ſehen wir, daß er nun die Erlaubniß erhalten hat, dem Kaiſer in Trient eine Vorſchußzahlung zu machen. Aber jetzt hat er wieder Scrupel, ſo daß er nun anders denkt, obgleich er vor wie nach einſieht und wiederholt: »Es ſcheint, als fehle dem Kaiſer Nichts als Geld.« Er iſt ſo unſchlüſſig, daß er neue Inſtructionen verlangt, nachdem er neue Vorſchläge gemacht.

So ſchwankt er hin und her, und kommt zu keinem Ende. Noch oft genug aber tritt die feine Art des Mannes, der nach und nach ein Meiſter wurde, hervor. In ſeinem neunten Berichte ſagt er noch einmal, wie mehr dafür als dagegen zu wetten, daß der Kaiſer in Italien mit bedeutendern Kräften, als die er bis jetzt angewendet, eindringen werde. Und darauf fährt er fort: »Dann aber bleibt zu wiſſen übrig, ob ſein Unternehmen gelingen werde, denn wenn er nicht angreift oder der Angriff nicht gelingt,

so begreifen Ew. Herrlichkeit leicht, — daß das nicht dasselbe ist. Ich kann um so weniger wissen, ob sein Unternehmen gelingen werde, als ich nichts über die Kräfte weiß, die Venedig besitzt, und nichts von den Vorbereitungen, die Frankreich macht. Ew. Herrlichkeit haben mir darüber nie etwas in ihren Briefen gesagt. Da ich also aus der Ferne urtheilen muß, so scheint mir's, daß ich glauben kann, daß die Kräfte der Venetianer allein sehr bedeutend sind, da wir sehen, daß von den zwei Heeren, die der Kaiser hatte, jedes von 7000 Mann, das eine geschlagen und das andere gezwungen worden sich zurückzuziehen. Wenn also 14000 Mann nichts haben ausrichten können gegen die Venetianer allein, welches Heer muß dann erst nöthig sein, um die beiden Mächte vereinigt zu schlagen. — Wenn ich noch wüßte, was in Mailand vorgeht, was die Franzosen beabsichtigen, ob sie sich mit den Venetianern vereinigen wollen ꝛc. ꝛc., so würde das Alles den Entschluß, den ich zu fassen habe, viel sicherer stellen, und ich weniger fürchten, mich zu täuschen. So aber empfehle ich mich Gott, und Ew. Herrlichkeiten können versichert sein, daß Alles, was ich thun werde, in der besten Absicht geschehen wird.« — — »Wenn Ew. Herrlichkeiten etwas Sicheres erfahren haben, so können Sie sich darnach richten, und ich wiederhole noch einmal hier, daß man nie etwas sicher wissen wird, als nachdem es geschehen.«

Dafür hätte der Wirkliche geheime Staats-Rath Herr von Machiavel irgend einen Adlerorden mit der Schleife verdient. —

Aber immer wieder kommt die Frage: Sollen wir das Geld geben oder nicht? Und wieder antwortet er: »Ich sehe Ihr Anerbieten (dem Kaiser in Trient eine bestimmte

Summe zu zahlen) als ihm sehr vortheilhaft an und als Euch nicht vortheilhaft. Denn wenn seine Lage gut ist, so verweigert er's als zu gering, ist sie schlecht, so nimmt er's an, und dann seid Ihr die Gefoppten. Wenn wir aber auf der andern Seite warten, bis er die Uebermacht einmal hat, so würde es nicht mehr Zeit sein. Was ist da zu thun? Nous verrons!«

So etwas berechtigt schon zu einer Staatskanzellei in Wien, zu einem geheimen und geheimnißvollen Rathgeber in Berlin, — und um so mehr als sich diese kluge Art immer mehr als das Wesen, das in dem Diplomaten Machiavel zum Durchbruche gekommen, herausstellt. In seinem eilften Berichte (16 April) verkündigt er nochmals, daß Alles sich zu vereinigen scheine, um der Partei des Kaisers neue Hoffnungen zu geben. In seinem zwölften Berichte (30 Mai) sind diese Hoffnungen wieder fast vollkommen verschwunden. Alles Fußvolk des kaiserlichen Heeres hatte sich aufgelöst und zerstreut. Machiavel hatte stets darauf gebaut und vorherverkündigt, daß der Reichstag dem Kaiser neue sechs Monate für das Reichsheer und neue Subsidien zugestehen werde. Jetzt muß er berichten, daß derselbe seine fernere Hülfe, »von der ich glaubte, daß sie so leicht zu erhalten sei,« — verweigert habe. Er fängt nun nach gerade an zu zweifeln, daß der Kaiser je nach Italien kommen werde. Die Florenzer schrieben ihm noch einmal, daß sie es ihm freistellten, dem Kaiser die Vorschußsumme zu geben, sobald dieser in Italien eingerückt, und Machiavel antwortet: »Ich fürchte, daß dies nie geschehen wird.« Das aber verhindert ihn nicht bald wieder einzulenken, und schließlich wieder zu sagen: »Endlich aber ist es, wie ich Ew. Herrlichkeiten schon oft gesagt

habe, unmöglich, alle Vorbereitungen zu kennen, bevor sie vollendet sind. Deswegen habe ich Ihnen geschrieben, daß man nicht versichern kann, daß der Kaiser die Gränze nicht überschreite, trotz aller Welt. Denn das Reich kann ihm helfen, und es hat nur zu wollen. Wer aber würde von einer andern Seite wagen zu versichern, daß er nach Italien gehen werde, wenn man sieht, daß das Reich ihm nie hat helfen wollen, und daß es nicht scheint, als ob es auch jetzt dazu gestimmt sei.« Deswegen räth er dann den Herrlichkeiten wieder, sich zu entscheiden einen Beschluß zu fassen, und sich mit dem Kaiser zu verständigen, so gut man könne.

Im nächsten Briefe (vom 2 Juni, vier Tage später) verkündigt er, daß der Kaiser Friede geschlossen.

5.

Die Krämer in Florenz mochten sich die Hände reiben, daß der kluge Machiavel ihre Dukaten verhindert habe aus ihrem Säckel in den des Kaisers überzugehen. Sie hatten noch andere derartige Erfolge, ja sie eroberten sogar Pisa wieder, wobei abermals Machiavel diplomatisch thätig war. Aber all das verhinderte nicht, daß kaum ein paar Jahre später der Pabst mit den Spaniern vereinigt vor Florenz zog, es eroberte, der republikanischen Herrlichkeit von neuem ein Ende machte, und die Mediceer wieder die Selbstherrscher aller Florenzer wurden.

Machiavel verlor seine Stellen und seinen Einfluß. Man mochte ihn für zu gut republikanisch gesinnt halten, er war mit der Republik aufgekommen, und sollte mit ihr fallen.

Pabſt Julius II ſprach ſpäter ſich gegen die Gewaltherrſchaft der Mediceer aus; und die florentiniſchen Republikaner ſahen darin eine Aufmunterung. Eine Verſchwörung, die nicht zum Ausbruche kam, wurde die Veranlaſſung für die Mediceer ſich aller derer, die ihnen gefährlich ſchienen, zu bemächtigen und die Tüchtigſten zu beſeitigen. Macchiavel wurde ebenfalls bei dieſer Veranlaſſung gefangen genommen und gefoltert. Aber er hatte Nichts zu geſtehen, oder war ſtandhaft genug ſich nicht durch die Qualen der Marterbank zum Geſtändniß zwingen zu laſſen.

Wenn er die Leiden des Körpers beſiegte, ſo war er nicht ſo glücklich, Leiden anderer Art eben ſo tapfer zu widerſtehen. Aus dieſer Periode ſeines Lebens iſt eine Sammlung von Privatbriefen Macchiavel's auf die Nachwelt gekommen, die höchſt bezeichnend für ſeine Lebensweiſe, ſeine Anſichten und ſein ganzes Weſen ſind. Die Mehrzahl derſelben ſind an Francesco Vettori gerichtet, der mit Macchiavel zuſammen am Hofe des Kaiſers Max war, und der jetzt in Rom als Geſandter von Florenz lebte.

In den erſten Briefen nach ſeiner Befreiung herrſcht eine Art ironiſtrender Verzweiflung. »Täglich ſind wir bei einem oder dem andern ſchönen Kinde, um die Kräfte zu erſetzen,« ſchreibt er am 18 März 1513 ſeinem ehmaligen Geſandtſchaftsgenoſſen[1]). Am 9. April ſchreibt er ihm weiter: »Ich bitte Euch, ahmt die Andern nach, die mehr durch Zudringlichkeit und Schlauheit als durch Verſtand und Klugheit ſich Platz machen. Was die Nachricht von Totto betrifft, ſo mißfällt ſie mir, wenn ſie Euch

[1]) Niccolo Macchiavelli's ſämtliche Werke von Ziegler. Karlsruhe 1841.

mißfällt. Sonſt denke ich nicht daran; wenn er ſich nicht drehen kann, mag er ſich wälzen.« — In einem andern Briefe heißt es: »Graf Orlando iſt einmal wieder in einen Jungen verliebt und kann ſeiner nicht habhaft werden.« — Doch fährt er fort:

Però se alcuna volta io rido o canto,
Facciol, perchè non ho se non quest' una
Via da sfogar il mio angoscioso pianto.[1])

Aber trotz dieſes Anklanges der Verzweiflung iſt der Ton des Scherzens und des Lachens, des liederlichen Treibens ſeiner Zeit dennoch die durchgreifende Grundſtimmung ſeines Weſens. Er hat mehrere Luſtſpiele geſchrieben, ſie gehören zu den feinſten, den wolluſtſchwülſten, den Sitte und Tugend am offenbarſten verhöhnenden, die es in irgend einer Literatur giebt.

Doch zurück zu ſeinen Briefen. In einem weiteren ſchreibt er Vettori: »Wenn das ganze Bordell von Valenza Euch durchs Haus gelaufen wäre, ſo hätte unmöglich Brancaccio Euch tadeln können; er würde Euch vielmehr darob geprieſen haben, als wenn er Euch vor dem Pabſt beſſer als Demoſthenes hätte reden hören.« Im nächſten Briefe lernen wir den Brancaccio näher kennen. Machiavel verſetzt ſich im Geiſte in die Geſellſchaft ſeines Freundes, und ſchreibt: »Ich meine den Brancaccio zu ſehen, wie er, um das Geſicht der Conſtanza beſſer zu betrachten, zuſammengekauert auf einem niederen Schemel ſitzt, und in Worte und Mienen, in Gebärden und Lächeln, in Mundverziehen, in Liebäugeln, in Räuſpern ganz zerſchmilzt, ganz

[1]) Denn wenn ich manchmal lache und ſinge, ſo thue ich's, weil ich nur dieſen einen Weg habe, meine bange Klage auszuſchütten.

vergeht, und die Worte, den Athem, die Blicke, den Duft, die lieblichen Manieren und coquette Freundlichkeit der Conſtanze ganz in ſich einſaugt.

Ich wandte mich zur rechten, und ſah den Caſa bei dem Knaben näher ſeinem Ziele, ein wenig gravitätiſch mit geſchornem Kopfe.

Ich ſehe ihn ſich gebärden, bald ſich auf die eine Hüfte ſtützend, bald auf die andere; ich ſehe ihn manchmal den Kopf ſchütteln über die abgebrochenen und verſchämten Antworten des Jünglings. Ich höre ihn mit ihm ſprechen, bald als Vater, bald als Lehrer, bald als Verliebter. Der arme Junge iſt ungewiß, zu welchem Ziele er ihn führen möchte, bald fürchtet er für ſeine Ehre, bald vertraut er dem Ernſte des Mannes, bald flößt ihm ſeine anmuthige bedächtige Miene Verehrung ein. Ich ſehe Euch, Herr Botſchafter, beſchäftigt mit der Wittwe und ihrem Bruder. Ihr habt ein Auge für den Knaben, — das rechte meine ich, — das linke für das Dämchen, und ein Ohr für die Worte der Wittwe, das andre für den Caſa und den Brancaccio. Ich höre Euch antworten, im allgemeinen und auf die letzten Worte, wie das Echo. Endlich müßt Ihr das Geſpräch abbrechen, Ihr eilt ans Kamin mit gewiſſen raſchen weiten Schrittlein, ein wenig vorgebückt. Da erheben ſich Filippo, Brancaccio, der Knabe, das Dämchen; doch Ihr ſprecht: nehmt Platz, bleibt, wie ihr wart, rührt Euch nicht, ſetzt eure Geſpräche fort; und nach vielen Umſtänden, ein wenig familiär und plump, läßt ſich Jeder wieder nieder und es beginnt eine fröhliche Unterhaltung. Aber vor allem glaube ich Filippo zu ſehen, als Piero del Bene kam. Wenn ich malen könnte, ich würde ihn Euch gezeichnet ſchicken, denn gewiſſe ſeiner gemeinen Be-

wegungen, gewiſſe ſchiefe Blicke, gewiſſe unwillige Stellungen laſſen ſich nicht beſchreiben.«

Mit dieſer Liederlichkeit geht der alte Weiberaberglaube ganz natürlich Hand in Hand, und ſo ſchreibt er denn in demſelben Briefe dem Herrn Botſchafter: „Von hier giebt es nichts zu melden, als Prophezeiungen und Verkündigungen von Noth und Elend; Gott möge es abſtellen, wenn ſie lügen, und zum Guten wenden, wenn ſie wahr ſprechen.“ In einem vorhergehenden Briefe erzählt er eine Bußpredigt, und aus ihr unter anderm: »Seuche und die größte Hungersnoth werde in der Stadt herrſchen; nicht zehn Menſchen würden in den Dörfern bleiben, wo während zehn Jahre ſich ein Teufel in Menſchengeſtalt aufgehalten und Meſſe geleſen. Wohl zwei Millionen Teufel ſeien losgelaſſen, als Werkzeuge der obengenannten Dinge, und führen in viele Sterbende, deren Leichname ſie nicht verfaulen ließen, damit falſche Propheten und Mönche Todte erwecken und Glauben erwerben könnten. Dieſe Dinge haben mich ſo erſchreckt, daß, da ich heute den Morgen bei der Riccia zubringen ſollte, ich nicht hinging; ich weiß nicht, ob, wenn ich ihn bei der Riccia hätte zubringen ſollen, dieſe Predigt mich abgehalten haben würde. Aber ich hörte ſie nicht ſelbſt, weil ich ſolche Predigten nicht beſuche, doch wurde ſie mir von ganz Florenz ſo erzählt.« Dieſe Riccia iſt eine Kupplerin.

In dem nächſten Briefe ſchreibt er dem erlauchten Botſchafter, — der an dergleichen Spaß zu finden ſchien, und den Machiavel ſich gewogen machen wollte, weil er durch ihn wieder zu Amt und Würde zu gelangen hoffte, — und erzählt ihm ein anderes Abenteuer deſſelben Brancaccio's, wie dieſer eines Tages über die Brücke Carraja gegan-

gen, — doch laſſen wir ihn ſelbſt reden: „Brancaccio ging über die Carraja-Brücke, und kam durch die Straße auf der Seite der Mozzi an Santa Trinita, dann weiter in die Vorſtadt Santo Apoſtolo, wo er ein wenig ſchlängelnd an den Bordellen beider Seiten vorüberging. Keine Vögelein findend, die ihn erwarteten, wandte er ſich nach Euerm Goldſchläger, und durchkreuzte, unterhalb der Parte Guelfa, den Markt, dann Calimala Francesca; zuletzt zog er ſich unter das Dach der Piſani zurück, wo er genau jene Schlupfwinkel durchſpürend, ein Turteltäubchen fand. Das ſtellte er mit der Schaufel, dem Lichte und der Schelle, und führt es mit Kunſt in den Hintergrund des Abſturzes unter die Höhle, wo der Panzano wohnt, hier es unter haltend — — — — — — rupfte er ihm zwei Schwanzfedern aus, und ſteckte es, wie die meiſten ſagen, am Ende in die Waidtaſche zur Rechten.

Doch die Zeit zwingt mich, unter der Decke hervorzuſchlüpfen, die Gleichniſſe genügen nicht, und dieſe Metapher nützt mir nichts mehr. Kurz Brancaccio wollte wiſſen, wer der Junge ſei. Dieſer antwortete ihm zum Beiſpiel, er ſei Michele, Neffe des Conſiglio Corſi. „Wohl," ſprach Brancaccio, „du biſt der Sohn eines Ehrenmannes." Wenn du klug biſt, haſt du dein Glück gemacht. Wiſſe, ich bin Filippo di Caſa vecchia; mein Magazin iſt da und da. Geld habe ich jetzt nicht bei mir, komme du dahin, oder ſchicke morgen früh ins Magazin, ich werde dich zufrieden ſtellen." Den andern Morgen ſchickte Michele, der eher ein Taugenichts als ein Dummkopf iſt, einen Zanni zu Filippo, mit einem Billet, worin er die Schuld einforderte und an die Verbindlichkeit erinnerte. Filippo ließ den Zanni mit zornigem Geſicht an: „Wer iſt dieſer Burſche,

oder was will er? Ich habe nichts mit ihm zu ſchaffen. Sag' ihm, er ſoll zu mir kommen.« Zuletzt wird der Betrug entdeckt, und der Betrüger verhöhnt. Machiavel ſetzt hinzu: »Ich glaube, Ihr habt dieſen Bericht ſchon von anderer Hand erhalten, doch wollte ich ihn Euch ausführlich erſtatten, wie es, wie ich glaube, meine Pflicht erheiſcht.«

Auf Augenblicke tritt der Mißmuth der ihn beherrſchte, ſehr klar hervor. All ſein Streben, alle dieſe ſchönen Briefe und anderen Mittel, von denen ſpäter, führten nicht zum Ziele, ihm wieder irgend ein einträgliches Amt zu verſchaffen, und ſo klagt er, »daß wenn Gott ſich nicht günſtiger zeige, er eines Tages gezwungen ſein werde, ſein Haus zu verlaſſen und Repetitor oder Schreiber bei einem Oberſten zu werden, oder in ein einſames Oertchen ſich zu verkriechen und die Kinder leſen zu lehren. Meine Familie werde ich hier laſſen, ſie mag mich dann für geſtorben halten. Ohne mich wird ſie viel beſſer auskommen; ich verurſache ihr doch nur Koſten, da ich von meiner Gewohnheit Geld auszugeben nicht mehr laſſen kann.« Das war einmal ein männlicher Entſchluß. Der Brief iſt vom 10 Juni 1514; am 3 Auguſt aber ſchreibt er dem Erlauchten Botſchafter wieder, und erzählt ihm: »Während meines Aufenthaltes auf dem Lande habe ich ein Abenteuer gehabt mit einem Weſen ſo artig, ſo zart, ſo edel durch Natur und Kunſt, daß ich ſie nicht ſo ſehr loben noch ſo ſehr lieben könnte, daß ſie nicht mehr verdiente. Ich ſollte Euch, wie Ihr mir, den Urſprung dieſer Liebe erzählen, mit welchen Netzen ſie mich fing, wo ſie ſie ſpannte, von welcher Art ſie waren; und Ihr würdet ſehen, daß es goldene Netze waren, unter Blumen geſpannt, von Venus geflochten, ſo ſanft und anmuthig, daß, obgleich ein

rohes Herz sie hätte zerreißen können, ich es nicht wollte, und mir eine Weile darin gefiel, bis die zarten Fäden stark geworden, und durch unauflösliche Knoten sich verbanden.«

Doch genug über diese Art. Machiavel selbst fühlte dunkel das Verletzende, was in ihr lag, und so suchte er sich vor sich selbst zu rechtfertigen: „Wer Eure — (soll heißen unsere) — Briefe sähe, hochzuverehrender Gevatter, und die Verschiedenheit derselben, würde höchlich erstaunen. Erst würde er glauben, wir seien ernste Männer, unsern Sinn ganz auf große Dinge gerichtet, es könne in unserer Brust kein Gedanke aufkeimen, der nicht Anstand und Größe in sich faßte. Dann das Blatt umwendend würde er meinen, wir selben seien leichtsinnig, unbeständig, unsern Sinn auf eitle Dinge gerichtet. Mag Manchem diese Art zu sein verwerflich erscheinen, mir scheint sie löblich: wir ahmen die Natur nach, die mannigfaltig ist; wer sie nachahmt, kann nicht getadelt werden. Zwar pflegte sonst diese Mannigfaltigkeit in verschiedenen Briefen vorzukommen; Ihr sollt sie diesmal in einem sehen, wenn Ihr die andre Seite lesen wollt. Räuspert Euch.« Das ist höchst geistreich — aber wo diese Geistreichigkeit im Boden eines Volkes Wurzel geschlagen hat, da keimt sie, da wuchert sie, und zernichtet bald genug jeden gesunden Samen. Machiavel war einer der wenigst Schlechten seines Volkes und seiner Zeit — und das erklärt es von selbst, warum ganz Europa, aber besonders Italien, diese überreife, abgefallene, halbfaule Frucht so begierig aufheben konnte.

6.

Machiavel schrieb aber seinem Gevatter, dem Erlauchten Herrn Botschafter so oft und so in der Art, wie es

dieſem zu munden ſchien, um ihn zu veranlaſſen, ſeinen Einfluß in Rom dazu zu verwenden, dem feinen und geiſtreichen Diplomaten eine Anſtellung zu verſchaffen. Gleich in einem der erſten Briefe aus dieſer Zeit ſagt Machiavel: »Wenn nur ſeine Heiligkeit der Pabſt begönne mich zu verwenden, ſo zweifle ich nicht, daß es mir nützen und allen meinen Freunden Vortheil und Ehre bringen würde.«

Aber er merkte bald genug, daß alle die ſchönen Redensarten und Empfehlungen nicht viel fruchteten, und daß der verdächtige Republikaner, den die Mediceer eben erſt hatten foltern laſſen, nicht mit Redensarten, ſondern durch Thaten eine Bürgſchaft ſeiner Ergebenheit gegen die Gewaltherrſcher in Florenz und ihren mächtigen Schutzherrn in Rom geben müſſe.

In dieſem Gedanken keimt ſein Fürſt. Er ſelbſt ſoll uns erzählen wie, in welcher Art und zu welchem Ende das Büchlein entſtand. In ſeiner geiſtreichen, ſpirituellen — es iſt das welſche Wort bezeichnender — Art beſchreibt er ſeinem Gevatter, wie er ſeinen Tag zubringe. Er hatte einen Wald, den er aushauen ließ und verkaufte. Mit der Beaufſichtigung dieſes Geſchäfts begann ſein Tagewerk. »Aus dem Gehölze«, erzählt er, »gehe ich an eine Quelle, und von da an einen Vogelheerd, ein Buch in der Taſche, entweder den Dante oder Petrarca oder einen der kleinen Dichter, wie Tibull, Ovid und ſolche. Ich leſe ihre Liebespein, Liebeshändel, erinnere mich der meinigen, und ergötze mich eine Weile mit dieſen Gedanken. Dann begebe ich mich ins Wirthshaus an der Straße, ſpreche mit den Durchreiſenden, frage um Neuigkeiten aus ihrer Heimath, höre verſchiedene Dinge, und merke mir den verſchiedenen Geſchmack und den man-

nigfaltigen Phantaſien der Menſchen. Unterdeſſen kömmt die Eſſenszeit heran, wo ich mit meiner Familie Speiſen verzehre, wie ſie mein armes Landgut und geringes Vermögen zuläßt. Nach Tiſche kehre ich ins Wirthshaus zurück; dort iſt gewöhnlich der Wirth, ein Fleiſcher, ein Müller, zwei Ziegelbrenner. Mit ihnen vertiefe ich mich den Reſt des Tages über ins Criccaſpiel oder Trictrac: es entſtehen tauſend Streitigkeiten; der Aerger giebt tauſend Schimpfreden ein. Mehrentheils wird um einen Quattrino geſtritten, nichts deſto weniger hört man uns bis San Casciano ſchreien. In dieſe Gemeinheit eingehüllt, hebe ich den Kopf aus dem Schimmel hervor und verhöhne mein tückiſches Geſchick, zufrieden, daß es mich auf dieſe Weiſe tritt, weil ich ſehen will, ob es ſich deſſen nicht ſchämt.«

»Wenn der Abend kömmt, kehre ich nach Hauſe zurück, und gehe in mein Schreibzimmer. An der Schwelle werfe ich die Bauerntracht ab, voll Schmutz und Koth, ich lege prächtige Hofgewänder an, und angemeſſen gekleidet begebe ich mich an die alten Höfe der großen Alten. Freundlich von ihnen aufgenommen, nähre ich mich da mit der Speiſe, die allein die meinige iſt, für die ich geboren ward. Da hält mich die Scham nicht zurück, mit ihnen zu ſprechen, ſie um den Grund ihrer Handlungen zu fragen, und herablaſſend antworten ſie mir. Vier Stunden lang fühle ich keinen Kummer, vergeſſe alle Leiden, fürchte nicht die Armuth, es ſchreckt mich nicht der Tod; ganz verſetze ich mich in ſie. Weil Dante ſagt, es gebe keine Wiſſenſchaft, ohne das Gehörte zu behalten, — habe ich aufgeſchrieben was ich durch ihre Unterhaltung gelernt, und ein Werkchen de principatibus geſchrieben, worin ich die

Fragen über dieſen Gegenſtand ergründe, ſo tief ich kann, betrachtend, was ein Fürſtenthum iſt, wie viele Gattungen es giebt, wie man ſie erwirbt, wie man ſie erhält, warum man ſie verliert. Wenn Euch je eine meiner Grillen gefiel, dürfte Euch dieſe nicht mißfallen. Einem Fürſten, beſonders einem neuen Fürſten dürfte ſie willkommen ſein; ich widme ſie daher der Durchlaucht Julians.« Er ſetzt hinzu: »Ich habe mit Filippo darüber geſprochen, ob es gut ſei, mein Werkchen zu überreichen oder nicht, und ob es im erſten Falle gut ſei, es ſelbſt zu bringen oder es Euch zu ſenden. Wenn ich es nicht überreiche, beſorge ich, es werde von Julian doch geleſen werden, und dieſer Ardinghello werde ſich die Ehre meiner letzten Anſtrengung zuſchreiben. Fürs Ueberreichen ſpricht die dringende Nothwendigkeit — ich zehre mich auf, und lange kann ich's nicht ſo treiben ohne vor Armuth verächtlich zu werden, — dann mein Wunſch, daß mich die Herren Medici zu verwenden begönnen, ſollten ſie mich auch anfangs einen Fels wälzen laſſen. Wenn ich ſie mir dann nicht gewönne, würde es meine Schuld ſein. Ich meine deshalb, wenn meine Schrift geleſen würde, ſo würde man ſehen, daß ich die 15 Jahre, die ich mit dem Studium der Staatskunſt zugebracht, weder verſchlafen noch vertändelt habe; und Jedermann ſollte ſich gern eines Solchen bedienen, der auf fremde Koſten reich an Erfahrung iſt. An meiner Treue ſollte man nicht zweifeln; da ich immer die Treue bewahrt, dürfte ich nicht lernen ſie jetzt zu brechen. Wer 43 Jahre lang, ſo alt bin ich, treu und redlich geweſen, dürfte wohl ſeinen Charakter nicht mehr ändern können; und Zeuge meiner Treue und Redlichkeit iſt meine Armuth.« So und nicht

anders entstand der Fürst. Die Noth zwang Machiavel; er wollte sich Amt und Würde bei den Mediceern erwerben und hoffte, daß sein Werkchen einem Fürsten, wie sie dies Haus schuf, willkommen sein werde.

Rousseau hat eine andere Ansicht über Machiavel und seinen Fürsten in Aufnahme gebracht. In seinem Contrat social sagt er: »Der Fürst Machiavels ist das Buch der Republikaner.« Das ist gewiß so wahr als etwas! wenn so ein Fürst sein muß, wenn so der Fürst irgend wäre, so würde die wildeste Republik pures Gold gegen diesen Auswurf sein. Aber Rousseau bildete sich dann ein, daß Machiavel den Eindruck, den sein Werk auf ihn machte, beabsichtigt habe. Er sagt: »Indem Machiavel so that, als ob er die Fürsten belehren wolle, hat er den Völkern eine große Lehre gegeben. Machiavel war ein Ehrenmann und ein guter Bürger; aber dem Hause Medici ergeben, war er durch die Unterdrückung seines Vaterlandes gezwungen, seine Liebe zur Freiheit zu verkleiden.« Rousseau kannte Machiavel nur aus seinem Fürsten, seinem Commentar zum Livius und seiner Geschichte von Florenz. Das hätte freilich halbwegs genügen sollen; aber Jean Jacques dachte und urtheilte nur im Geiste seiner Zeit, und dieser empörte sich gegen den Grundgedanken des Fürsten so sehr, daß ein König den Machiavel widerlegen zu müssen und der Citoyen de Genève ihm die Nothtaufe des Republikanismus geben zu dürfen glaubte.

In einem der Briefe Machiavels kommt eine Stelle vor, die fast auf die Unterstellung Rousseaus hindeuten könnte. Er schreibt im Jahre 1521 an einen Freund: »Ich glaube, der nächste Weg zum Paradies würde sein,

den Weg zur Hölle kennen zu lernen, um ihn zu meiden.« Es ist das die Auffassung des heuchelnden Lasters. So gehen die jungen Wüstlinge ins Hurenhaus — um Menschenkenntniß zu sammeln; so erzählen die scheinheiligen Romanschreiber der nervenschwachen Entartung die Bekehrung ihrer Sünder und Sünderinnen mit Wollustscenen, die zur Ausschweifung reizen. Wer Macchiavel selbst und seine Zeit kennt, wer die Lebensweise, die Grundsätze, die Anschauung und die Weltauffassung dieser sich auf Schritt und Tritt in jenem geltend machen sieht, der sucht nicht erst eine unterstellte Absicht, wo die offenbare so klar hervortritt.

Macchiavel selbst ist ein »Macchiavellist« im Geiste seines Fürsten so oft er sich gehen läßt, und er ist es überall und in allen seinen Werken, wenn er auch oft hier auf Augenblicke in den Schilderungen der römischen besseren Zustände von seinem Stoffe bemeistert wird. So oft er ihn besiegt und beherrscht, tritt stets der bankbrüchige Republikanismus im Dienste der Tyrannei hervor.

In den Briefen an seine Freunde spricht sich die Auffassungsweise des »Fürsten«, so oft sich nur eine Gelegenheit darbietet, aus. Er schreibt seinem Gevatter: »Wer seine eigene Bequemlichkeit für Andere aufgiebt, verliert die seinige, ohne daß man ihm für sein Wirken Dank weiß.« Den Grundsatz des Jesuitismus finden wir vielleicht zum ersten Male klar und unumwunden ausgedrückt in einem Briefe an seinen Freund Piero Soderini: »Ich glaube, daß man bei den Dingen das Ende zu beurtheilen habe, wie sie gemacht sind, nicht die Mitte, wie sie gemacht werden.«

Er setzt in diesem Briefe sehr klar hinzu: »Einem neuen Herrscher Ansehen zu geben, nützt die Grausamkeit, Ver-

rath, Gottloſigkeit in demjenigen Lande, wo Menſchlichkeit, Treue und Gottesfurcht lange Zeit verſchwunden war, nicht anders als die Menſchlichkeit, Treue und Gottesfurcht da hilft, wo die Grauſamkeit, Verrath und Gottloſigkeit nur eine Weile geherrſcht hat. Denn wie das Bittere den Geſchmack beleidigt, und das Süße ihm zum Eckel wird, ſo werden die Menſchen des Guten überdrüßig, und beklagen ſich über das Uebel. Dieſe Urſachen waren es unter andern, die Italien dem Hannibal, Spanien dem Scipio öffneten. So trafen Beide die Zeit und die Dinge gemäß der Art ihres Verfahrens, und es würde in jenem Zeitpunkte weder ein dem Scipio ähnlicher Mann in Italien ſo viel ausgerichtet haben, noch ein dem Hannibal ähnlicher in Spanien, als Beide, jeder in ſeinem Lande, ausrichteten. Valete.« Er war ſich der Schlechtigkeit ſeines Volkes halbwegs bewußt, und deswegen brachte er ſie getroſt in ein Syſtem, weil er glaubte, daß es unmöglich ſei, durch Menſchlichkeit, Treue und Gottesfurcht auf die Italiener ſeiner Zeit zu wirken.

7.

Die Hauptſache aber war für ihn — wieder angeſtellt zu werden, wieder zu Amt und Würden, zu einer einträglichen Stelle zu gelangen. Und leider erreichte er dies Ziel, trotz der ſchönen Mittel, die er anwendete, nur halb. Er erhielt kein Amt, aber man ſuchte ihn zu benutzen. Es ſcheint mir, daß man ihn ſchätzte was er werth war.

Er wurde eine Zeitlang als geheimer Rath zu ge-

heimen Berichten verwendet [1]), Sein Gevatter Vettori wurde der Vermittler zwiſchen ihm und dem Pabſte: doch ehe dieſes halbofficielle Verhältniß eintrat, hatte Machiavel ſchon eine Zeitlang freiwillige Geheimrathsdienſte gethan, und durch den erlauchten Geſandten eine Menge diplomatiſcher Kannegießereien bis an den Pabſt zu bringen geſucht. In dieſen begegnen wir dann wieder ganz demſelben Manne, den wir in ſeinen Sendungen kennen gelernt haben; oft die feinſte Einzelnbeobachtung, nie einen tiefern Blick in die allgemeinen Verhältniſſe, oft die ſchärfſte Würdigung der nächſten Thatſache, nie die letzte Urſache derſelben. Er zeigt ſich in dieſen Berichten überall als der Freund Frankreichs, der Gegner der Spanier, der bittere Feind der Schweizer. Das iſt ein merkwürdiger Widerſpruch für einen italieniſchen Vaterlandsfreund. Die nahen Franzoſen boten ſicher die größte Gefahr für die italieniſche Selbſtändigkeit; die fernen Spanier eine viel geringere; die Schweizer, die nichts wollten als für Geld Söldlingsdienſte thun, hätten allein dazu benutzt werden können, Italien in ſeinem eignen Intereſſe zu vertheidigen.

Aber Machiavel dachte anders, und deswegen räth er 1513, nachdem die Franzoſen mit Hülfe der Schweizer aus Italien vertrieben und Sforza wieder in ſein Herzogthum in Mailand eingeſetzt war, zum Frieden mit Frankreich. Er ſagt: »Wirklich wäre ich der Meinung, daß ein ſolcher Vertrag für alle Vier ſehr vortheilhaft ſein würde: den Venetianern dürfte es genügen, ſich Verona's, Vicenza's, Padua's, Treviſo's zu erfreuen; dem König von Frank-

[1]) In der Art wie Kotzebue und ähnliche literariſche Flibuſtier von Rußland.

reich der Lombardei; dem Pabſte des Seinigen; und Spanien Neapels. Dies durchzuführen, würde man nur einer Puppe von Herzog, den Schweizern und dem Kaiſer eine Unbill zufügen. Dieſe würde man dem König von Frankreich auf dem Nacken laſſen, der, um ſich vor ihnen zu hüten, immer ſchlagfertig ſein müßte, was bewirken würde, daß alle Uebrigen vor ihm ſicher wären; und dieſe würden ſich unter einander bewachen. Ich ſehe ſomit in dieſem Frieden große Sicherheit und Leichtigkeit.« Das verhindert ihn nicht, anzuerkennen, daß er »die Schweizer höher anſchlage als alle die anderen Könige«, was dann wieder im Widerſpruche mit dem Vorſchlage ſteht, ihnen eine »Unbill anzuthun« und ſie ſo Italien und ſeinen Bundesgenoſſen zu Feinden zu machen.

Er ſpricht die befreundete Anſicht für Frankreich faſt in jedem Briefe aus. Bald nachher ſchreibt er wieder: »Ihr wollt nicht, daß der arme König von Frankreich die Lombardei wiedererhalte; — ich wünſche es!« — — »Sobald man in Mailand den ohnmächtigen Herzog läßt, wird die Lombardei nicht dem Herzoge ſondern den Schweizern gehören.« — — »Bei der erſten Veranlaſſung werden ſie ſich völlig zum Herren machen, die herzogliche Linie und den ganzen Adel dieſes Staates vernichtend; bei der zweiten werden ſie Italien für ſich überziehen, ebenſo verfahrend. Ich ſchließe daher, daß es ihnen nicht genügen werde, einen Schlag zu thun und heimzukehren; ſondern daß man ſich gewaltig vor ihnen fürchten müſſe.« Dieſe Angſt iſt die Hauptſache. Er fürchtet ſich gewaltig vor ihnen, noch mehr als vor den Franzoſen und Spaniern. Und hatte Recht, denn ſie ſchlugen härter und ungeſchlachter drein. Deswegen möchte er

zwiſchen ſie und Florenz die Franzoſen ſchieben. Und ſo ſchreibt er dem erlauchten Botſchafter: »Gevatter, dieſer deutſche Strom iſt ſo groß, daß es eines großen Dammes bedarf, ihn zurückzuhalten. Wäre Frankreich nie in Italien geweſen, und wäre Euch die franzöſiſche Inſolenz, Unerſättlichkeit und Erpreſſung nicht in friſchem Andenken — die Dinge, welche Eure Ueberlegungen ſtören, — Ihr würdet ſchon nach Frankreich geeilt ſein, zu bitten, der König möge in die Lombardei kommen, um dieſer Ebene zu helfen. Man muß es jetzt thun, ehe ſie Wurzel faſſen in dieſem Staate und anfangen, die Süßigkeit des Herrſchens zu ſchmecken. Wenn ſie ſich dort feſtſetzen, iſt ganz Italien geliefert: alle Unzufriedenen werden ſie unterſtützen, ihnen die Leiter zu ihrer Größe und der Uebrigen Ruin bilden. Ich fürchte ſie allein, nicht ſie und den Kaiſer, wie Euch Caſa geſchrieben.« Er ſchließt endlich damit daß er ſagt: »Zwar glaube ich nicht, daß ſie ein Reich errichteten wie das Römiſche; allein ich glaube, daß ſie Schiedsrichter Italiens werden können, wegen ihrer Nähe und ſeiner Verwirrung und ſchlimmen Zuſtandes. Weil ich davor erſchrecke, möchte ich vorbeugen. Wenn Frankreich nicht genügt, ſehe ich kein anderes Mittel, und will heute anfangen, mit Euch unſern Untergang, unſere Knechtſchaft zu beweinen, die, wenn nicht heute oder morgen, doch in unſern Tagen kommen wird. Italien wird dies dem Pabſte Julius und denen verdanken, die nicht vorbeugen, wenn man jetzt vorbeugen kann.«

Mit wahrer Meiſterhand ſind dann aber wieder Einzelnheiten in dieſe wirren Angſtbilder hineingeflochten. Er

ſagt in demſelben Briefe: »Wir haben einen weiſen Pabſt, ernſt und vorſichtig; einen unbeſtändigen, veränderlichen Kaiſer; einen zornigen und furchtſamen König von Frankreich; einen ränkiſchen und habſüchtigen König von Spanien; einen reichen, kühnen und ruhmbegierigen König von England; die Schweizer beſtialiſch, ſiegreich und übermüthig; wir andern Italiener arm, ehrgeizig und feig.« Und ebenſo wahr und richtig iſt ſein Urtheil über Venedig, wenn er behauptet: »Ihr Untergang war zu ehrenvoll, denn was ein König von Frankreich gethan, würde ein Herzog von Valentinois, oder ſonſt ein geſchätzter General, der ſich in Italien erhoben und 15000 Mann kommandirt hätte, haben thun können.« In Rom ſah man tiefer, und wollte daher nichts von den Franzoſen in Mailand wiſſen, und ſo ſchreibt denn Machiavel im nächſten Jahre (1514 16 April) an ſeinen Gevatter: »Um den Zuſtand Italiens zu ſeiner größten Sicherheit zu ändern, muß man die Schweizer aus Mailand ſchaffen, ohne die Franzoſen hineinzuſetzen.« Aber er findet denn doch wieder ſo viele Schwierigkeiten, daß am Ende dieſelben Scrupel wieder die Ueberhand gewinnen.

Jetzt endlich (3 December 1514) tritt das halb offizielle Verhältniß ein. Vettori ſchreibt ihm: »Ich frage Euch, was ſoll der Pabſt thun, Eurer Meinung nach? Wenn er ſich mit Frankreich vereinigt, was kann er von ihm hoffen wenn er ſiegt; und was kann er von den Gegnern fürchten wenn ſie ſiegen? Wenn er neutral bleibt, was kann er von Frankreich fürchten wenn es ſiegt, oder von den andern wenn ſie ſiegen? Ob Ihr ferner glaubt, daß, ſo er ſich dem Kaiſer und dem Katholiſchen anſchlöſſe,

es für dieſe vortheilhaft wäre, ihn zu hintergehen und ſich mit Frankreich zu vergleichen? Zuletzt, ob Ihr dafür haltet, daß wenn die Venetianer Frankreich im Stiche ließen und ſich mit den andern vereinigten, es für den Pabſt vortheilhaft ſein würde, ſich mit ihnen zu vereinigen, um Frankreich außerhalb Italien zu halten?«

Auf dieſe Fragen folgt als Antwort von Machiavel ein umfangreicher Bericht aus dem Monat December 1514. Die erſte Behauptung, die er aufſtellt, iſt ſehr beſtimmt und heißt: »In Erwägung demnach der Waffen, der Ordnung und des Geldes beider Parteien, glaube ich, daß ſich ſagen laſſe: der Sieg wird auf der Seite Italiens ſtehen, wenn es ſogleich zur Schlacht kömmt; der Sieg wird hinübergehen, wenn ſich der Krieg in die Länge zieht. Man ſagt, und es ſcheint wahrſcheinlich, daß die Schweizer, dieſe Schwierigkeit erkennend, um bald zur Schlacht zu kommen, dem franzöſiſchen Heere in die Gebirge von Savoyen entgegenrücken wollen, damit es, entweder, um zu paſſiren, gezwungen ſei zu kämpfen, oder wenn es nicht kämpfe, wegen der Enge des Terrains und des Mangels an Lebensmitteln umkehren müſſe.« Und ſo geſchah's, und es kam zur Schlacht bei Marignano, und die Schweizer wurden von dem jungen Könige Franz I und ſeinen für ihn begeiſterten Schaaren, wie nie zuvor, aufs Haupt geſchlagen. Wenn Machiavel die Lehren Cäſars, nicht des Stümpers Cäſar Borgias, ſondern des großen Cajus Julius bedacht hätte, ſo würde er im Gegentheile gewußt haben, daß der erſte Anſtoß der Franzoſen ſtets der gefährlichſte iſt, und daß wenn man ihrem erſten Choc ausgewichen iſt und ſie eine Zeitlang hingehalten hat, ſich das Blatt ſehr bald wendete.

Unser Mann ist aber zu fein, um sich irgendwo so festzufahren, daß er sich nicht stets den Rückzug sicherte. Wenn er auch den Sieg bei raschem Angriffe auf das französische Heer und den jungen ritterlichen König für ziemlich sicher hält, so setzt er doch hinzu: «Alles betrachtet, sehe ich also diesseits nur eine Hoffnung, bald zur Schlacht zu kommen, die man auch verlieren könnte. Auf der Seite der Franzosen sehe ich, daß sie auch die Schlacht gewinnen können, und daß sie den Krieg, wenn sie ihn in die Länge ziehen, nicht verlieren können.« Und sie gewannen die Schlacht, der Krieg zog sich in die Länge, endete aber mit der Schlacht vor Pavia, mit dem Frieden von Madrid; dann kam die Eroberung Roms durch Bourbon und Frundsberg, und endlich erst der Friede von Cambray, der abermals die Franzosen aus Italien vertrieb.

Aber wenn er so im Großen und im Allgemeinen vollkommen verkehrt urtheilt und das Gegentheil von dem, was geschieht vorhersieht und vorhersagt, so ist er dann in den Einzelnheiten wieder so fein und so klug, wie ein Pharisäer und Schriftgelehrter, ein wirklicher geheimer Legationsrath es nur sein kann. Er räth dem Pabste sich auf die Seite Frankreichs zu schlagen, aber »so vorsichtig, daß man ohne Gefahr den König erwarten könne.« Die Angst vor den Schweizern wirkte fort, die helvetischen Bauern-Republikaner waren dem Florenzer Krämer-Republikaner ein Grausen. Er gab zu, daß sie ihr gegebenes Wort halten und die Staaten geben würden, die sie etwa versprechen möchten; aber »auf der andern Seite würde der Pabst den Hochmuth der Sieger zu ertragen haben; er würde, da ich nur die Schweizer als Sieger erkenne, deren Unbilden zu ertragen haben, die

sogleich in zweierlei Gattung erfolgen würden, die eine ihm Geld zu nehmen, die andere Freunde. Das Geld, welches die Schweizer jetzt, während sie den Krieg führen, sagen, sie wollten es nicht, werden sie, glaubt mir, gewiß nach dessen Beendigung wollen. Sie werden mit solcher Brandschatzung anfangen, die drückend sein wird, die aber, weil sie ehrbar scheint, und aus Furcht, sie nicht aufzureizen in der ersten Hitze des Sieges, ihnen nicht wird verweigert werden. Ich glaube, ja bin gewiß, daß der Herzog von Ferrara, die Lucceser und andere eilen werden, sich zu ihren Schutzbefohlenen zu machen. Wie sie aber einen dieser Staaten genommen haben, actum erit de libertate Italiae.

Es ist fast tragisch, daß ein Florenzer, der eben gefoltert worden und demüthig im Staube vor einem Borgia liegt, von Freiheit spricht. Mir scheint es, als ob, wenn überhaupt je mit Hülfe des Auslandes, Italien nur durch die Schweizer zu einer Art Selbständigkeit hätte kommen können. Mit ihrem Beistande hätte man alle Ausländer vertrieben; sie würden dafür Geld gefordert haben, aber Italien würde es nur so lange bezahlt haben, als es nicht durch eine innere Reform ein Volksheer, wie Machiavel es den Schweizern und Deutschen nachmachend vorschlug, geschaffen hätte und so zu den Mitteln gekommen wäre, auch das Geld zu verweigern, sobald dessen mehr als billig und vertragsmäßig gefordert wurde. Von den drei möglichen Bundesgenossen Italiens — Frankreich, Spanien und den Schweizern — waren nur diese kein eroberndes Volk, waren nur diese durch ihre innere Organisation und ihr Wesen vollkommen außer Stand, sich bleibend im Auslande festzusetzen.

Aber Machiavel zog die Franzoſen vor; ſie waren feiner, weniger »Barbaren«, und auch nicht ſo tapfer als die Schweizer. Ueberdies berechnete er klug, wie Frankreich Rückſichten nehmen, und ſtets die Schweizer, »die nicht todt bleiben würden«, und die Spanier, »die, wenn auch aus Neapel vertrieben, doch ebenfalls am Leben bleiben würden,« fürchten müſſe. Er weiß für ſeine Anſicht gar einen ſchönen Grundſatz zu Hülfe zu rufen, den man kaum bei ihm ſuchen ſollte: »Es iſt beſſer, ehrenvoll Alles, als ſchimpflich einen Theil zu verlieren.« Der Grundſatz iſt ſchön, aber die Anwendung heißt doch nur: »es iſt beſſer ſich den feinen franzöſiſchen Seigneurs vollkommen zu unterwerfen, als den groben Schweizerbauern eine Zeitlang Sold zu zahlen.« Die Wahl iſt ſchwer, aber ich glaube, die Schweizer hätten eine Möglichkeit des Wiedererſtehens übrig gelaſſen.

Dem Pabſt mundeten die Vorſchläge Machiavels wenig. Man dachte in Rom an eine Art Neutralität, die dann Machiavel in einem folgenden Briefe mit ſiegreichen Gründen bekämpft. Im deutſchen Sprüchworte heißt es: Zwiſchen Hammer und Ambos iſt nicht gut ſein! Und deswegen iſt es überflüſſig, hier die viel ſchöner klingenden Gründe, die Machiavel anzuführen weiß, zu wiederholen.

Aus der Epoche der Gefangenſchaft des Königs Franz iſt ebenfalls ein umfaſſender diplomatiſcher Brief Machiavels vorhanden. In dieſem (vom 15 Mai 1525 an den Präſidenten Francesco Guicciardini gerichtet) überlegt er, was nun geſchehen müſſe und werde. Er ſagt: »Wenn Ihr mich fragt, an welches von jenen drei Dingen ich glaube, ſo kann ich nicht von der fixen Idee mich losmachen, die ich immer gehabt habe, der König werde

nicht frei werden. Jedermann sieht ein, daß, wenn der König thäte was er thun könnte, dem Kaiser alle Wege abgeschnitten würden, zu der Stufe zu gelangen, die er beabsichtigt. Ich sehe weder Ursache noch Grund, die genügten, ihn zur Freilassung zu bewegen. Meiner Meinung nach könnte er ihn freilassen, entweder weil sein Rath bestochen worden, worin die Franzosen Meister sind, oder weil er die Annäherung zwischen den Italienern und dem Königreich als gewiß sähe und weder Zeit noch Mittel zu haben glaubte, die Verbindung zu hintertreiben ohne die Entlassung des Königs, dem er die Beobachtung der Verträge nach der Freilassung zutraute[1]). Der König muß in diesem Theile freigebiger Versprecher gewesen sein, er muß auf jede Weise die Ursachen seines Hasses gegen die Italiener gezeigt haben, so wie andere Gründe, die er anführen konnte, den Kaiser über die Beobachtung sicher zu machen. Allein alle Gründe, die sich anführen ließen, helfen dem Kaiser nicht vom Tölpel, wenn der König Verstand haben will; aber ich glaube nicht, daß er Verstand haben wolle. Die erste Ursache ist, daß ich bis jetzt gesehen habe, daß alle die schlechten Maßregeln, die der Kaiser ergreift, ihm nicht schaden, und alle die guten, die der König ergriffen hat, ihm nicht nützen. Es wird, wie gesagt, eine schlechte Maßregel vom Kaiser sein, den König freizulassen, es wird eine gute vom König sein, alles zu versprechen um frei zu werden; allein weil der

[1]) Es ist wunderbar. Er sieht nur die ganz kleinen möglichen Gründe, nicht den großen, daß Karl V merkte, wie die Furcht vor seiner möglichen Weltherrschaft ihm ganz Europa, Deutschland, die Schweiz, England, Frankreich, Italien und die Türkei zu Feinden machen mußte.

König Wort halten wird, so wird die Maßregel des Königs schlecht werden und die des Kaisers gut[1]). Die Ursachen, warum er Wort halten wird, habe ich Filippo geschrieben: sie sind, daß er seine Söhne in der Gefangenschaft lassen muß; daß er, den Vertrag nicht beobachtend, das Königreich erschöpfen muß, das schon erschöpft ist; daß er die Barone anstrengen muß und sie nach Italien senden; daß er nothwendig sogleich wieder in die Bewegungen zurückzukehren hat, die ihn der früheren Beispiele wegen erschrecken müssen; und weil er diese Dinge zu thun hat, um der Kirche und den Venetianern zu helfen, die zu seinem Ruin geholfen haben.«

Endlich sagt er dann noch einmal klar und einfach: »Demnach schließe ich mich der Meinung an, daß der König entweder nicht frei werde, oder wenn er frei werde, daß er den Vertrag halten werde.«

Und sechs Monate später war der König frei, und kaum war er frei, so zeigte sich auch gleich, daß er den Vertrag nicht zu halten beabsichtigte, und nicht hielt.

Ich bin diesen Darstellungen Schritt für Schritt gefolgt, weil daraus hervorgeht, wie sich Macchiavel Schritt für Schritt selbst über das nächste Ziel, das Italien zu erstreben hat, täuscht. Jeder hat das Recht sich zu täuschen, — nur Macchiavel und alle Macchiavellisten nicht. Wer sagt: der Zweck heiligt das Mittel, der müßte wenigstens die Bürgschaft leisten, daß er sich nie über den Zweck täusche, daß er nie neben das Ziel hinaus schieße. Denn jede dieser Täuschungen — ist Nichts und gar Nichts als eine Lüge, ein Betrug, ein Dolch-

[1]) So würde ja der Kaiser Recht haben, ihn freizugeben.

ſtoß, eine Giftmiſcherei in den Mitteln, die ſie zum verkehrten Zwecke verwendet. Nur Einer täuſcht ſich nicht über das Ziel, nur Einer kennt die Zukunft. Wir Menſchen aber ſind für die gegenwärtige That verantwortlich. Das ehrbare Mittel kann ſelbſt den Irrthum in Bezug auf den Zweck entſchuldigen. Aber im Gegentheile, wer mit Verbrechen zum beſſern Ziele ſtrebt, der iſt nur ſicher, daß er ein Verbrechen begeht, daß er Liſt und Betrug, Mord und Zerſtörung vor ſich hertreibt — nie daß er mit ihnen auch nur einem möglichen Ziele zuſtrebt. Macchiavel, der Meiſter in der Kunſt, und Cäſar Borgia, ſein Muſter, Catharina von Medici ſeine gelehrteſte Schülerin, ſind dafür die ſprechendſten Belege. Die feinen Schlüſſe Macchiavels ſind überall durch die Ereigniſſe des folgenden Tages zerſtört; die feigen Mordthaten eines Cäſar Borgia führen durch ein Unwohlſein ihres Helden zum Untergange; die Giftmiſchereien und Intriguen einer Catharina von Medici zum Untergang der Valois.

Nur der waltende Geiſt darf mit ſeinen zerſtörenden Blitzen die Luft reinigen. Beuge dein Haupt, du eitler Menſch, denn dein Ziel kennt nur Gott. Um deswegen bedenke die Mittel, denn nur ſie ſind in deine Hand gegeben.

8.

Macchiavel aber verfehlte mit ſeinen ſchönen Mitteln, die die Lüſternheit der Einen kitzelte, die Eitelkeit der Andern ſtachelte, der Herrſchſucht der Machtgeber ſchmeichelte, vor allem das Ziel, das er allein im Auge hatte,

sich wieder eine einträgliche Stelle zu erschleichen. Er kam zu Nichts mehr, und ich denke man hatte Recht, einem so feinen Praktiker seiner Theorie nichts des Vertrauens Werthes anzuvertrauen.

Das ging ihm am meisten zu Herzen. Er fühlte sich so verlassen »am Hofe der Alten, für die er Abends seine besten Staatskleider anlegte,« daß er ein paarmal sich selbst zu irgend einem hohen Amte ernannte, um den Genuß zu haben, zu sehen, was seine Nachbarn für Augen machen würden. Er ließ sich Couriere von seinen Freunden schicken, daß seine Umgebung die beschmutzten und beschäumten Pferde voller Neugierde bewundern könnte. Das waren nur weintolle Scherze, aber — in vino veritas.

Ein andermal trieb er die Sache weiter. Er erzählt seinem Freunde Francesco Guicciardini umfassend: »S... (bei dem Macchiavel eingekehrt, und bei dem er unter dem Scheine und der Maske einer hohen diplomatischen Sendung sehr flott lebte), mit dem muß man sachte zu Werke gehen, der ist abgefeimt, wie dreißig tausend Teufel. Ich glaube, er hat gemerkt, daß Ihr Possen treiben wollt. Als der Bote kam, sagte er: »Schau, das muß was Großes sein, die Depeschen häufen sich.« Dann als er Euren Brief gelesen, rief er aus: »Ich glaube der Statthalter hat mich und Euch zum Besten.« Ich machte den Albanesischen Herrn, und sagte, ich hätte ein gewisses Geschäfte in Florenz unvollendet gelassen, das Euch und mich angehe; daher hätte ich Euch gebeten, mich zu benachrichtigen, wenn Ihr von dort unten etwas erführet; dieß sei die Haupturſache des Briefwechsels. Der Steiß geht mir mit Grundeis; ich fürchte jeden Augenblick, er wird mir die Thüre weisen, und mich ins Wirthshaus zurück-

schicken. Ich bitte Euch daher, macht morgen Ferien, damit dieser Scherz nicht zum Fehler werde. Doch das Gute das ich genossen habe, soll mir nicht aus dem Körper gezogen werden, kräftige Mahlzeiten, preiswürdige Betten, und dergleichen Dinge, woran ich mich schon seit drei Tagen erholte.«

Eigentlich war er damals doch auf einer diplomatischen Sendung begriffen. Er hatte in einem nahen Kloster einen Auftrag für seinen Freund und Gevatter Vettori. Doch mag er auch diese Gesandtschaft selbst erzählen. Er schreibt:

»Was den Prediger betrifft, glaube ich keine Ehre davon zu tragen, denn dieser will nicht daran. Der Pater Minister sagt, er habe anderwärts zugesagt, so daß ich mit Schimpf zurückzukehren besorge. Es ist mir sehr unangenehm, denn ich weiß nicht wie ich Francesco Vettori und Francesco Strozzi unter die Augen treten soll, die mir besonders geschrieben haben mit der Bitte, ich möge alles aufbieten, daß sie während dieser Fastenzeit sich an einer geistlichen Speise letzen könnten, die ihnen wohl bekäme. Sie werden sicher sagen, ich bediene sie in allen Dingen auf einerlei Weise, denn als ich mich letzten Winter mit ihnen an einem Samstag Abend in der Villa des Giov. Francesco Ridolfi befand, beauftragten sie mich, einen Priester für die Messe am folgenden Morgen zu suchen, und stellt Euch vor, die Sache ging so, daß der gebenedeite Priester ankam, nachdem sie zu Mittag gegessen hatten. Die ganze Gesellschaft gerieth in Aufruhr, und mir wurde die Schuld gegeben. Wenn ich nun diese zweite Commission wieder so ungeschickt ausführe, könnt Ihr denken, welche hölliſche Gesichter sie mir schneiden werden, doch rechne ich darauf, daß Ihr ihnen zwei Zeilen schreibet

und mich wegen dieses Unglücks aus allen Kräften entschuldigt.«

Kurze Zeit nachher erhielt er auch einen diplomatischen Auftrag der Wollzunft von Florenz, um für sie eine gewisse Summe in Venedig einzutreiben. Einer seiner Freunde schreibt ihm in dieser Angelegenheit nach Venedig, und nachdem er in der Einleitung unter Andern darüber gewitzelt, daß er nicht recht wisse, ob Machiavel in seinem letzten Briefe von den Söhnen, die er »sive de ancilla et de libera, oder von einer Concubine« habe, gesprochen, sagt er ihm: »Jetzt, wo Ihr in Venedig seid, hört man weder von Spiel noch Zechen noch sonstigen Sächlein — so erkennt man, wo alles Uebel herrührt.« Endlich zu der Staatsangelegenheit kommend, sagt dann der Schreiber: »Macht unterdessen, daß Ihr fertig werdet, denn hier ist großer Lärm unter den Kaufleuten, Ihr unterhieltet Euch auf ihre Kosten in Venedig mit Schriftstellern; sie brauchten andere Dinge als Comödien.« —

9.

Die Mediceer wußten besser wozu Leute wie Machiavel zu gebrauchen waren. Sein »Fürst« hatte ihnen seinen Beruf gezeigt. Sie dangen ihn, die Geschichte von Florenz zu schreiben. Und so that er, und schreibt die Geschichte. Er war zweifelhaft, »ob er durch Vergrößern oder Verkleinern verletzen könne.« — Aber er dachte: »Ich werde mir zu rathen suchen, und mich bestreben, es so zu machen, daß, indem ich die Wahrheit sage, Niemand sich beklagen könne.« [1]) Und so half er sich so gut es ging,

[1]) Brief vom 30ten August an Guicciardini.

318100B

die Wahrheit in die Zwangjacke der Intereſſen der Mediceer einzukleiden.

Dennoch iſt dieſe Geſchichte in ihrer Art ein Meiſterwerk. Sie erzählt mit dem größten Farbenglanze einer ſchönen Sprache die kleinen Parteizwiſte der Florenzer Familien; ſie erzählt ſie ſo, daß wir von dem dramatiſchen Intereſſe mit fortgeriſſen werden. Das iſt ein großes Verdienſt, aber iſt auch das einzige, das Machiavel ſeiner Geſchichte zu geben wußte.

Wie überall ſchwimmt er auch hier auf der Oberfläche der Verhältniſſe, und nicht ein einziges mal taucht er in die Tiefe der Zuſtände, die er ſchildert, hinab. Ja er ahnete nicht einmal, daß ſie eine Tiefe hatten. In ſeiner ganzen Geſchichte kommt kaum ein Wort über die Inſtitutionen und die bürgerlichen Verhältniſſe (Abgaben, Staatsſchulden, Militairorganiſation, Civilverwaltung) vor; er ſpricht weder von dem Handel noch von dem Reichthume der Bürger und deren politiſcher Bedeutung; Kunſt, Wiſſenſchaft, Literatur, Lebensart bleiben ſeinen Forſchungen fremd; die Univerſität zu Florenz, ſpäter in Piſa, verdient keiner Erwähnung.

Es gehörte ein beſonderer Anſtoß dazu, um ihn gelegentlich zu veranlaſſen, über die Inſtitutionen von Florenz zu ſprechen. Pabſt Leo X forderte von Machiavel einen Bericht über die Conſtitution von Florenz, und über die etwaigen Reformen. Dieſer Bericht hat Machiavel den Ruf zugezogen, daß er ſelbſt im Dienſte der Mediceer ein tapferer Republikaner geblieben, weil er ſich für die republikaniſche und gegen die monarchiſche Regierung ausſprach. Es lohnt der Mühe, zu ſehen, wie weit ihm dies Lob gebührt.

Mit Leo X mußte der Mannesstamm der Mediceer erlöschen. Auf diesen Gedanken fußt Machiavel nicht nur seine republikanischen Grundsätze, sondern auch die Reform der Republik Florenz.

Gleich zu Anfang seines Berichtes aber sagt er: »Eine Monarchie, in der die Staatsangelegenheiten durch den Willen eines Einzelnen entschieden werden und der Berathung von Mehreren unterworfen sind, kann nicht lange dauern. Und man muß sich nicht einbilden, daß man eine Republik aufrecht erhalten könnte, in der man nicht allen volksthümlichen Leidenschaften, deren unbedachte Unterdrückung den unabweisbaren Untergang dieser Art Regierung herbeiführt, freien Lauf ließe.«

Fürwahr, das ist ein wunderlicher Satz, den die Geschichte auf jeder Seite Lügen straft. Er ist überhaupt nicht im Stande, eine große Maschine zu fassen. So klagt er: »Ein anderer Fehler der Institutionen war, daß Privatleute das Recht hatten, sich in die öffentlichen Berathungen zu mischen. So erhielten sie ein großes Ansehen, aber sie beraubten dagegen den Magistrat desselben vollkommen, so daß er zu einer Nullität zurücksank. Ein solcher Gebrauch stößt alle öffentliche Ordnung um. Endlich war von allen diesen Fehlern der größte der, daß das Volk Nichts bei der Regierung zu sagen hatte.«

Das ist sein Republikanismus. Aber schlägt man das Blatt um, so heißt es wieder. »Die Einen glauben, daß man keine festere Regierung einrichten könne als die unter Cosimo und Lorenzo de' Medici; die Andern möchten sie einer größern Zahl von Regierern anvertrauen. Die ersteren sagen, daß Alles stets auf seine wahre Natur zurückkommt, und daß die Florenzer von Natur aus

dazu getrieben ſind, Ihr Haus zu ehren, ſeine Wohlthaten anzuerkennen, und ſeinen Willen zu thun. — — Es iſt beſſer, daß ſie ein Haupt haben aus dem Hauſe, das ſie anbeten.« —

»Aber man antwortet ihnen, daß eine ſolche Regierung gegenwärtig viel ſchwächer als früher ſein werde, — weil die Leute und die Sachen nicht mehr dieſelben ſind« — d. h. das Haus der Mediceer ſtarb aus. Und deswegen ſagt er dann weiter: »Obgleich es wahr iſt, daß die Florenzer nicht ohne ein Oberhaupt ſein können, und daß wenn ſie zwiſchen zwei Herren zu wählen hätten, ſie das Haus Medici allen anderen vorziehen würden, ſo iſt es nicht weniger gewiß, daß wenn ſie zwiſchen einem Miniſter und einem Magiſtrat zu wählen haben, ſie den letzteren ſtets vorziehen würden.«

So kommt er nach und nach zu dem Schluſſe: »Ich ſage, daß man die Conſtitution eines Staates nur ſicher ſtellen kann, indem man eine wahre Republik oder eine wahre Monarchie herſtellt, und daß alle zwiſchen beiden liegenden Regierungen verkehrt ſind. Der Grund dieſer Behauptung liegt auf flacher Hand.« — — Nun wer räth den Grund? Hier iſt er:

»Es giebt nur ein Mittel der Zerſtörung für die Monarchie wie für die Republik; für die Eine beſteht es darin, zur Republik hinzuneigen, für die Andere zur Monarchie aufzuſteigen. Aber es beſteht eine doppelte Gefahr für alle zwiſchen beiden liegende Regierungen; ſie können zur Republik hinab und zugleich zur Monarchie hinaufſteigen; und daher entſtehen alle Revolutionen, denen ſie ausgeſetzt ſind.«

Alle Regierungen, die Dauer gehabt und größere Kraft

entwickelt haben, Sparta, Rom, das deutſche Kaiſerreich, England, das neuere Frankreich, Nordamerika haben nur ſolche Conſtitutionen, wie Machiavel ſie aus dem wunderlichen Grunde, den er anführt, verdammt. Es hat überhaupt nie eine vollkommen reine Monarchie oder eine reine Republik gegeben.

Nachdem Machiavel ſo zu dem Schluſſe gekommen iſt, daß man ſich entweder für die Monarchie oder die Republik entſcheiden müſſe, tritt er dann unbedingt auf die Seite der letzteren, und entwirft ſeinen Conſtitutionsplan. Der tapfere Republikaner aber ſagt gleich in der Einleitung zu demſelben: »Ew. Heiligkeit werden ſehen, daß ich durch meinen Plan der Republik nicht nur Dero Anſehen in Florenz aufrecht erhalte, ſondern ſogar vermehre; daß ich das Heil und das Anſehen von Dero Freunden ſichere, und daß der Reſt der Bürger alle Urſache hat, damit zufrieden zu ſein.«

»La meilleure des républiques!« — iſt alſo ſchon eine Erfindung Machiavels.

Ins Einzelne eingehend, ſagt er: »Ich würde die Seigneurie, die »Acht der Practik« und die »zwölf guten Männer« abſchaffen; und um der Regierung mehr Würde zu geben, würde ich ſie durch 65 Bürger, vierzig Jahre alt, 50 aus den großen und 15 aus den kleinen Gewerben, erſetzen. Sie würden auf Lebenslang die Regierung in der Art, wie ichs zeigen werde, führen. Aus dieſen würde ein Gonfaloniere der Gerechtigkeit auf drei Jahre, wenn man ihn nicht für lebenslänglich will, gewählt werden. Die übrigen 64 würde ich in zwei Theile abtheilen. Die eine Hälfte regierte ein Jahr mit dem Gonfaloniere, die andere das andere Jahr.« —

»Ihre Heiligkeit würden in der erſten Wahl, die Mittel haben, alle Ihre Freunde und Anhänger hineinzubringen, wie ich ſpäter zeigen werde.«

Aus den Mittelklaſſen wollte er einen Rath von zweihundert bilden; die großen Gewerbe 60, die kleinen 40. Keiner von ihnen dürfe im Rathe der Vier und ſechszig ſein. Dieſe heißen der Rath der Gewählten. »Dieſer zweite Rath würde gänzlich von Ew. Heiligkeit gewählt werden. Um zu dieſem Ziele zu gelangen, um die verſchiedenen Inſtitutionen zu organiſiren, um endlich das Anſehen Ew. Heiligkeit und das Heil Ihrer Freunde in Florenz zu ſichern — würde die außerordentliche Verſammlung Ew. Heiligkeit und dem Cardinal Medici, beiden auf Lebenslang, die Ausübung aller Rechte des ganzen Volkes übertragen. Ew. Heiligkeit würden das Recht haben, von Zeit zu Zeit die außerordentliche Verſammlung zu berufen, und die Acht der Wache zu ernennen.« Endlich erhielt der Pabſt noch die Organiſation und den Oberbefehl der Truppen in Florenz.

»Auf dieſe Weiſe würde man der Ehrbegier der höheren Klaſſen genügen, und das Anſehen Ew. Heiligkeit und Ihrer Freunde ſichern, da das Heer und die Strafgerichte in Ihren Händen — Ihr Wille Geſetz, und alle Häupter der Regierung Ihnen ergeben ſein würden.«

»Es bleibt nun noch übrig, der dritten und letzten Klaſſe, der Maſſe der Bürger Genüge zu thun. Es würde unſinnig ſein, ſich einzubilden, hier irgend einen Erfolg zu haben, wenn man ihnen nicht ihre Autorität zurückgiebt, oder wenigſtens zurückzugeben verſpricht.« So ſchlägt er vor, den Saal des Rathes der Tauſend wieder zu öffnen, und ihnen die Wahl der Magi-

ſtrate zuzugeſtehen. »Damit aber die Freunde Ew. Heiligkeit ſicher wären, daß nur Ihre Freunde gewählt werden, würde Ew. Heiligkeit acht Scrutatoren ernennen, die das Scrutinium im Geheimen vornehmen, und ſomit Ihre Stimme nach Belieben dem geben könnten, dem Sie wollten, ohne daß man öffentlich irgend Jemand auszuſchließen brauchte. Und damit das Volk glaube, daß die, die es bezeichnet, in dem Scrutinium gewählt worden, würde man ihm das Recht geben, zwei Bürger zu wählen, die bei der erſten Operation gegenwärtig wären.«

Dieſer Rath der Tauſend würde acht Gonfalonieri des Volkes, Tribune, ernennen. »Es würde nützlich ſein, ſie ſchon jetzt zu wählen, um ſo Florenz an ſeine neuen Geſetze zu gewöhnen; aber man könnte ihnen verbieten, ihr Recht des Widerſpruches — ohne die Erlaubniß Ew. Heiligkeit auszuüben, und Ew. Heiligkeit würden ſo dies Mittel benutzen können, um die Handlungen der Regierung um ſo ſicherer darauf hinwirken zu machen, Ihr Anſehen aufrecht zu erhalten.«

Und ſo kommt er, der davon ausging, daß eine Regierung entweder rein republikaniſch ſein ſoll oder rein monarchiſch, zu dem Schluße, daß er, freudig und ſein Werk mit Wohlgefallen betrachtend, ausruft: »Wenn ich jetzt dieſe Inſtitutionen mir als beſtimmt denke, eine Republik zu bilden, ohne die Vermittelung von Ew. Heiligkeit Autorität, ſo ſcheint mir, daß die Einzelnheiten vollkommen dieſem Zwecke entſprechen können. Aber wenn ich ſie mit den Aenderungen, die ſie während des Lebens Ew. Heiligkeit und des Cardinals haben ſollen, betrachte, ſo bilden ſie eine wahre Monarchie!«

Das ist seine republikanische Constitution für Florenz. Er hoffte durch dieselbe die Florenzer wieder zu Republikanern zu machen. Seine Vertheidiger sagen von ihm, er habe die Fürsten und den Absolutismus offen darstellen und so sie hinterrücks zernichten wollen. Er dachte nicht daran. Es würde viel leichter sein, aus seiner Florenzer Constitution zu beweisen, daß er die Fürsten habe belehren wollen, den Völkern die Schaale der Freiheit und der Selbständigkeit ohne den Kern zu geben. Aber auch das war nicht seine tiefe Absicht. Diesmal meinte er es gut mit beiden, mit der Freiheit und mit seinem Brodherrn; er bildete sich ein, die Freiheit mit Hülfe der Tyrannei in seine Vaterstadt wieder einschmuggeln zu können. Und das zeigt mehr als Alles, daß er weder begriff, wie die Völker ihre Freiheit gewinnen, noch wie sie sie verlieren.

10.

Der Beruf eines Staatsmannes, eines Staatslehrers, — o, er liegt nicht in dem kleinen Spiele mit List und Trug, in dem Abwägen von Ehrsucht, Eitelkeit und Habgier. Eine Mannesthat, ein Leben in Opfer und Hingebung für das Vaterland, für Recht und Wahrheit, für alles Große und Schöne, — das sind die Beispiele, die über allen Büchern stehen, die lebendige Geschichte machen und die Menschen und die Völker Staatskunst lehren. Und so lange sie noch vorkommen und wirken, ist der »Machiavellismus« nur als Ausnahme, nur vorübergehend möglich. Wo er die Regel, wo er System bei einem Volke, einer herrschenden Kaste, einer Klasse der

Geſellſchaft, einer Dynaſtie werden kann, da iſt er ein Beweis, daß dies Volk, dieſe Kaſte, dieſe Klaſſe, dieſe Dynaſtie — faul und dem Untergange verfallen ſind.

Das lehrt die Geſchichte auf jedem Blatte. Aber nicht Jeder iſt im Stande in dem Buche der Bücher zu leſen; Vielen, oft ganzen Völkern, noch öfter ganzen Schichten des Volkes und einzelnen Herrſcherkaſten und Familien iſt der Blick geblendet für das helle Licht des Tages. Und dieſe ſind dann meiſt ganz glücklich, die dunkle Flamme zu finden, die ihnen leuchtet — wie das Irrlicht zum Sumpfe, zum Untergange in Koth und Blut.

IV.

Macchiavel und die Neuzeit.

1.

Der »Macchiavellismus« ist die Moderpflanze der italienischen Fäulniß, aus der er naturgemäß und nothwendig hervorging; und Macchiavel ist nur der Taufpathe einer Denk- und Handlungsweise, die in den Zuständen seiner Zeit und seines Landes keimten, und die mehr oder weniger überall hervorgetreten sind und stets hervortreten werden, wo ähnliche Fäulniß im Leben der Völker oder im Leben der herrschenden Familien und Klassen um sich gegriffen hat.

Wer so den eigentlichen Boden erkannt hat, in dem diese Fäulnißpflanze wurzelt, den wird es auch nicht wundern, daß dieselbe bis auf den heutigen Tag in Europa an vielen Orten üppigst fortwuchern konnte. Italien war durch die Weltherrschaft, die das alte Rom zur Hauptstadt aller Habgier, alles Luxus und aller Laster fast der ganzen Erde machte, so tief an der Wurzel angegriffen worden, daß die Europa mit neuer Kraft erfrischenden »Barbaren« nur auf kurze Zeit Italien eine verjüngte Lebens-

gluth einflößen konnten. Das Pabſtthum war in Italien ſelbſt am erſten zerfallen und hatte zu Machiavels Zeiten eine Stufe der Verwilderung und Entartung erreicht, die ganz Italien vergiftete und verpeſtete.

Aber nicht nur in Italien war der treibende Geiſt, der wie der Wind den See des Völkerlebens vor Fäulniß bewahren muß, verſchwunden. Ganz Europa hatte in dem zwiegeſpaltenen Erbe des römiſchen Weltherrſchergedankens, in dem Pabſtthum und in dem Kaiſerthum, Jahrhunderte hindurch ſeine belebende Kraft gefunden. Dieſe Kraft ſiechte ſchon lange in ſich ſelbſt, als ſie in der Reformation und ihren Folgen — das Pabſtthum durch Luther, das Kaiſerthum durch den dreißigjährigen Krieg, — vollkommen gebrochen wurden.

Von da an war der belebende Geiſt, der ſchaffende Gedanke, der in Europa bis jetzt geherrſcht hatte, gewichen, ohne daß der neue Geiſt, der in der Reformation begründet, in der Revolution entwickelt wurde, der Geiſt des freien Gedankens, der Geiſt der Menſchen- und der Völkerſelbſtändigkeit zur weltherrſchenden Anerkennung, zur poſitiven Thätigkeit in freien Gemeinden, Völker- und Menſchheitsinſtitutionen gelangen konnte.

Die ganze Periode vom dreißigjährigen Kriege bis zur amerikaniſchen und franzöſiſchen Revolution war eine Zeit der geiſtigen Todesruhe, eine Zeit der Verweſung für die beiden großen Leichen der Vergangenheit, das Pabſtthum und das Kaiſerthum. Der Same der neuen Zuſtände Europas, wie die Reformation ihn ausgeworfen hatte, lag noch in der Erde, ſtille und unſichtbar keimend im geiſtigen Leben der Völker; und nur hier

und dort, und nach und nach in England, in Holland, in Schweden, in Preußen, in Amerika, von dem gesunden Boden verjüngten noch unabgenutzten Volkslebens begünstigt, reiften die Erstlinge der Neuzeit.

Fast ganz Europa aber, und insbesondere die europäischen Staaten, die bis zur Reformation, die während der Zeit des herrschenden Pabst- und Kaiserthums, die Geschicke der Welt in ihren Händen hielten, Italien, Spanien, Frankreich und Deutschland (Oesterreich), waren ohne inneres Gesamtleben, ohne nationale Thätigkeit. Die Völker dieser Länder wurden, wie zu Macchiavels Zeiten vollkommen Italien, nach und nach immer mehr ebenfalls ein fauler Haufe, in dem dann die Fäulnißpflanze des Macchiavellismus einheimisch werden konnte, ja mußte.

So erklärt es sich von selbst, daß während dieser ganzen Periode die europäische Diplomatie ihre feinen Fäden macchiavellistischer Spinngewebe überall an- und aufzuhängen wußte; so erklärt es sich, daß der ohnmächtige, weibische, ausgemergelte, kalte und feige Blutgedanke, — der sich einbildet, eine Heldenthat zu begehen und die Zukunft zu sichern, wenn er den hinsinkenden Gegner nachträglich meuchelmorden läßt, — während dieser Periode in den Hauptländern Europas zur Herrschaft gelangen konnte.

Aber ebenso erklärt es sich auch, daß so oft ein Volk oder Völkchen, ja nur ein einziger Mann, angehaucht von dem neuen Geiste, auf diese feinen und blutbesudelten Spinngewebe stieß, dieselben mit jeder Bewegung zerriß, und dann ihre Fäden im Winde hin und her flackernd hängen blieben. England, Schweden, Holland, Preußen, — Cromwell, Gustav Adolf, Wilhelm von Oranien, Friedrich II drangen unaufgehalten und unaufhaltsam vorwärts,

wohin sie ihre Schritte richteten, und die erstaunten Diplomaten machiavellistischer Afterweisheit ahneten gar nicht, woher es komme, daß die Adler nicht in den Netzen der Spinnen hängen blieben.

2.

Der Machiavellismus gehört keinem Volke, keinem Lande, keiner Staatsform und keiner Religion ausschließlich an; denn er tritt unserer Ansicht nach als Regel und als Gesamtthätigkeit überall hervor, wo Staaten, Völker und Institutionen sich überlebt haben, dem Tode verfallen in Fäulniß übergehen. Dennoch aber ist der »Machiavellismus« im Wesentlichen romanisch, monarchisch und katholisch. — Es will dies nicht sagen, daß die romanischen Volksstämme, die Monarchie oder gar der katholische Christenglaube für dieses System verantwortlich seien. Die hohen, schönen, großen Eigenschaften der romanischen Volksstämme stehen in ihrer Geschichte und in ihren Geistesschöpfungen zu mächtig eingeschrieben, als daß sie durch die Abart des Machiavellismus verwischt werden könnten; aber das verhindert nicht, daß die romanischen Völker zur Zeit, als der »Machiavellismus« erstand und im Völkerleben Wurzel faßte, den Stoff liefern mußten, aus dem er hervorging. — Die Monarchie ist ebenso wenig verantwortlich für den, im Absolutismus ausgearteten, Gedanken der Machtübertragung eines ganzen Volkes an ein Oberhaupt über alle Glieder des Staates. Aber diese Ausartung der Monarchie war von Italien, von Rom aus über Spanien, Frankreich und fast ganz Deutschland ge-

kommen, und konnte, so wie sie sich entwickelt hatte, nur in List, Betrug, Gewalt und Blut sich vor ihren Feinden sicher glauben. — Die edle, reine, und am Ende auch gewiß den Sieg davon tragende, Auffassungsweise des Christenthums, die durch den Katholicismus die ganze Menschheit in Bruderliebe zu einer Einheit führen wollte, steht so unendlich hoch und erhaben da, daß wer in ihr den Samen zu dieser Moderfrucht suchen wollte, nur bewiese, daß er gesundes Leben nicht von stinkender Fäulniß zu unterscheiden weiß. Und dennoch ist der Katholicismus, wie er im römischen Pabstthum ausgeartet war, der Boden, in dem der Macchiavellismus der Neuzeit seine Herzwurzel schlug.

Das untergegangene alte Rom hatte in seinem weltherrschenden Kaiserthum die Form zu dem weltherrschenden Pabstthum geliefert. Und der Leib des Gesamtchristenthums, der in diese Form gezwängt wurde, fand in ihr seine frühe Zernichtung. Die Reste des alten kaiserlichen Roms, die in das neue päbstliche Rom übergegangen waren, halfen nur um so rascher das junge Leben des christkatholischen, des menschheitlichen christlichen Gesamtbedürfnisses ertödten. Und dann lag in Rom, Leiche auf Leiche, das Pabstthum auf dem altrömischen Kaiserthum; und die verpestete Luft trug den Gifthauch über alle romanischen Völker, über alle katholischen Länder.

Und wunderbar, — vollkommen so wunderbar, wie das alltägliche Wunder, das den Keim der Befruchtung in die offene Blüthe treibt und dann die Frucht zeugt, — der deutsche Staat, der dem Protestantismus allein seine Entstehung und seine Macht verdankte, sollte in dem Fürsten, der berufen war diesen Staat zu einer europäischen

Großmacht zu erheben, den ersten Bekämpfer Machiavels und des Machiavellismus, den geistvollsten und stolzesten Verächter des feinen Lug- und Blutsystems, des künstlichen diplomatischen Spinnenwesens finden. Friedrich II war oft — und je älter er wurde, desto mehr — Meister in der Schlangenklugheit; wer wird es leugnen? Aber deswegen war er nicht weniger in Wort und in der That der offene Verächter der machiavellistischen Kunstgriffe. Er hat in seiner Jugend das System bekämpft; und als Eroberer hat er der Welt thatsächlich gezeigt, daß die Mittel, die Machiavel empfiehlt, — die Städte zu ruiniren, die Menschen hinzuschlachten, Familien auszurotten, Religion und Großmuth zu heucheln, — nicht nur nicht nothwendig sind; sondern im Gegentheile, daß die Eroberung fest, und in kurzer Zeit bleibend an den erobernden Staat hinanwuchs, weil der Eroberer die Städte blühend machte und die Menschen schonte, weil er überall nicht Furcht, Mißtrauen und Schrecken, sondern Vertrauen, Hochachtung, ja oft Liebe zu säen wußte.

Dem Machiavellismus gegenüber sehen wir überhaupt mit der Reformation eine ganz andere Politik entstehen. Gerade in den reformirten, in den germanischen Ländern zeigt sich ein höheres, ein menschlicheres und zugleich würdigeres Wesen dem Freunde und dem Feinde gegenüber. Auch hier wäre es einfältig leugnen zu wollen, daß List und Betrug, Wortbruch und Heuchelei nicht, nur zu oft, mit im Spiele sind, — und dann mehr schaden als nutzen, meist wieder verlieren helfen, was kerngesundes, offenes Benehmen und männliche Kraft gewonnen haben. Aber

in der Regel ſteht die Politik der germaniſchen und reformirten Staaten Europas hoch über den kleinen Mittelchen eines Machiavel. Cromwell war ein durch eigne Kraft berufener Herrſcher, der eine Revolution und zugleich eine alte Königsfamilie im Schach halten mußte; Wilhelm von Oranien, ein Fürſt, der einen andern verdrängt hatte; — man lege das Liliputermaß machiavelliſtiſcher Weisheit an ſie, und man wird auf den erſten Blick ſehen, daß man damit ihnen nicht bis an den Knöchel reicht. Und ſo in mehr oder weniger großen Zügen alle Staatsmänner Englands, Schwedens, Hollands. Und die Länder, die ſie vertraten, nahmen zu an Macht, Wohlſtand und Einfluß, während die Länder, in denen machiavelliſtiſche Klugheit herrſchte, Spanien, Frankreich, Oeſterreich — trotz Philipps und Albas, trotz Ludwigs XIV und Louvois, trotz Ferdinands und Eugens — immer tiefer herabſanken und in ſich ſelbſt zerfielen.

3.

Friedrich II malt in ſeinem Antimachiavel die Franzoſen faſt mit denſelben Zügen, die Machiavel zur Schilderung ſeiner Landsleute gebraucht. »Die Franzoſen unſerer Zeit beſchäftigen ſich mit Nichts als mit der Mode; ſie ändern ſo oft als möglich den Geſchmack; heute verachten ſie, was ſie geſtern anbeteten; ſie tragen ihre Unbeſtändigkeit und ihren Leichtſinn auf Alles über, was von ihnen

abhängt, und denken nur darauf, wie sie ihre Maitressen, ihren Aufenthalt, ihre Vergnügungen und ihre Verrücktheiten ändern.« Die Schlacht bei Roßbach vollendet das Bild, und so erklärt es sich leicht, wie Friedrich II in seinen Briefen zu dem Schlusse kommt, daß es mit den Franzosen aus und am Ende sei.

Zwanzig Jahre später begann die französische Revolution, und wir sehen dann wieder auf einmal dies Volk Alles vor sich niederschmettern und den Thron Friedrichs II wie im Spiele zertreten.

Die Revolution — war der neue Lebensfunke, der in Frankreich gezündet hatte. Von England nach Amerika und von Amerika zurück nach Frankreich hat die Revolution den freien Gedanken der Reformation ins Staatsleben übergetragen. Ueberall, wo und so weit sie die alte Zeit besiegte, hat sie dem Machiavellismus den Gnadenstoß gegeben. An die Stelle des hingeschwundenen Absolutismus, wie er aus dem alten römischen Kaiserthum im Pabstthum sich entwickelt hatte und von diesem dem Staatsleben Europas übertragen worden war, trat mit der Reform und Revolution der Gedanke freier Gemeinden, freier Völker, einer befreiten Menschheit. Der Machiavellismus kann im Großen und im Ganzen nur da auf einen endlichen Sieg hoffen, wo es genügt, ein paar Menschen betrogen, ein paar andere durch das Richtbeil, den Dolch oder Gift beseitigt zu haben. Aber ein ganzes Volk betrügen, hinmorden — ist nicht möglich, und ein Volk zu der Absicht bringen, ein anderes in Machiavels Weise unterjochen zu wollen, ist noch weniger denkbar. Machiavel selbst ahnet dies, wenn er sagt:

»die Völker ſind weiſer, gerechter, ſtärker und ausdauernder als die Fürſten.«

Mit dem Siege der Revolution mußte daher der Machiavellismus von ſelbſt als diplomatiſches Syſtem verſchwinden.

Es will das abermals nicht ſagen, daß es nicht in den Ländern, in denen die Revolution den belebenden Gedanken der Reformation ins Staatsleben übergetragen hat, immerhin noch Anhänger des Syſtems eines Machiavel geben kann; ja wir wiſſen, wie in Frankreich eine Weile dies Syſtem eine blutige Nachleſe hielt; doch das verhindert abermals nicht, daß da wo die Reformation und die Revolution ſchließlich den Sieg davon getragen haben, der Stoff für eine machiavelliſtiſche Politik ausgehen muß.

Alle Staatsmänner, die wahrhaft und wahrhaftig im Boden freier Volksinſtitutionen wurzeln, werden durch dieſe ſelbſt ſo hoch gehoben, daß ſie nothwendig über den kleinen Mittelchen eines Machiavel ſtehen. Die beiden großen Staatsmänner Amerikas, Waſhington und Franklin ſind die vollkommenſten Gegenfüßler eines Cäſar Borgia; und ſie ſchufen, im Gegenſatze zu dem Eintagleben des Mediceers nach dem Sinne Machiavels, für Jahrhunderte, ja für ſo lange als das Andenken an ſie dauern wird. Die Politik, die ſie in Nordamerika begründeten, war eine Politik der Befreiung, der Gerechtigkeit, der Großmuth und des Edelſinnes. Und ſie konnte wie Herkules ſchon in der Wiege Schlangen erdrücken, und wird Amerika groß und mächtig erhalten, ſo lange von dieſer Politik noch ſo viel übrig bleibt, daß ſie die Gelüſte der Eroberung, die ſich leider

auch in Amerika mehr und mehr geltend zu machen wußten, im Zaume hält.

4.

In Frankreich wurde das elende, kleinliche Gespinste machiavellistischer Diplomatie ebenfalls mit dem Siege der Revolution unmöglich, und wo die Staatsmänner der französischen Revolution auftraten, da zerrissen sie ohne Mühe überall das Gewebe der alten Politik. Der Boden aber, in den der Gedanke der politischen Reformation fiel, war in Frankreich ein anderer als in England und Amerika. Das romanische Wesen der Franzosen hatte die Reformation nicht zugelassen; der Katholicismus hatte bis zum Tage, wo die Revolution losbrach, dem Systeme Machiavels durch seine mächtigsten Schüler, die Jesuiten, in Frankreich die unbedingte und allgemeine Herrschaft gesichert; wenn auch die Mattherzigkeit der Zeit in der Regel nicht einmal bis zu der Höhe und Kälte des Verbrechens in Machiavel hinaufreichte. Die Revolution änderte in Frankreich den Grundsatz des Staatslebens, das Dogma der Politik; aber sie war natürlich nicht im Stande auch unmittelbar das ganze Volk zu ändern. Und so zeigt sich denn in der französischen Revolutionsepoche meist der offenbarste Gegensatz zwischen dem politischen Dogma, zu dem sich die Parteien bekennen, und den Handlungen, mit denen sie diesem Dogma den Sieg zu verschaffen suchen. Im Namen der Freiheit füllen alle Parteien die Gefängnisse mit ihren Gegnern, im Namen der Gleichheit verbietet die eine Partei der andern zu denken, zu

athmen; im Namen der Bruderliebe fordert die eine Partei das blutige Opfer der andern, ſchickt der Bruder den Bruder aufs Richtgerüſte.

Das ſieht ſo aus, als ob Machiavels Syſtem trotz der Revolution noch die Herrſchaft führe. Aber dem iſt nicht ſo. Allen Parteien iſt es bluternſt mit dem Dogma, das ſie angenommen; ſie wollen Freiheit, Gleichheit, Bruderliebe; ſie heucheln nicht, ſie reiten dieſe edeln Grundſätze nicht vor, um mit ihnen, wie der »Fürſt« Machiavels, ihre Herrſchaft ſichern zu helfen; nein, ſie ſind bereit für dieſe Grundſätze Alles zu opfern, und willig betreten ſie mit dem Bewußtſein des Martyrthums das Richtgerüſte, ſo oft ihre »heilige Sache« das Opfer ihres eignen Lebens fordert.

Mit dem Ernſte der beſten Abſicht, mit der Ueberzeugung für die heiligſte Sache, für Freiheit, Gleichheit, Bruderliebe zu kämpfen, zu ringen, ſich zu opfern — können ſie die Art und Weiſe nicht abſchütteln, die Jahrhunderte des Machiavellismus und der Jeſuitenherrſchaft in Frankreich bis in Mark und Bein des Volkes hineinverpflanzt hatte. Danton, Robespierre, Napoleon, Talleyrand ſind durch das Dogma ihres Glaubensbekenntniſſes, den Ernſt ihres Strebens, die Höhe ihres Zieles, Rieſen gegenüber den Staatsmännern der Schule Machiavels; aber dennoch klebt ihnen der Machiavellismus, der Jahrhunderte ihr Land beherrſcht hatte, überall an.

Der Gedanke des Schreckens war kein anderer als der zum Rieſen der Revolution herangewachſene Grundſatz: »daß man die Familien der Beſiegten ausrotten müſſe.« Ein geiſtreicher Franzoſe ſagte im Sinne Machiavels:

»Les morts ne reviennent pas.« Ein geistreicherer antwortete: »Ce ne sont que les morts qui reviennent« — und er hatte Recht, denn die Todten sind überall wiedergekommen, und sie haben überall die Lebendigen in das Grab hinabgestoßen, das sie für Andere geöffnet hatten.

Theilweise an diesem Reste des Macchiavellismus, den die Franzosen bis jetzt, trotz der Grundsätze der Revolution, — trotz des Dogmas der Freiheit, der Gleichheit, der Menschenliebe — nicht zu besiegen gewußt haben, sind von dem ersten Tage der Revolution bis zur heutigen Stunde alle Versuche feste Zustände in ihrem Lande zu schaffen gescheitert. Danton, Robespierre, Napoleon und Louis Philipp, Alle sind durch ihre macchiavellistischen Mittel zu Grunde gegangen. Es ist, als ob das Geschick zum Besten der Welt in Frankreich die letzte Probe auf diesen falschen Grundsatz habe machen wollen. Danton wollte die Freiheit, Robespierre die Gleichheit, Napoleon den Ruhm, Louis Philipp die Friedensherrschaft für Frankreich sichern; und sie Alle suchten das Mittel in Gewalt, im Schrecken, in der Säbel-Herrschaft, in List und Trug — und sie Alle gingen zu Grunde in dem Augenblicke, als sie wähnen durften ihr Ziel greifen zu können.

5.

Louis Philipp war vielleicht der größte Schüler, den Macchiavel je gehabt hat. Jeden Satz, den Macchiavel aufstellt, finden wir in dem Leben Louis Philipps bewahr-

heitet; er wußte »großmüthig, treu, zuvorkommend, gerecht, religiös« zu *scheinen*, und diesen Schein fahren zu lassen, wo er durch Knickerigkeit, Treubruch, Herrschsucht, Ungerechtigkeit und Religionslosigkeit irgend einen Vortheil erlangen konnte. Und es gelang ihm Vieles; er stieg zu einer ganz anderen Stufe der Macht hinauf als jener Stümper Cäsar Borgia. Aber als fast kein Mensch mehr an die Möglichkeit dachte, daß sein Thron je wieder umstürzen könne, da — trotz fünfzigtausend Soldaten und zwanzig Bastillen in und um Paris — brach dieser Thron eines frühen Morgens vor dem Sturme von ein paar Tausend wilder Burschen, geführt von ein paar hundert kecker Männer, krachend zusammen; — ja, es ist als ob das Geschick dies große Beispiel an das Ende der Epoche machiavellistischer Afterweisheit habe stellen wollen.

Und dennoch konnte diese Politik noch einmal in Deutschland den Sieg davontragen.

Die Blutherrschaft in Ungarn und Italien, der Hohn aller Grundsätze des Rechts und der Freiheit in Oesterreich selbst, die Hinrichtungen in Baden und Rheinpreußen, das Polizeischreckenssystem in Berlin, die katholisch-schönthuende Afterweisheit in Preußen sind Ausflüsse desselben Systems nur mit etwas mehr oder weniger dunkelrother Färbung. In Oesterreich handelt es sich nur darum, den »*Fürsten*« wieder auf seinem Throne sicher zu stellen. Die alte, *spanisch-italienische* Politik, die nie im Stande gewesen war, aus all den, durch das Geschick der österreichischen Dynastie in den Schooß geworfenen, Ländern einen Staat zu bilden, die trotz aller blutigen und listigen Mittel des mächtigsten und feinsten Machiavellismus so weit gekommen, daß sie heute

wieder von vorne anfangen muß — ist unserer Ueberzeugung nach, am Anfange des Endes angelangt. Sie wird noch einmal ihre Kunst versuchen, um dann für immer einer menschlichen und gerechten Volkspolitik Platz zu machen.

In Preußen scheint die jetzt herrschende Anschauung sich ein anderes Ziel gesetzt zu haben, als einfach den »Fürsten« wieder auf seinem Throne zu befestigen. Was dort vorgeht, gleicht oft auf ein Haar dem Streben Machiavels in seiner republikanischen Konstitution für Florenz, die er dem Absolutismus des Pabstes anzupassen suchte. Wir wissen, wie Machiavel dies zu verwirklichen hoffte: man rettet die Form und übergiebt sie der Gewalt; man läßt das Volk seine Vertreter wählen und verhindert, daß diese Gewählten irgend wie Einfluß auf die Geschicke des Staates erlangen; man giebt dem Volke Rechte, und sorgt dafür, daß es keinen Gebrauch von ihnen machen kann; man läßt das Volk in Kammern zusammentreten, aber diese Kammern sollen nicht die Befugniß haben, einen Willen auszusprechen.

Wort halten? Wozu das? Lehrt doch Machiavel, daß ein »gegebenes Versprechen das Bedürfniß der Vergangenheit, und ein gebrochenes Wort das Bedürfniß der Gegenwart« ist, oder wie die schöne Redensart heißt.

Großmüthig, treu, gerecht, religiös — braucht man nach Machiavel nur zu scheinen; — das ist so wohlfeil.

Ach, und vollkommen wie Machiavel, denkt man an Alles — nur nicht an die Zukunft, nur nicht daran, daß

ein ſolches Syſtem durch — einen Schnupfen, durch eine Volkslaune über den Haufen geſtoßen werden kann. Louis Philipp hatte vielleicht in der Nacht die dem Tage, an dem ſein Geſchick ſich entſchied, vorherging, nicht ausgeſchlafen; und ſo etwas genügt, im Augenblicke der Kriſis das mühſame Werk eines der reichſten und glücklichſten Menſchenleben umzuſtoßen.

Man erzählt ſich, daß Hr. v. Radowitz kurz vor dem Sturze Louis Philipps ſeinem Könige nach Berlin geſchrieben, der Thron Louis Philipps ſtehe feſt wie auf Felſen; — vollkommen ſo, wie der kluge und feine Macchiavel ſeinen »Herrlichkeiten« ſchreibt, daß der Vertrag zwiſchen Spanien und Frankreich nicht zu Stande kommen werde, und dann die Nachricht, daß er zu Stande gekommen, vor dem Briefe des Meiſters in der Kunſt, in Florenz geweſen ſein würde, wenn es damals bereits Telegraphen gegeben hätte.

6.

Wie iſt es möglich, daß dieſe Fäulnißpflanze romaniſch-katholiſchen Abſolutismus in dem jungen, friſchen Leben Preußens, — des Staates, der unmittelbar aus der deutſchen Reformation hervorging, und der zuerſt den Reformationsgedanken ins deutſche Staatsleben übertrug, — Wurzel faſſen konnte. Einfach: weil ſie Moder fand, in den ihr Same fiel.

Trotz des verjüngten Lebens, das die Reformation und Revolution — denn die eine keimt in der andern — in

Preußen hervorgerufen hatten, theilte Preußen nicht weniger, im Großen und im Ganzen, die Geſchicke Deutſchlands, wenn auch ſeine Geſchichte ihren eignen Faden durch dieſelben durchzieht. Das ganze, große Deutſchland aber lag ſeit dem dreißigjährigen Kriege darnieder, die Gewäſſer ſtanden ſtille und faulten.

Deutſchland als Staat war politiſch vollkommen rath- und thatlos. Das geiſtige Leben aber wußte ſich in der Wiſſenſchaft und der Literatur Deutſchlands Luft zu ſchaffen. Aber die rein geiſtige Thätigkeit genügt keinem Volke, ſie wird nach und nach in ihm zur Gluth, die zehrt, brennt und verbrennt ohne zu erleuchten, ohne zu erwärmen.

In dieſem Zuſtande waren in Deutſchland, bei einem noch jungen und geſunden Stammvolke vielfach Erſcheinungen aufgetaucht, wie wir ſie in den Untergangsepochen anderer Völker überall vorherrſchen ſehen. Die Thatloſigkeit, zu der das geiſtige Streben Deutſchlands verurtheilt war, führte trotz jugendlicher Manneskraft nach und nach zu einer Art Impotenz, wie ſie ſonſt nur dem hinſterbenden Alter eigen iſt. Die Literatur, die mit Göthe und Schiller noch in ihrer ganzen Kraft daſteht, weil ſie noch immer naturgemäß zur That treiben darf, ſinkt nach ihnen immer mehr zum Geiſteskitzel herab, weil der Trieb zur That nicht zur That hatte führen können. Der ſchäumende Witz und der leere Pathos traten an die Stelle des lebendigen Gedankens und des begeiſternden Gefühls. Und dieſe Literatur der ſchönthuenden Geiſtreichigkeit und der erlogenen Gefühle unſerer jungen Lyrik ging dann wieder theilweiſe ins Leben des deutſchen Volkes über und zeugte jene furchtbaren Erſcheinungen — nicht

mannbarer Sinnesluſt und kecken himmelsſtürmender Titanenſünde, — ſondern lebensſatter Knabenſinnlichkeit und überreifer Greiſenwitzelei. Der leere Pathos, die Lüge der Liebe und der Großherzigkeit ſchlugen zuletzt ganz naturgemäß um in den geiſtreichen Hohn über alles Edle und Erhabene, in den Pfennigwitz der Berliner Suffiſance und Blaſirtheit.

Das iſt der eigentliche Boden, in dem der Machiavellismus in Deutſchland wurzelt. Heiniſche Reiſebilder, Florentiniſche Nächte, — und Hatzfeldſche Prozeſſe ſind oft wie aus dem geiſtreichen Briefwechſel zwiſchen Machiavel und ſeinem Gevatter in Rom abgeſchrieben. In dieſen Erſcheinungen liegt die Antwort auf die Frage, wie es möglich war, daß der romaniſch-katholiſche Machiavellismus noch einmal ſeinen Thron in dem erſten Staate der deutſchen Reformation aufſchlagen konnte? Die Märzrevolution rief auf eine Weile deutſche Mannesart, That und Kampfluſt an die Oberfläche des deutſchen Lebens. Aber die Gewohnheit des lügenhaften Pathos, des geiſtreichen Selbſtkitzels, der Knabenlüſternheit und der Greiſenjugend die faſt ein Menſchenleben hindurch in Deutſchland geherrſcht hatten, drängten ſich am Tage nach der That wieder an die Oberfläche. Liederliche Geſellen, überreife Jungen, geiſtreiche Spötter konnten faſt überall auf einen Theil der öffentlichen Verſammlungen, und zwar den, der, wenn auch nicht am härteſten dreinſchlug, doch am lauteſten ſchrie, am keckſten polterte, den unbedingteſten Einfluß ausüben, und wurden nachgerade die Tonangeber. Ueberall findet man die Helds und die Karbe's thätig, und ſelbſt im erſten deutſchen Parlamente wurde nach und nach dieſer

Ton vorherrſchend. Lichnowsky und Vogt, die beide ſonſt ihre ſehr ſchätzbaren Eigenſchaften haben, ſchlugen dieſen Ton vor Allem an, und danken ihm vor Allem ihren Einfluß, oder beſſer danken ihm den »succès« den ſie mit ihren Schlagwitzen und Hohnworten davon trugen.

Der Haupterfolg aber, den dieſe Art erlangte, war, daß ſie die ernſten Männer der Nation zurückſcheuchte. Es war das gewiß nicht die rechte Weiſe; anſtatt ſich zurückzuziehen, wäre es ihre Pflicht geweſen, die kecken Knaben, die ſpielenden Geſellen, das liederliche Geſindel, vom Markt und Forum weg in die Schule, auf den Spielplatz oder zum Teufel zu jagen. Aber das deutſche Volk war des Lebens und der That entwöhnt; es wußte in Maſſe kaum, um was es ſich bei dem kecken Spiele auf dem Markte und auf dem Forum handelte. Und ſo überließ es, ſchüchtern und ſcheu, den Großſprechern die Volksverſammlungen und die Tribüne.

Der Witz, der Hohn, die jungen Greiſe und die überreifen Knaben, die auf dieſe Weiſe das Feld ſehr oft allein behaupteten, waren denn natürlich nicht im Stande aus ſich ſelbſt heraus zu ſchaffen, und ſuchten ſo die Männer, die Mannvölker neben ihnen nachzuahmen, nachzuäffen. Daher kam das Spielen mit der franzöſiſchen Revolutionsmode; daher die Sucht nachzumachen, was die Franzoſen zu andern Zeiten unter ähnlichen Verhältniſſen und doch in ſo ganz entgegengeſetzten Zuſtänden gethan hatten.

Und dieſe Sucht ſelbſt war es denn wieder, die die Maſſe des Volkes, den wahren Kern der Nation nur noch mehr zurückſcheuchte; und ſie war es, die ſehr bald den

Gegnern der neuen Errungenschaften, den Freunden machiavellistischer Auffassung das Feld allein gewinnen half.

Dieses scheue, ängstliche, feige Zurückziehen des »braven, guten Bürgers«, des schlichten Ehrenphilisters ist die schwere Schuld, die die Mehrzahl der Nation auf sich geladen hat; die sie heute büßt, und aus der sie hoffentlich für die Zukunft eine Lehre ziehen wird.

7.

Die Revolution ist Nichts als die fleischgewordene, als die ins Staatsleben übergegangene Reformation. Luther, John Hampden, Washington und Franklin, Rousseau und Voltaire, Mirabeau und Lafayette sind Glieder einer und derselben Kette, wie verschieden auch der Stoff der einzelnen Ringe sein mag. Darüber sind die wahren Feinde der Reformation und der Revolution vollkommen im Reinen; und es wäre gut, wenn die Freunde der Reformation und die Freunde der Revolution, das heißt: die Freunde des freien Gedankens in der Kirche wie die Freunde des freien Denkens im Staate, sich ebenso klar ihrer innern Verwandtschaft bewußt wären.

Die hellsten Köpfe im Lager der Feinde der Revolution wußten stets, daß die Reformation vor Allem besiegt sein müsse, wenn die Revolution aufgehalten werden sollte. Daher denn der halbkatholische Pietismus im Lager unserer deutschen Protestanten, die zum Absolutismus hinneigen; und daher der halbkatholische Puseismus

im Lager der altengliſchen Torys, die die Geſchichte Englands wieder bis hinter die Revolution zurückzerren möchten.

Die deutſche Literatur, die in Schiller und Göthe die vollen, reifen Keime deutſcher Helden und Staatsmänner trägt, und die dann in der folgenden Epoche nicht zur befruchtenden That gelangen konnte, führte nicht nur, wie wir gezeigt, zu der überreizten Witz- und Kitzelliteratur, zu hochtrabender Gefühlsſchau und afterkluger Selbſtbeſpiegelung, ſondern auf der andern Seite auch zur »Romantik«, zur katholiſchen Schönthuerei der Schlegel und Stolberg. Es war das ebenfalls naturgemäß, die katholiſche Auffaſſung lag oft noch unangegriffen im Leben des deutſchen Volkes, und Schiller, trotz ſeiner vollproteſtantiſchen Richtung, war, wie ſchon Leſſing vor ihm noch umfaſſender, in edler Verſöhnung beider Religionsparteien Deutſchlands der Dichter der Jungfrau von Orleans und der Maria Stuart. Als der Same des proteſtantiſchen, der Same der That freien Denkens, des befreienden Völkerglaubens nicht zum Durchbruche kommen konnte, mußte der zwiſchen durchfliegende Same der katholiſchen Auffaſſung ſich allein geltend machen.

Die klar bewußten Feinde der Revolution benutzten dies Streben, und nicht umſonſt wurden Schlegel und ſo manche ſeiner Nachfolger bis auf den heutigen Tag, in Wien gehegt und gepflegt. In Berlin ſuchte man den Geiſt ohne die Form, und ſo wurden dann die Stolbergs, deren Erſtgeborner an Ruhm und Talent katholiſch wurde, zu den Vorkämpfern des katholiſch-ſchönthuenden proteſtantiſchen Pietismus. Ich glaube nicht, daß überall hier klares Bewußtſein herrſcht, und ich zweifle nicht an dem beſten

Willen, den edelsten Absichten jedes Einzelnen. Ich bekämpfe nicht die Menschen, sondern die Richtungen, und die angedeutete scheint mir offen in den Zuständen gewisser Kreise und Bestrebungen Preußens hervorzutreten.

Die Feinde der Reformation wußten dann die Furcht vor der Revolution auf jegliche Weise auszubeuten. Revolution heißt für diese, nicht der im Staatsleben verwirklichte Gedanke der freien Bewegung, sondern einfach: Aufstand, Anarchie, Zerstörung aller Autorität, Gewalt und Blutherrschaft. In England hat sich die Revolution zur constitutionellen Monarchie, in Amerika zur Republik durchgerungen, in Frankreich bis jetzt nur zum Absolutismus — einerlei ob Danton, Robespierre, Bonaparte, Louis XVIII, Louis Philipp, Cavaignac oder Louis Napoleon als Selbstherrscher auftreten — geführt. Die Regierungsform ist für die Verwirklichung der Reformation im Staate, für die Revolution, — da es nun einmal durch die leidige Erfahrung unsinnigen Widerstands wo die Völker zur Reife gelangt waren, überall zur Revolution kam, und so die politische Reformation nur durch Kampf errungen werden konnte — ohne großen Belang. Aber die Feinde der Reformation wußten glauben zu machen, daß die Revolution, Tochter der Reformation, überall zur Republik führen müsse. Nur ihr Widerstand zwingt sie diese Bahn, als die einzige, die übrig bleibt, zu beschreiten. Die Verantwortung und das Verdienst, dem sie gebühren.

Die Folge dieser Bestrebungen aber ist, daß in dem ersten deutschen Staate der Reformation die Furcht vor der Revolution eine dunkle, ohnmächtige, thatlose Hinneigung

zum Katholicismus hervorgerufen hat, die heute in Herrn von Radowitz den Preis des Augenblickes davon trägt.

Und so wurde der Machiavellismus nicht nur möglich, sondern in den Feldern, wo er heute wuchert, naturgemäß. Aber er wird die gesunde Frucht deutschen Lebens, die Reformation, nicht tödten, und die Uebertragung der Reformation ins Staatsleben nicht verhindern.

8.

Der deutsche Boden ist nicht gemacht für diese Pflanze. Sie konnte vom Auslande her eine Weile in denselben gelegt werden; in Oesterreich konnte die spanische Art sie als Treibhauspflanze des Hofes, der Jesuiten und der Bureaukratie zum täglichen Bedürfnisse fast aller höheren Klassen machen, wie sich der Mensch selbst ans Gift so gewöhnt, daß er nicht wieder davon ablassen kann; — in Preußen hat sie nur nebenbei sich geltend machen, nur den überreizten Gaumen mundgerecht werden können.

Sie wird nicht lange mehr in Deutschland wuchern. Das Volk, dem gerade That nicht nur Natur, sondern auch Bedürfniß ist, das überall gegen List und Heuchelei den Kürzeren ziehen muß, wird gerade aus vorwärts gehen, sobald es wieder einst zur That gelangen wird.

Und es wird zur That gelangen, denn nur die That, nur Kampf und Leben werden mit Sturm die Fäulniß aus dem See deutschen Wesens herauspeitschen. Diese Zeit des Kampfes wird kommen, und der Sieg wird für die sein, die da denken, sagen, lehren und handeln im

Geiſte des Rechts und der Wahrheit; die da zu ihrem Schlachtrufe machen: »Thue Recht und ſcheue Niemand«; die, vor denen Macchiavel'ſche Spinngewebe nicht Stich halten, weil von ihnen geſchrieben ſteht:

»Klug wie die Schlangen, und ohne Falſch wie die Tauben!«

Montesquieu.

Seinen Freunden

Max und Babette Simon

in Berlin

zum

Andenken an die Art, wie er verhindert wurde, den Winter 1849
in ihrem Hause und ihrer Familie zu verleben,

ergebenst gewidmet

von

dem Verfasser.

Cöln, den 12. Januar 1850.

I.

Montesquieu.

1.

Montesquieu, den Mann der Gerechtigkeit, den Vertheidiger der Freiheit, den Menschenfreund edlen Herzens, klaren Geistes, — seiner Fehler zeihen wollen, heißt das nicht freveln? —

Und doch treibt es mich vorwärts, und doch sagt mir die Stimme meines Innern: »Laß dich nicht abschrecken.«

Der heilige Grundsatz, daß der Mensch kein Spiel des Zufalls ist, und kein Opfer der Laune sein darf, ist der Ausgangspunkt; Recht und Gerechtigkeit, Freiheit und Menschenwohlfahrt das hohe Ziel des edlen Ringers für eine bessere Zukunft. Aber, wenn auch dem Ziele unabwendbar zustrebend, verfehlt er oft den Weg, der zu ihm führen muß; wenn auch stets im Allgemeinen dem Rechte und der Gerechtigkeit huldigend, erkennt er im Einzelnen das Unrecht an, ja hält er es oft für klug, nothwendig und gerechtfertigt. Mir schien es, wenn ich in der Geschichte seines Volkes die glänzende Bahn verfolgte, die dieser Stern erster Größe hinterlassen hat, als ob seine Irrthümer oft mit mehr Achtung aufgenommen worden wären denn die

ewigen Wahrheiten, die er lehrt; als ob das Unkraut, das zwischen den gesunden Samen gefallen, ganz anders denn dieser selbst gewuchert habe. Ja, oft kam es mir so vor, als ob das Unkraut nachgerade die gesunde Frucht vielfach zu ersticken drohe.

Das gab mir den Muth, dem Meister ernst und strenge gegenüberzutreten, mit ihm zu rechten, und das Unkraut, so gut ichs kann, so weit ich es sehe und für solches zu erkennen glaube, vom gesunden Korn zu sondern und zur Seite zu werfen.

2.

Ich hatte die Hauptwerke Montesquieu's, seine Lettres persannes, sein Buch über Rom, seinen Esprit des lois gelesen, studirt, und war oft ungehalten über Einzelnes gewesen. Und die Einzelngefühle hatten vielfach den Gesammteindruck überboten, die kleinen Schmerzen waren mir im Andenken geblieben und die großen ruhevollen Genüsse halbwegs vergessen.

Da las ich noch nachträglich seine Défense de l'esprit des lois. Und der Geist des Friedens, der hohen Menschlichkeit, der edeln Würde, der in Montesquieu's Werken herrscht, trat wieder in seiner ganzen Reinheit hervor. Durch diese Défense de l'esprit des lois wurde mir überdies noch einmal nachträglich recht klar, welche Gegner dieses Werk am härtesten getroffen hatte. — Die Vertheidiger der Gewalt, die Schmeichler der Macht, die Anhänger altherkömmlicher, religiöser und politischer Knechtschaft hatten den Geist der Gesetze, und Montesquieu in ihm und durch ihn, zum Ketzer und zum Gottesleugner zugleich zu stempeln gesucht. Diese Anklage war damals noch die gefähr-

lichſte, die es geben konnte; die Baſtille beſtrafte noch unverurtheilt diejenigen, an denen dieſe Anklage haften blieb. Und deswegen vertheidigte ſich Montesquieu vor Allem gegen ſie. Dieſe Vertheidigung aber iſt ein Meiſterwerk des feinſten Witzes ohne giftigen Stachel, der edelſten Freimüthigkeit ohne alle Eitelkeit, des ruhigſten Ernſtes ohne alles Sprödethun.

Montesquieu ſagt: »Die Art zu raiſonniren iſt nicht gut, die auf ein gutes Werk angewendet, es ſo erſcheinen laſſen kann, als ob es das ſchlechteſte Werk von der Welt ſei, und die auf irgend ein ſchlechtes Buch angewendet, es als das beſte Buch, das es gibt, darzuſtellen im Stande iſt.«

»Wenn man ein Werk, und ein großes Werk, kritiſirt, ſo muß man ſuchen, ſich eine beſondere Kenntniß der Wiſſenſchaft, über die es handelt, zu verſchaffen, und die anerkannten Schriftſteller, die ſchon über dieſe Wiſſenſchaft geſchrieben haben, recht leſen, um zu ſehen ob der Verfaſſer von der herkömmlichen Art dieſelbe zu behandeln abgewichen iſt oder nicht.« . . . .

»Wenn ein Verfaſſer ſich durch ſeine eigenen Worte erklärt oder durch ſeine Schriften, die in Frage ſtehen, ſo iſt es unvernünftig, die äußern Zeichen ſeiner Gedanken zu verlaſſen um ſeine Gedanken zu ſuchen, denn nur er kann ſeine Gedanken kennen. Aber noch ſchlimmer iſt, wenn ſeine Gedanken gut ſind und man ihm ſchlechte unterſchiebt.« . . . .

»Wo man bei einem Schriftſteller im Allgemeinen eine gute Abſicht ſieht, da täuſcht man ſich ſeltener, wenn man bei gewiſſen Stellen, die zweideutig ſcheinen, eher nach der allgemeinen Abſicht urtheilt, als wenn man ihm eine ausnahmsweiſe böſe Abſicht unterſchiebt.« . . . .

»Da es sehr schwer ist ein gutes Werk zu machen, und sehr leicht es zu kritisiren, weil der Verfasser alle Zugänge zu bewachen und der Kritiker nur einen zu durchbrechen hat, so muß dieser um so weniger sich ein Unrecht erlauben. Und wenn es sich träfe, daß er stets Unrecht hätte, würde er ganz unverzeihlich handeln.«

»Da übrigens die Kritik als eine Bewährung eigner Ueberlegenheit über Andere betrachtet werden kann, und da ihr gewöhnlicher Erfolg ist, dem menschlichen Stolze süße Augenblicke zu verschaffen, so verdienen die, die sich derselben hingeben, wohl stets unsere Billigkeit, aber selten unsere Nachsicht.«

»Und da von allen Arten zu schreiben sie diejenige ist, in der man am schwersten eine gute Natur zeigt, so muß man Acht geben, daß man nicht durch die Schärfe der Worte das Unangenehme der Sache vermehre.«

»Wenn man über die großen Materien schreibt, dann genügt es nicht, seinen Eifer zu Rath zu ziehen, sondern man muß auch sein Wissen befragen; und wenn der Himmel uns keine großen Talente gegeben hat, so kann man sie durch Mißtrauen in sich selbst, durch Pünktlichkeit, Arbeit und Nachdenken ersetzen.«

»Die Kunst, in einer Sache, die ihren guten Sinn hat, den schlechten Sinn, den ein Geist, der nicht richtig urtheilt, ihr unterstellen kann, zu suchen, ist ohne Nutzen für die Menschen. Diejenigen, die sich darauf legen, gleichen den Raben, die die lebendigen Körper meiden und nach allen Seiten hinfliegen um Leichen zu suchen.«

»Eine solche Art zu kritisiren hat zwei bedeutende Nachtheile. Der erste besteht darin, daß sie den Geist der Leser durch eine Mischung von Wahrheit und Lüge, eine Mi-

ſchung von Gutem und Böſem verdirbt. .... Der zweite darin, daß, indem man auf dieſe Weiſe die guten Bücher verdächtigt, man keine andern Waffen hat um die ſchlechten Bücher anzugreifen; ſo daß das Publikum kein Mittel mehr hat ſie zu unterſcheiden. Wenn man Diejenigen Spinoziſten und Deiſten nennt, die es nicht ſind, was wird man dann von denen ſagen, die es ſind?«

»In den Augen der Menſchen ſind die Handlungen viel klarer als die Beweggründe; und es iſt leichter für ſie, zu glauben, daß die Handlung, Einem die gröbſten Injurien nachzuſagen, vom Böſen, als ſie zu bereden, daß der Beweggrund, der ſo handeln macht, vom Guten ſei.«

»Wenn ein Mann dem geiſtlichen Stande (qui fait respecter la religion et que la religion fait respecter), angehört, und einen Weltmann vor der Welt angreift, ſo iſt es unerläßlich, daß er durch ſeine Art zu handeln die Ueberlegenheit ſeines Charakters aufrecht zu erhalten ſucht. Die Welt iſt ſehr verdorben; aber es giebt gewiſſe Leidenſchaften, die ſehr in Schranken gehalten ſind; es giebt bevorzugte, die den andern verbieten hervorzutreten. Betrachtet die Weltleute unter ſich, ſo findet ihr Nichts ſo ängſtliches als ſie; das iſt der Stolz, der nicht wagt ſeine Geheimniſſe zu verrathen, und der in der Nachſicht, die er mit andern hat, nur an ſich ſelbſt denkt. Das Chriſtenthum gibt uns die Gewohnheit, dieſen Stolz zu unterwerfen, die Welt giebt uns die, ihn zu verſtecken. Was ſollte bei der geringen Tugend, die wir haben, aus uns werden, wenn unſere ganze Seele ſich befreien wollte, und wenn wir nicht mehr auf das unbedeutendſte unſerer Worte, unſerer Zeichen in unſern Gebehrden Acht gäben? Aber wenn Männer eines achtbaren Standes ſich gehen laſſen, wie Weltleute

II.

Lettres persannes.

Das erſte Werk, mit dem Montesquieu auftrat, waren ſeine Lettres persannes. Sie begründeten ſeinen Ruf, denn das Buch fand den ungetheilteſten Beifall. Aber ich glaube kaum, daß dieſes und ähnliche ſeinem Namen eine Zukunft geſichert haben würden, wenn er nicht durch andere ganz Anderes geleiſtet hätte. Das Urtheil Voltaires: »ce livre, si frivole et si aisé à faire,« iſt zwar ſehr ſtrenge, zu ſtrenge, aber doch im Allgemeinen wahr. Die Erfindung, die Fabel — ein Perſer, der Paris mit den Augen eines Aſiaten anſehen ſoll, und aſiatiſche Zuſtände mit den Augen eines Pariſers anſieht und mit den Farben eines Franzoſen malt, — iſt ohne große Bedeutung, die Einzelnheiten ſind oft wirklich höchſt frivol, und wo ſie tiefer ſein ſollen, nicht immer ſtichhaltig. Eine Reihenfolge von Briefen über die Abnahme der Bevölkerung in Europa beruht auf einem thatſächlichen Irrthume; denn mit Ausnahme der großen Centralpunkte der alten Welt iſt die neue gewiß im Allgemeinen bevölkerter als die alte. Auch Montesquieu's Anſicht über die Colonien, die ſtets das Volk

ſchwächen und nie in der Fremde großen Erfolg haben ſollen, iſt in der Anwendung und in der Allgemeinheit, wie er ſie darſtellt, verkehrt, franzöſiſch; ein Engländer, Holländer, Däne ꝛc. würde gewiß auf ein ganz anderes Ergebniß gekommen ſein. Colonien, die nur zur Ausbeutung der Colonie im alleinigen Intereſſe des Mutterlandes gegründet ſind, werden ſicher ſtets die Folgen haben, die Montesquieu ſieht und ſchildert; aber ſolche, in denen das Intereſſe der Colonie und des Mutterſtaates auf Gleichheit und Gerechtigkeit fußen, werden ſtets zu ganz entgegengeſetzten Folgen führen, wenn ſonſt die Natur der Verhältniſſe überhaupt Colonien nothwendig macht oder auch nur erlaubt.

Es iſt dies einer von den Fällen, in denen Montesquieu auf Irrwege geräth, weil er den Stern, der ihn ſonſt meiſt leitet, und der da heißt: Gerechtigkeit, aus dem Auge verliert. Wir werden noch oft ein ähnliches Verkennen ſeiner ſelbſt ſehen. In den »perſiſchen Briefen« liegen übrigens in der Regel ſeine leitenden Grundſätze: Recht und Gerechtigkeit, Menſchenliebe und Geſamtwohl ſehr offen am Tage. Die Geſchichte der Troglodyten ſoll beweiſen, daß nur die Tugend zum Glücke, zu Macht und Anſehen führt (lettre XI etc. etc.). An einer andern Stelle geht er noch weiter und fordert auch für das Völkerrecht den Grundſatz der Gerechtigkeit als alleinige Richtſchnur, nach der Krieg, Friede und Völkerbündniſſe geregelt werden ſollen (lettre 96). —

Aber ich zweifle, ob dieſe Grundſätze allein dem Buche den Erfolg geſichert haben würden, den es erlangte. Im Gegentheile mögen die Fehler des Buches ihm faſt mehr genützt haben, als ſeine Vorzüge. Die leichte frivole Art

— Voltaire hat hier Recht — in der Montesquieu in seinen »persischen Briefen« die bedeutendsten politischen, historischen und philosophischen Fragen behandelte, erlaubte dem luftigen Völkchen, das damals in Frankreich herrschte, das Buch zu genießen. Die Ahnung einer andern Zukunft durchwehte bereits die Welt, und in diese Zukunft griff Montesquieu mit spielender Hand hinüber. Das ist es, warum ihm die Masse willig folgte, und nur um so williger, als er seinen philosophischen Lehrsaal in einem Serail aufgeschlagen hatte und seine Zuhörer sehr bald merkten, daß er nur den Vorhang zurückzuschieben brauchte, um sie zu Zeugen der geheimen Freuden und Sünden des Orients zu machen.

Doch verhindert dies nicht, daß man oft genug dem tiefen Geiste und dem scharfen Blicke des Forschers begegnet. Die Schilderung der Franzosen seiner Zeit ist meist schlagend und wahrhaft überraschend. Er sagt von ihnen: »Sie gestehen gerne zu, daß man anderswo viel vernünftiger handle, wenn man ihnen nur zugesteht, daß sie besser gekleidet sind; sie sind erbötig, sich den Gesetzen einer fremden Nation zu unterwerfen, aber nur unter der Bedingung, daß die französischen Perruquiers als Gesetzgeber über die Form der fremden Perrücken entscheiden.« (lettre 101). Man wird nicht ableugnen, daß in dieser Beziehung die französische Nation doch etwas ernster geworden ist, und gegenwärtig, wenn sie ihre Moden dem Auslande aufdrängen möchte, vielfach ihre Gesetze mit zu denselben rechnet. An andern Stellen der »persischen Briefe« aber ist es oft als ob man einen Sohn der Neuzeit sprechen hörte: »In Paris herrschen Freiheit und Gleichheit. Geburt, Tugend, selbst Kriegerverdienst, wie glän-

zend es auch ſein mag, retten nicht vor der Menge, in der Jeder verſchwindet. Die Rangeiferſucht iſt hier unbekannt. Man ſagt, daß der Erſte von Paris derjenige iſt, der die beſten Pferde an ſeinem Wagen hat.« (lettre 89). »Man iſt in Frankreich viel freier als in Perſien. Deswegen liebt man dort den Ruhm viel mehr. Dieſe glückliche Phantaſie läßt einen Franzoſen mit Vergnügen und mit Geſchmack thun, was unſer Sultan von ſeinen Unterthanen nur erzwingt, indem er ihnen ohne Unterlaß ihre Strafe oder ihren Lohn vorhält.« (lettre 90). So war alſo ſchon damals la gloire das Steckenpferd der Franzoſen. Das monarchiſche Princip war ebenfalls ungefähr daſſelbe wie ſpäter: »Der Monarch« — und es iſt hier von dem Abgotte der Königlichen die Rede, von Louis XIV — »der Monarch, der ſo lange geherrſcht hat, exiſtirt nicht mehr. Er hat viele Leute von ſich ſprechen gemacht, ſo lange er lebte; bei ſeinem Tode verſtummte Alles. Glaube aber ja nicht, daß dies Ereigniß nur moraliſche Reflexionen hervorgerufen habe. Jeder hat an ſeine Geſchäfte gedacht und wie er es machen müſſe, um aus der Aenderung den größten Nutzen zu ziehen.« (lettre 93).

Noch auffallender aber ſind die folgenden Bemerkungen: »Die Miniſter folgen und zernichten ſich hier wie die Jahreszeiten. Seit drei Jahren habe ich viermal das Finanzſyſtem ändern ſehen. — Von dem Augenblicke, wo der verſtorbene König die Augen ſchloß, dachte man daran eine neue Adminiſtration einzurichten. Man fühlte, daß man ſich unbehaglich befand, aber man wußte nicht, was thun, um beſſer zu ſein.« (lettre 138). Dieſe Syſtemänderungen, dieſe Miniſterkriſen

hatten damals viel bedeutendere Folgen als gegenwärtig. Es gibt kein Land in der Welt, wo das Glück (la fortune — das Vermögen) so unbeständig ist als in diesem hier. Es haben alle zehn Jahre Revolutionen statt, die den Reichen ins Elend stürzen, und die den Armen mit raschen Flügeln zu den höchsten Reichthümern erheben.« (lettre 99)

Diese Bemerkungen Montesquieu's beweisen, außer seiner geistreichen Beobachtung, daß die Franzosen vor hundert Jahren ungefähr dieselben waren, die sie heute sind. Sie beweisen noch mehr, daß wenn in ihrem Charakter, in ihren Verhältnissen, in ihren Zuständen durch die Revolution und ihre Folgen eine Aenderung statt gefunden hat, diese eher zu ihrem Vortheile, als zu ihrem Nachtheile ausgefallen ist. Die Mode hat einen ernsteren Ton angenommen, der Franzose würde sich die Gesetze des Auslandes nicht mehr gefallen lassen. Die Ministerkrisen sind ungefähr so häufig wie zu Zeiten Montesquieu's, nur sind sie nicht mehr, wie zu Zeiten Montesquieu's, im Stande, die Finanzsysteme und mit diesen das Vermögen der Bürger mit in den Strudel herabzuziehen. Was aber am klarsten aus den feinen und so treffenden Bemerkungen Montesquieu's hervorgeht, ist, daß das Lamm unten am Bache dem Wolfe oben das Wasser nicht trüben konnte. Ich meine: man darf, nachdem man Montesquieu und noch ein paar andere französische Schriftsteller gelesen hat, weder die Revolution von 1789 noch die von 1830 noch die von 1848, weder die Verfassungen noch die Volkssouveränität, weder die constitutionelle Monarchie noch die Republik dafür verantwortlich machen, daß die Franzosen noch heute nach der gloire tanzen, daß die Minister sich bei ihnen

wie die »Jahreszeiten folgen und verſchlingen«, daß die Franzoſen ſich »unbehaglich fühlen, aber nicht wiſſen wie's beſſer machen.« Wie geſagt, der Bach unten iſt nicht trüber als er oben war, im Gegentheile; und ſomit ſind die Revolution, die Verfaſſung, die Volksvertretung, die conſtitutionelle Monarchie und die Republik in dieſer Beziehung ſo unſchuldig wie das Lamm in der Fabel. —

Bei andern Völkern würden dieſelben Ereigniſſe und Inſtitutionen, die in Frankreich unſchuldigerweiſe für gewiſſe Zuſtände und Moden verantwortlich gemacht werden, ganz andere Folgen gehabt haben. Montesquieu ſelbſt würde dies gewiß nicht beſtreiten, denn er weiß ſehr wohl, daß bei den verſchiedenen Völkern dieſelben Urſachen, oder beſſer dieſelben Wirkungen und Ereigniſſe oft ganz entgegengeſetzte Folgen haben. In ſeinen »perſiſchen Briefen« iſt auch einmal von Deutſchland die Rede, und bei der Gelegenheit ſagt er: »Deutſchland iſt nur noch ein Schatten des erſten Reiches; aber, ich glaube, es iſt die einzige Macht auf dieſer Erde, die durch Zerſplitterung nicht geſchwächt wurde; die einzige, glaube ich weiter, die durch ihre Verluſte erſtarkt, und die, langſam in der Ausbeutung ihrer Erfolge, aus ihren Niederlagen unüberwindlich hervorgeht.« — (lettre 136). Hoffen wir, daß, wie wahr dieſe Bemerkung für die Zeiten Montesquieu's war, ſie eben ſo für unſere Zeiten die Auferſtehung des deutſchen Volkes, »langſam in der Ausbeutung ſeiner Erfolge, aus ſeinen Niederlagen unüberwindlich hervorgehend«, mit prophetiſchem Geiſte verkündet.

Die Lettres persannes ſind das Buch, in dem der ſchöne Geiſt, das edle Gemüth, die feine Beobachtungsgabe Mon-

tesquieu's in ihrer ganzen Reinheit angedeutet ſind. Das Alles iſt aber gleichſam nur als Blüthe da, und wohl deswegen ſo ſchön. Die Frucht hatte ſpäter oft einen herben Beigeſchmack. Das Werk ſelbſt iſt ohne größere Bedeutung, aber es verſpricht unendlich viel, es läßt ahnen, wie tief und klar der Brunnen war, aus dem es geſchöpft wurde. Trotz all dem aber würde es ohne ſeine Nachfolger doch nur eine Zeitfliege geweſen ſein, und erhält erſt durch jene ſeine ganze Bedeutung, ſein hohes Intereſſe.

III.

Roms Größe und Untergang.

1.

Montesquieu gehörte zu den Charakteren, die lange jung bleiben. Seine »persischen Briefe« haben oft einen Blüthenstaub der Gedanken, der Ansichten und Welthoffnungen, die den Jüngling zu verrathen scheinen; und doch hatte Montesquieu bereits das reife Mannesalter (32 Jahre) erreicht, als er dieselben veröffentlichte. Sein zweites Werk, die erste Frucht jener schönen Blüthe, das 13 Jahr später erschien, ist dann die Arbeit eines vollkommen gereiften Mannes, der eine Menge seiner schönsten Jugendansichten halbwegs für Träume halten zu dürfen scheint. O, es ist ein Elend und doch wieder eine gottwürdige Wohlthat um die Eitelkeit der Menschen, die stets, trotz allen Scheines des Gegentheils, was sie besitzen, für das Höchste, was sie nicht haben, für nicht des Redens werth halten. Die Jugend spottet der kalten Erfahrung des Alters, das Alter belächelt die kecke Logik der Jugend. Das größte Unglück des Alters aber ist die Sucht, recht praktisch sein zu wollen. Diese Prosa des Denkens und Strebens treibt die Menschen meist, die Ereignisse als solche, abgerissen, er-

klären zu wollen. Der praktiſche Mann ſucht die Urſache für jede Folge, und vergißt meiſt, daß dieſe Folge ſelbſt nur ein Blatt des großen Baumes iſt, deſſen Wurzeln tief unten im Boden liegen. Die Jugend ſieht mit ungewaffnetem Auge, und überblickt dann meiſt ein Ganzes; das Alter ſetzt die Brille auf, oder, wenn's ſeiner Sache recht ſicher ſein will, nimmt eine Luppe vor, und findet dann die feinen Faſern, die das Blatt durchziehen; — aber es ſieht nicht mehr den Stamm, und vergißt nur gar zu oft ſeine Wurzeln. Vom Walde gar nicht zu reden.

In den lettres persannes begegnen wir der kecken Logik, den ſcharfen mitleidloſen Grundſätzen der Jugend; in dem Werke Montesquieu's über Rom [1]) dem praktiſchen Manne, der zwar ſeine durchgreifenden Grundſätze nicht vergeſſen hat, der ſie aber nur ſelten noch an die Ereigniſſe anzulegen wagt.

Das Hauptcapitel ſeines Werkes über die »Größe und den Verfall« Roms iſt dasjenige, in dem er die Mittel darzuſtellen ſucht, durch welche Rom zur Herrſchaft über die Welt gelangte. [2]) Es iſt daſſelbe zu bedeutend, um es hier nicht großentheils zu überſetzen.

»Im Laufe ſo großen Glückes, in dem man gewöhnlich ſich vernachläſſigt, handelte der Senat ſtets mit derſelben Umſicht; und während die Heere Alles in Erſtaunen ſetzten, hielt der Senat an der Erde, was er niedergeworfen fand.«

»Er warf ſich als Gericht auf, das über alle Völker urtheilte. Am Ende jedes Krieges entſchied er

[1]) Considérations sur les causes de la grandeur des Romains et de leur décadence.

[2]) Chap. VI.

über die Strafe oder den Lohn, die jedes verdient hatte. Er nahm dem beſiegten Volke einen Theil ſeiner Domainen, um ihn ſeinen Bundesgenoſſen zu geben. Er erwirkte zweierlei hierdurch, er feſſelte an Rom Könige, die es wenig zu fürchten und von denen es viel zu hoffen hatte, und er ſchwächte andere, von denen es Nichts zu hoffen und Alles zu fürchten hatte.«

»Man bediente ſich der Bundesgenoſſen, um mit ihnen den Feind zu bekriegen. Vor allem aber zerſtörte man die Zerſtörer. Philipp wurde mit Hülfe der Aetolier beſiegt, die dann ſpäter zernichtet wurden, weil ſie ſich Antiochus angeſchloſſen hatten. Antiochus wurde beſiegt mit Hülfe der Rhodier; aber nachdem man ihnen den glänzendſten Lohn gegeben hatte, demüthigte man ſie für immer unter dem Vorwande, daß ſie verlangt hätten, man ſolle mit den Perſern Friede ſchließen.«

»Wenn ſie mehrere Feinde zugleich hatten, ſo ſchloſſen ſie einen Waffenſtillſtand mit dem ſchwächern, der ſich glücklich ſchätzte, ihn erlangt und ſeinen Untergang verſchoben zu haben.« —

»Wenn man in einen großen Krieg verwickelt war, ſo ſchwieg der Senat bei allen Beleidigungen und harrte in Ruhe der Zeit, wo er ſie beſtrafen könne.« ...

»Da ſie ihren Feinden unberechenbare Uebel zufügten, ſo bildeten ſich ſelten Bündniſſe gegen ſie; denn wer der Gefahr ferne ſtand, hatte nicht Luſt, ſich ihr zu nähern.«

»Deswegen wurden ſie ſelten angegriffen, ſondern konnten im Gegentheile Zeit und Ort und ihre Gegner wählen. Und von allen Völkern, die ſie angriffen, waren gewiß wenige, die nicht alle möglichen Beleidigungen ertragen hätten, wenn man ſie in Frieden gelaſſen.«

»Ihre Gewohnheit war, stets als Herrn und Gebieter zu sprechen. Die Gesandten, welche sie zu Völkern, die ihre Macht noch nicht gefühlt hatten, schickten, konnten sicher sein, mißhandelt zu werden. Was dann eine gute Veranlassung war, einen neuen Krieg zu beginnen.«

»Da sie nie ernstlich Frieden machten, und da, in der Absicht Alles zu überziehen, ihre Verträge nichts als Waffenstillstände waren, so fügten sie denselben Bedingungen bei, die stets damit anfingen den Staat zu zernichten, der sie annahm. Sie verlangten, daß die Besatzungen die Festungen verließen, oder beschränkten die Zahl der Truppen, oder ließen sich die Pferde und Elephanten ausliefern. Seemächte zwangen sie ihre Schiffe zu verbrennen, oder ins Innere des Landes zu ziehen.«

»Nachdem sie die Heere eines Fürsten zerstört hatten, zernichteten sie seine Finanzen durch Tribute.« . . .

»Wenn sie mit einem Prinzen Friede schlossen, so nahmen sie seine nächsten Verwandten als Geißel, die ihnen dann das Mittel gaben, nach Belieben die Ruhe des Reiches zu stören.« . . . .

»Wenn ein Prinz eines Volkes sich gegen seinen Souverain empört und landesflüchtig geworden war, so gaben sie ihm erst den Titel eines römischen Bundesgenossen, wodurch sie ihn geheiligt und unangreifbar machten, so daß es keinen König gab, der, wie mächtig er auch sein mochte, vor seinen eignen Unterthanen und seiner Familie sicher war.«

»Obgleich der Titel eines Bundesgenossen eine Art Dienstbarkeit war, so war er dennoch sehr gesucht; denn man war sicher, daß man nur ihren Beleidigungen ausgesetzt war, und man durfte hoffen, daß sie geringer

ſeien. So gab es keine Dienſtleiſtungen, keine Demüthigungen, deren man ſich nicht unterwarf um ihn zu erlangen.« —

»Sie hatten verſchiedene Arten von Bundesgenoſſen. Die Einen waren mit ihnen verbunden durch ihre Privilegien und eine Theilnahme an ihrer Größe, wie die Lateiner und die Herniker; andere durch ihre Gründung ſelbſt als Colonien; einige durch Wohlthaten, wie Maſiniſſa, Eumenes, Attalus, die ihnen ihre Macht und ihre Vergrößerung verdankten; andere durch freie Verträge: dieſe wurden dann durch den langen Gebrauch der Allianz ſelbſt zu Unterthanen, wie die Könige von Aegypten, Bithynien, Cappadocien und die Mehrzahl der griechiſchen Städte. Mehrere endlich durch erzwungene Verträge und ihre Unterjochung, wie Philipp und Antiochus; denn ſie ſchloſſen keinen Frieden mit einem Feinde, der kein Bündniß enthielt. Das heißt, ſie unterwarfen kein Volk, das ihnen nicht dazu diente, andere zu unterwerfen.«

»Wenn ſie einer Stadt ihre Freiheit ließen, ſo ſorgten ſie dafür, daß in derſelben zwei Parteien entſtanden: eine, die die Geſetze und die Freiheit des Landes vertheidigte, und eine zweite, die den Willen Roms für das höchſte Geſetz anerkannte. Und da dieſe letztere Faction ſtets die mächtigere war, ſo ſieht man wohl, daß eine ſolche Freiheit nur ein leerer Klang war.« —

»Manchmal bemächtigten ſie ſich eines Landes unter dem Vorwande einer Erbfolge. Sie kamen nach Aſien, Bithynien, Libyen durch die Teſtamente des Attalus, des Nikomedes und des Apion; und Aegypten wurde unterjocht durch das des Königs von Cyrene.«

»Um die großen Fürſten ſtets klein zu erhalten, widerſetzten ſie ſich, daß ſie mit denjenigen ein Bündniß ſchloſſen, die ſchon römiſche Bundesgenoſſen waren, und da ſie keinem Nachbarn der mächtigen Fürſten ihre Bundesgenoſſenſchaft verweigerten, ſo ließ den Letztern dieſe Bedingung, die ſie in ihre Friedensſchlüſſe einſchalteten, keine Bundesgenoſſen.«

»Sobald ſie irgend einen bedeutenden Fürſten beſiegt hatten, ſetzten ſie in den Friedensſchluß, daß er keinen Krieg gegen die römiſchen Bundesgenoſſen unternehmen dürfe, ſondern ſeine Streitigkeiten durch Schiedsrichter entſcheiden laſſe, — wodurch ſie ihn für die Zukunft der Militairmacht beraubten.«

»Und um ſich dieſe Macht ganz vorzubehalten, ſprachen ſie dieſelbe ſogar ihren Bundesgenoſſen ab. Sobald ſich der geringſte Zwiſt zwiſchen dieſen erhob, ſchickten ſie Geſandte zu ihnen, die ſie zwangen Friede zu halten. Man braucht nur zu ſehen, wie ſie den Kriegen des Attalus und des Pruſias ein Ende machten.« —

»Wenn ein Fürſt eine Eroberung machte, die oft ihn ſelbſt entkräftet hatte, ſo ſtellte ſich meiſt ein römiſcher Geſandter ein, der ſie ſeinen Händen wieder entriß. Unter tauſend Beiſpielen genügt es, ſich zu entſinnen, wie ſie Antiochus mit Einem Worte aus Aegypten austrieben.«

»Da ſie wußten, wie tüchtig die europäiſchen Völker zum Kriege waren, ſo ſtellten ſie ein Geſetz auf, daß keinem aſiatiſchen Könige erlaubt ſei, in Europa einzudringen, und hier irgend ein Volk zu unterjochen. Die Haupturſache ihres Krieges mit Mithridates war, daß er gegen dieſen Befehl es gewagt hatte, einige Barbarenvölker zu unterwerfen.«

»Wenn ſie ſahen, daß zwei Völker, ob ihre Verbündeten oder nicht, ob betheiligt oder unbetheiligt an dem Streite, ſich bekämpften, ſo unterließen ſie nie auf der Kampfbühne zu erſcheinen und für den Schwächern Partei zu nehmen. Das war, ſagt Dionyſius von Halikarnaſſus, ein alter Brauch der Römer, daß ſie ſtets ihre Hülfe Allen zugeſtanden, die ſie in Anſpruch nahmen. . . .

»Aber ihr Hauptgrundſatz hieß: Theile. Die Achäiſche Republik beſtand aus einer Verbindung von freien Städten; der Senat erklärte, daß in Zukunft jede Stadt ſich nach ihren eignen Geſetzen, ohne von einer gemeinſamen Autorität abhängig zu ſein, regieren ſolle.«

»Eben ſo handelten ſie der Böotiſchen Republik gegenüber. . . .

»Sie machten nie Kriege in fernen Ländern, ohne Verbündete in der Nähe ihres Feindes geſucht und gefunden zu haben, die ihre eigne Armee unterſtützen könnten. Dieſe ſelbſt war nicht groß, aber ſie hatten ſtets in der Nähe eine zweite ſchlagfertige Armee und in Rom eine dritte. So wagten ſie nur einen kleinen Theil ihrer Macht, während der Feind ſeine ganze Macht einſetzte.«

»Manchmal mißbrauchten ſie die Spitzfindigkeit der Ausdrücke ihrer Sprache. Sie zerſtörten Carthago, indem ſie ſagten, daß ſie zwar die Cité, aber nicht die Stadt beſtehen zu laſſen verſprochen hätten. Man weiß, wie die Aetolier, die ihnen Glauben geſchenkt hatten, von ihnen getäuſcht wurden. Die Römer behaupteten, daß die Worte »ſich auf Treu und Glauben einem Feinde ergeben« den Verluſt einer Menge Sachen, Perſonen, Län-

bereien, Städte, Tempel und der Gräber ſelbſt nach ſich zögen.«

»Sie konnten ſelbſt einem Vertrage eine willkürliche Deutung geben; ſo ſagten ſie, als ſie die Rhodier demüthigen wollten, daß ſie ihnen Lycien nicht zum Geſchenk, ſondern zum Freunde und Bundesgenoſſen gegeben hätten.«

»Wenn einer ihrer Generale Frieden ſchloß, um ein Heer zu retten, das im Begriffe ſtand zernichtet zu werden, ſo beſtätigte der Senat denſelben nicht, zog allen möglichen Nutzen aus ihm, und ſetzte den Krieg fort.« . . .

»Manchmal ſchloſſen ſie mit einem Fürſten unter leidlichen Bedingungen Frieden; und waren dieſe Bedingungen erfüllt, ſo fügten ſie ſolche hinzu, die ihn zwangen den Krieg wieder anzufangen. . . .

»Endlich urtheilten ſie über die Könige wegen ihren Privatverbrechen. Sie hörten die Klagen Aller an, die etwas gegen Philipp vorzubringen hatten, und ſie ſchickten Geſandte aus, um ihnen Recht zu verſchaffen. Sie ließen Perſien vor ihnen wegen Mordthaten und Streitigkeiten gegen Bürger alliirter Städte anklagen.«

»Da man von dem Gold und Silber, das ein General in ſeinen Triumphen zeigte, auf ſeine Siege ſchloß, ſo ließen ſie dem beſiegten Feinde Nichts. Rom wurde immer reicher, und jeder Krieg ſetzte es in den Stand einen neuen anzufangen.«

»Herren der Welt, ſprachen ſie ſich alle Schätze zu. Als Eroberer war dieſe Sucht weniger ungerecht, als wenn ſie ſich dieſelben als Geſetzgeber zuſprachen; da ſie erfuhren, daß Ptolemäus, König von Cypern, unendliche

Reichthümer beſitze, erließen ſie auf den Antrag eines Tribuns ein Geſetz, durch das ſie ſich die Erbſchaft eines lebenden und die Güterconfiscation eines verbündeten Fürſten zuſprachen.«

»Bald nahm die Habſucht der Privatleute, was die öffentliche Geldſucht übrig gelaſſen hatte. Die Richter, die Statthalter verkauften den Fürſten ihre Gerechtigkeit.« ...

»Nichts aber nützte Rom mehr als die Ehrfurcht, die es der Welt aufdrang. Es zwang erſt die Könige zum Schweigen, und machte ſie gleichſam dumm. (Elle les rendit comme stupides.) Es handelte ſich nicht um den Grad ihrer Macht, ſondern ihre Perſon ſelbſt war angegriffen. Einen Krieg wagen, hieß der Gefangenſchaft, dem Tode, der Schmach des Triumphes trotzen. So wagten die Könige, die im Glanze und Ueberfluß lebten, keinen Blick auf das römiſche Volk zu werfen, und hofften von ihrer Geduld und ihrer Demuth einen Aufſchub der Leiden, die ihnen drohten.«

»Bemerket, ich bitte Euch, das Benehmen der Römer. Nach der Niederlage des Antiochus waren ſie Meiſter von Afrika, Aſien und Griechenland, ohne daß faſt eine einzige Stadt ihr Eigenthum war. Es ſchien, als ob ſie nur eroberten um zu geben; aber ſie blieben ſo die Herren, daß, ſo oft ſie gegen einen Fürſten einen Krieg unternahmen, ſie ihn gleichſam durch das Gewicht der ganzen Welt erdrückten.«

»Es war noch nicht Zeit ſich der eroberten Länder zu bemächtigen (!) Wenn ſie die Städte, die ſie Philipp entriſſen, behalten hätten, würden ſie den Griechen die Augen geöffnet haben. Wenn, nach dem zweiten puniſchen Kriege, oder dem gegen Antiochus, Rom in

Afrika und Asien das Land hätte behalten wollen, würde es nie im Stande gewesen sein, so wenig sichere Eroberungen zu erhalten.«

»Es war nöthig, daß man wartete bis alle Nationen sich daran gewöhnt hatten, frei und als Bundesgenossen zu gehorchen, ehe man ihnen als Unterthanen gebieten und sie nach und nach der römischen Republik einverleiben konnte.« —

»Sehet den Vertrag den sie mit den Lateinern nach dem Siege am See Regillus abschlossen. Er war eines der Hauptfundamente ihrer Macht. Man findet in demselben kein Wort, das die Absicht der Herrschaft verriethe (qui puisse faire soupçonner l'empire).

»Es war dies eine langsame Art zu erobern. Man besiegte ein Volk und man begnügte sich es zu schwächen. Man drang ihm Bedingungen auf die es langsam untergruben; wenn es sich wieder erhob, so erniedrigte man es desto mehr, und es wurde Unterthan, ohne daß man eine Epoche seiner Unterjochung angeben könnte.«

»So war Rom nicht eigentlich eine Monarchie oder Republik, aber das Haupt eines Leibes, aus allen Völkern der Welt gebildet.«

»Wenn die Spanier, nach der Eroberung Mexiko's und Peru's diesen Plan verfolgt hätten, würden sie nicht gezwungen gewesen sein, Alles zu zernichten, um sich Alles zu erhalten.«

»Es ist Unsinn, wenn der Eroberer allen Völkern seine Gesetze und Gebräuche aufdringen will. Das ist zu nichts gut; denn unter allen Arten von Regierungen ist man fähig zu gehorchen. Aber Rom, das keine allgemeinen Gesetze aufdrang, gab den Völkern unter sich keine ge-

fährlichen Verbindungsmittel; sie bildeten nur durch ihren gemeinsamen Gehorsam einen Leib, und ohne Mitbürger zu sein, waren sie alle Römer.« — — —

2.

Ich nehme einen Augenblick an, daß Montesquieu die römische Geschichte vollkommen richtig auffaßt, daß er das Benehmen der Römer bis in seine Einzelnheiten hinein der Wahrheit gemäß dargestellt habe. Ich fühle keinen Beruf, hier mit ihm als Geschichtschreiber zu rechten, sondern will nur seine publicistischen Grundsätze auf die Wage legen, die er selbst anderswo als die richtige anerkennt. Ich habe absichtlich die Einzelnheiten in dem Benehmen der Römer, wie Montesquieu es darstellt, herausgehoben, und aus einer Zusammenstellung derselben läßt sich ein dreifaches Ergebniß ziehen. Nämlich erstens, daß die Römer oft der strengen Gerechtigkeit huldigten; zweitens, das sie meist mit Umsicht, Klugheit und Kraft handelten; drittens, daß sie nicht selten sich offenbare Ungerechtigkeit zu Schulden kommen ließen. —

Der Gerechtigkeit gemäß war es wenn sie in einer Art Gericht über die Völker urtheilten; wenn sie die Zerstörer zerstörten; wenn sie die kleinen Fürsten gegen die großen, die schwachen Völker gegen die starken in Schutz nahmen; wenn sie dieselben zwangen, Friede zu halten; wenn sie sie veranlaßten ihre Streitigkeiten durch Schiedsgerichte entscheiden zu lassen; wenn sie sich gegen die Eroberer erklärten; wenn sie den Asiaten verboten in Europa einzudringen, und die Barbaren zu unterjochen; wenn sie ihre Hülfe Allen zugestanden, die sie anflehten; wenn sie

endlich ſuchten, ſich durch Privilegien, durch die Theilnahme an ihrer eignen Größe, durch Wohlthaten und durch Verträge Bundesgenoſſen zu verſchaffen, zu erhalten und ſo ihre Macht und ihren Einfluß zu vermehren. —

Es war klug, kräftig und der Gerechtigkeit nicht widerſprechend, wenn Rom ſtets mit Umſicht handelte; wenn es der rechten Zeit harrte; wenn es die Starken bekriegte und mit den Schwachen Friede ſchloß; wenn es Verbündete in der Nähe ſeiner Feinde ſuchte; wenn es mit Einem Worte ſich ſo benahm, daß es der Welt Ehrfurcht einflößte und Achtung aufdrängte.

Es war ungerecht, wenn Rom als Herr und Meiſter auftrat; wenn es ſich der flüchtigen Fürſten bediente, um die innern Verhältniſſe ihres Landes zu verwirren; wenn es durch Unterjochung und Gewalt die Zahl ſeiner Bundesgenoſſen zu vermehren ſuchte, wenn es die Friedensbedingungen dazu benutzte, um den beſiegten Feind zu zernichten; wenn es ſelbſt ſeine Sprache mißbrauchte, um durch ihre Spitzfindigkeiten ſeine Treuloſigkeit zu beſchönigen; wenn es den Verträgen einſeitig eine Rom günſtige, dem Gegner ungünſtige Deutung gab; wenn es ſich des elendeſten Vorwandes bediente, um ſich eines Landes zu bemächtigen; wenn es den Grundſatz »Theile um zu herrſchen« überall anzuwenden ſuchte; wenn es ſeine beſiegten Feinde durch ſeine Tribute ausſaugte; wenn es endlich ſeine Goldgier ſo weit trieb, daß ihm alle Mittel gerecht waren, die ihm erlaubten dieſelbe zu befriedigen.

Die Frage iſt nur: Welche von dieſen Mitteln, ob die, die der Gerechtigkeit gemäß waren, ob die, die ihr offen Hohn ſprachen, es ſind, die die Macht Roms begründet haben? —

Montesquieu, der hier wunderbarer Weise mit seinem Gegenfüßler Machiavel fast auf der gleichen Höhe steht, scheint der Ansicht zu sein, als ob die einen und die anderen Mittel gleich nothwendig und gleich nützlich gewesen. Er führt sie an, eines nach dem andern, und aus der ganzen Haltung dieser Schilderung selbst geht hervor, daß er sie sämmtlich für gleich zweckdienlich hält.

Die Römer selbst waren anderer Ansicht, denn sie huldigten, selbst da wo sie offenbar im Unrechte waren, dem Geiste der Gerechtigkeit. Sie nahmen ihre Zuflucht zur Lüge, sie suchten alle möglichen Scheinvorwände, eine Erbschaft, das Verbrechen eines Königs, eine Sprachspitzfindigkeit ꝛc. ꝛc. hervor, um durch sie ihr Unrecht zu beschönigen. Sie thaten dies, als sie in ihrer höchsten Macht standen und überall siegreich waren. Und wahrlich, sie thaten es nicht aus innerem Rechtsgefühl, sondern aus Klugheit, und zwar weil sie wußten, daß selbst der Schein der Gerechtigkeit immer noch eine Macht sei, ob auch nur Schein und Schatten des Geistes dem sie zu huldigen sich gezwungen fühlten.

In der Regel aber waren sie gerechter als alle damals herrschenden Völker. »Ihre Beleidigungen waren geringer als die Anderer«; »sie eroberten um zu geben«; — »der Friede mit den Lateinern enthält kein Wort, das die zukünftige Herrschaft ahnen läßt«; — »sie herrschten in Asien, Afrika und Griechenland, ohne daß eine einzige Stadt ihr Eigenthum war.« Montesquieu setzt hinzu: »Die Zeit war noch nicht gekommen, sich der eroberten Länder zu bemächtigen.« Machiavel denkt ungefähr ebenso. Wer aber in der Geschichte Ursache und Wirkung sieht, wer jene dort zu finden weiß wo sie liegt,

wie weit sie auch oft von dieser entfernt erscheint, der wird sich in der Geschichte Roms bald überzeugen, wie der Untergang seiner Macht von dem Augenblicke an unabweislich war — wie er an dem Tage entschieden wurde, an dem die Römer glaubten, »daß die Zeit gekommen, sich der eroberten Länder zu bemächtigen.« Die Eroberung Galliens schuf das Kaiserreich, die erste Strafe Roms, und das Kaiserthum führte zum Untergange der Stadt, dem letzten Gerichte der Weltbeherrscherin.

Die Ursachen aber, die die Römer glauben machten, daß die Zeit gekommen, sich der eroberten Länder zu bemächtigen, liegen wieder in den ungerechten Mitteln, die sie anwendeten, ihren Einfluß zu sichern.

Die Tribute, die sie ihren besiegten Feinden auflegten, zerstörten die Einfachheit der Sitten, die verhältnißmäßige Gleichheit der Lebensbedingungen der verschiedenen Bürger Roms, vermehrten die Ungleichheit, und wurden so der erste Anstoß zum Verderben und endlichen Umsturze der inneren Verfassung des Staates. Das gewonnene Gold schrie um Rache, d. h. es kitzelte die Goldgier der Römer und veranlaßte sie, den Mitteln, diese Gier zu befriedigen, immer mehr, überall und auf alle Weise nachzustreben. Im Innern führte dies die Aussaugung der Plebs durch die Patrizier, nach Außen hin die Raubpolitik des römischen Staates der ganzen Welt gegenüber herbei. Nach und nach zernichtete dann der Erfolg selbst, mit dem die Römer eine Zeitlang ihre Gier nach den Schätzen der Welt befriedigen konnten, alle Kraft und alle höheren Gefühle des Volkes, und somit die nothwendige Bedingung des Bestehens, die Grundfesten ihrer Macht.

Die ungerechten Vortheile, die sie aus ihren oft ge-

rechten Kriegen zu ziehen wußten, ließen sie bald den Krieg um seiner Folgen willen suchen. Die Patrizier hofften ihre Reichthümer durch die Kriegsbeute zu vermehren, die Plebs ihre Schulden zu zahlen. Daher entstand dann die Politik der Kriege aus Habsucht, der Kriege, zu denen man auf alle Weise die unhaltbarsten Vorwände herbeizuschaffen suchte. So wurde es Grundsatz: »Theile um zu herrschen.« Aber dieselbe Politik der ungerechten Vorwände zur Durchsetzung ihrer ungerechten Forderungen wurde auch in den innern Verhältnissen nach und nach die Regel, und wie die Römer immer weiter nach Außen mit derselben Alles niederschmetterten, so zernichteten die Parteien im Innern mit ihr das Rechtsgefühl, die öffentliche Ehrbarkeit, den Bürgermuth, den freien Mannesstolz. Derselbe Grundsatz: »Theile um zu herrschen!« mit dem sie die Welt besiegten, war auch das Mittel mit dem Cäsar Rom unterjochte, die letzten Wurzeln seiner alten Freiheit ausrottete, es in eine Bahn hineinlenkte, auf der keine Rückkehr mehr möglich war, und die, wie strahlend und glänzend sie auch eine Zeitlang noch erscheinen mag, doch nothwendig und in immer raschern Sätzen dem mitleidlosen und unwiderruflichen Untergange zuführte.

Wer nicht nach dem äußern Scheine urtheilt, der sieht schon in dem glänzenden Kaiserreiche selbst den Untergang Roms. Nicht mehr die Bürger Roms waren es, die das Geschick der Weltstadt entschieden; nur die gallischen und germanischen Hülfstruppen Cäsars machten es dem, von dem die »Kaiser« ihren Namen borgten, möglich, Rom zu unterjochen. Die Schätze, um derentwillen Rom sich selbst geopfert, für die es seinen Ruhm, seine Macht, seine Kraft und seine Zukunft eingesetzt hatte, dienten bald nur dazu,

die fremden Miethsvölker zu solden. Nach und nach wurde das Fremde immer mächtiger in Rom, und selbst die Mode unterwarf sich dem Auslande. Das blonde Haar der Germanen und die Zungenfertigkeit der Gallier herrschten in den innern Cirkeln, in den »Salons« — wenn ich's so nennen darf — des kaiserlichen Roms. Die Kaiser selbst waren bald keine Römer mehr, und schon ehe die fremden Soldaten den Purpur an den Meistbietenden losschlugen, hatten die fremden Kaiser die bitterste Rache an den Söhnen der Unterjocher ihres Vaterlandes genommen. »Jeder Kaiser führte Etwas aus seinem Lande in die Gesetze Roms ein, entweder für die Lebensweise, oder für die Sitten, oder für die Polizei, oder für die Religion. Und Heliogabal ging gar so weit, alle Gegenstände der Verehrung in Rom zerstören, alle Götter aus ihren Tempeln herausnehmen, und sie durch die Seinigen ersetzen zu lassen.« [1])

So wurde Rom, Stück für Stück, moralisch zerstört, bis es dann zuletzt auch, Stück für Stück, physisch zernichtet wurde. Das Kaiserthum war die strahlende Buß- und Marterkrone des alten Roms; es war die Vollstreckung des gräßlichen Urtheils des Geschickes, nach dem das Weltreich erst von Innen nach Außen faulte.

Alles Menschenwerk, wie der Mensch selbst, trägt nothwendig den Keim des Unterganges in sich; bei den Völkern wird die gute Eigenschaft oft durch die schlechte gehoben und gehalten. »Die Völker haben ebenso wie die Menschen die Tugenden ihrer Laster und die Laster ihrer Tugenden.« Aber das darf uns nicht verhindern, beide bei ihrem rechten Namen zu nennen; das darf uns nicht

[1]) Montesquieu XVI.

abhalten, zu suchen, ob der Keim des Lebens in dem Laster oder in der Tugend, ob der Keim des Todes in der edlern oder unedlern, in der Gott- oder in der Thiernatur des Menschen liegt. —

3.

Wer die Geschichte Roms, wie die der ganzen Welt, aus einem höheren Gesichtspunkte zu überschauen sucht, der wird sich bald überzeugen, daß das Unrecht stets den Keim der Zernichtung in sich trägt; daß das Laster als Rostflecken der Tugend, wo es sich festsetzt, diese nach und nach durchfrißt. Montesquieu ahnet dies noch oft in seinem Werke über Rom; aber er ist sich dieses leitenden Gedankens nicht mehr klar bewußt, er verliert diesen Faden der allein durchs Labyrinth der Geschichte führt, und deswegen sieht er nicht mehr tief genug, um die Ursachen der endlichen Wirkungen zu entdecken.

Noch sagt er: Nicht der Zufall regiert die Welt. »Das beweisen die Römer, die beständig im Fortschreiten waren, so lange sie nach gewissen Grundsätzen regierten, und die beständig im Nachtheile waren, als sie anders dachten und handelten. Es giebt allgemeine, moralische und physische Ursachen, die in jedem Staate thätig sind, die ihn heben, ihn erhalten oder stürzen; alle zufälligen Ereignisse sind diesen Ursachen unterworfen; und wenn der Zufall einer Schlacht, d. h. eine besondere Ursache den Untergang eines Staates herbeigeführt hat, so gab es eine allgemeine Ursache, die Schuld daran wahr, daß dieser Staat durch eine einzige Schlacht zu Grunde gerichtet werden konnte. Mit Einem Worte: Das Wesen des Ganzen (l'allure principale) bedingt die besondern Zufälle.« (Chap. XVIII). Auch

auf die Römer wendet er diese Ansicht noch im Allgemeinen an: »Die Römer gelangten dazu, allen Völkern zu gebieten, nicht nur durch ihre Kriegsweise, sondern auch durch ihre Vorsicht, ihre Klugheit, ihre Beständigkeit, ihre Liebe zu Ruhm und Vaterland. Als unter den Kaisern alle diese Tugenden verschwanden, blieb ihnen nur noch die Kriegskunst, mit der sie trotz der Schwäche und der Tyrannei ihrer Fürsten, erhielten, was sie erobert hatten; aber als die Corruption auch das Heer ergriff, wurden sie die Beute aller Völker.« (Chap. XVIII.)

Diese Ansicht aber schwebt Montesquieu nur dunkel vor; er ist davon nicht durchdrungen, und sobald er ans Werk geht, um die Ereignisse in der Geschichte Roms zu beurtheilen, bleibt er am Einzelnen kleben und verliert die Uebersicht des Ganzen. Er kann glauben, daß die Römer durch den Zufluß des Geldes in Rom erstarkt seien, und daß sie dann später schwächer wurden, weil dies Geld als Sold oder Geschenke in die Hände der Barbaren überging. [1])

Die logische Schlußfolgerung ist hier eine vollkommen umgekehrte. Die Römer entarteten, wurden entnervt und geschwächt, weil aller Reichthum der ganzen Welt in Rom zusammenfloß; sie verloren dann ihre Schätze, ihr Gold wieder, weil sie durch diesen Reichthum selbst entnervt und entmannt worden waren. —

Auf diesem Wege ist es natürlich, daß Montesquieu, am Ziele angekommen, seinen Ausgangspunkt wieder aus dem Auge verloren hat. Wir hörten ihn so eben sagen,

[1]) Et comme ils s'étaient agrandis parce que l'or et l'argent de tous les rois étaient portés chez eux, ils affaiblirent, parce que leur or et leur argent étaient portés chez les autres. Chap. XVIII.

daß nicht der Zufall die Welt regiere, und daß die römische Geschichte ins Besondere beweise, wie Vorsicht, Klugheit, Beständigkeit, Liebe zum Vaterlande, wie Tugenden die Römer zu den Herren der Welt gemacht hätten. Und beim Schlusse der Geschichte Roms angekommen, auf den Ruinen des Weltreichs ruft er dann aus: »Das war das Ende des abendländischen Reiches. Rom vergrößerte sich weil es nur successive Kriege hatte, da jede Nation, durch ein unbegreifliches Glück (par un bonheur inconcevable), es erst angriff, wenn die andere zernichtet war. Rom wurde zerstört, weil alle Völker es zugleich angriffen, und von allen Seiten eindrangen.« [1]) Mit diesen Worten schließt er seine Geschichte des Unterganges des weströmischen Reiches. Das also ist der letzte Gedanke den ihm das große Drama, das sich vor den Augen seines Geistes entwickelte und abspielte, einflößte. Es ist das um so auffallender, als er in dem Capitel in dem er die Ursachen der Größe Roms darzustellen sucht, klar beweist, woher es kam, daß die Römer das »unbegreifliche Glück« hatten, stets nur von Einem Volke angegriffen zu werden. Alle Völker fürchteten den strengen Ernst, die Kraft, die Ausdauer, den eisernen Muth und den unbesiegbaren Willen Roms. Alle konnten im Kampfe mit ihm nur verlieren. Als dieser eiserne Muth nicht mehr bestand, kehrte sich das Blatt um. Nach und nach lernten einzelne Völker einsehen, daß der Kampf mit Rom nicht mehr so gefährlich sei; und als es allen Völkern klar geworden war, daß Rom nur eine leichte Beute, stürzten sie von allen Seiten auf die Weltstadt ein, und vollzogen

[1]) Montesq. Schluß des chap. XIX.

auf ihren Ruinen die letzte Clauſel eines Urtheiles, in dem wahrlich nicht »Glück und Zufall«, ſondern »Recht und Gerechtigkeit« den Sieg davon getragen hatten.

4.

Das Prinzip, der Urgrundſatz Roms war die Tugend.[1]) Die Schändung eines ſchwachen Weibes ſtürzte den Thron der Könige; die Selbſtbeſiegung, die Verleugnung der feſteſten Blutbande, wo die Gerechtigkeit dieſelbe forderte, begründeten die Republik. Die römiſchen Heere, ſo lange ſie nur für Rom, ſeine Freiheit, ſeine Selbſtändigkeit, ſein Geſetz und ſeine gerechte Weltanſchauung fochten, waren Muſter der Mannszucht, der Selbſtverleugnung, der Aufopferung. Sie ſiegten überall, weil ſie beſſer, weil ſie tugendhafter waren. Jeder Splitter der Geſchichte Roms, der aus dieſer wunderbaren Zeit auf die Nachwelt gekommen iſt, bekundet die Geſundheit, die eiſerne Kraft der mächtigen und edeln Steineiche, die hier zum Himmel ſtrebte. Jedes Wort, das die Annalen aufbewahrt haben, iſt ein Manneswort, jeder Gedanke eine That. Und ſelbſt die Ausartung, die Rohheit der Zeit und der Zuſtände — die Schaale, bekundet noch immer den gewaltigen Kern.

Die Tugend begründete Roms Macht; — das Laſter iſt der Schatten der Tugend, und ſchleicht dieſer wie ſeinem Leibe nach. Daß wir auch auf Spuren des Laſters

[1]) Les Hébreux et les Arabes ont eu pour principal objet la religion, les Athéniens les lettres, Carthage et Tyr le commerce, Rome la vertu! Rousseau, contr. soc. I, ch. 21.

in der ältern Geſchichte Roms ſtoßen, wer würde es leugnen wollen? Aber ſie ſind eben nur der Schatten, nicht der Leib, nicht das Weſen.

Und von dem Erbe der Tugend der erſten Epoche Roms hat das Weltreich ſtets gezehrt, nachdem die Erblaſſer, die tapferen, tüchtigen Kernnaturen Altroms längſt in den Folgen der Entartung, die nach und nach aus der Macht, aus der Herrſchaft und vor Allem aus der Eroberung hervorkeimte, untergegangen waren.

Der herrſchende Grundſatz Altroms war die Tugend, und dieſer Grundſatz allein wurde die Urſache ſeiner Macht; in ihm, und ſonſt nirgends, wurzelt die Größe Roms; die aber ihre höchſte Stufe bereits erreicht hatte, ehe Rom noch über eine einzige Stadt, als ihm unterthänig, gebot. Die erobernde Republik und das überſatte und doch nie zu ſättigende Kaiſerreich ſtürzen ſchon Jahrhunderte ihrem Untergange zu, als ſie ſcheinbar noch immer höherm Glanze entgegengehen.

IV.

l'Esprit des lois.

1.

Die Lettres persannes und das Buch über die »Größe und den Verfall Roms« ſind eigentlich nur die Einleitung zu dem Hauptwerke Montesquieus: l'Esprit des lois.

Der Titel: »Der Geiſt der Geſetze«, wie unklar er auch iſt, deutet doch die Abſicht des Verfaſſers an. Montesquieu wollte in ſeinem Werke die Urſachen und die Folgen der Geſetze, den innern Zuſammenhang der zwiſchen allen Lebensbedingungen der Völker und ihrer vorzüglichſten Lebensäußerung beſteht, aufſuchen und klar machen.

Das ferne Ziel das er ſich geſteckt, hat er nicht erreicht: ja, ſelten es klar ins Auge gefaßt. Er verliert es oft, und irrt im Kreiſe herum, ohne recht zu wiſſen, wohinaus er will, ohne zu ahnen, wohin er kommen werde. Aber wie die Alchimiſten, die Gold ſuchten, die Chemie gründeten, die mehr werth iſt als das Gold nach dem ſie ſtrebten; ſo fand auch Montesquieu bei ſeinem Suchen nach dem Steine der Weiſen in den Geſetzen der ganzen Welt gar Vieles, was er nicht ſuchte, und was am Ende der

Welt vielleicht noch mehr nützte, als wenn er ſein Gold, den reinen »Geiſt der Geſetze« gefunden hätte.

Wir kennen ihn aus ſeinen perſiſchen Briefen und ſeinem Werke über Roms Größe und Verfall, als den Mann des Rechts und der Gerechtigkeit, als den Vertheidiger der Duldſamkeit, als den Freund der Freiheit. Auf ſeiner Fahrt nach dem goldenen Vließe der Geſetze kam er an hundert und aber hundert Monumenten der Billigkeit, der Duldſamkeit, des Rechts vorbei. Und bei jedem hielt er ſtille, richtete es auf, wenn es umgefallen, ſtellte es her, wenn es zerbrochen war. Er ſammelte ſie alle, ſo viele er ihrer fand. So wurde ſein Werk zu einem Geſetzbuche der Gerechtigkeit, der Duldſamkeit, ſo weit er dieſen auf ſeiner Fahrt begegnet war. Es war ihm nicht gegeben, wie Prometheus den Göttern das Licht zu rauben, und mit ihm das All zu erleuchten. Auch er war kein Philoſoph der die Schöpfung aus ſich ſelbſt nachzuſchaffen oder umzuſchaffen ſucht. Aber er war redlichen Strebens und guten Willens, und wo er ein Geſetz fand, in dem er redliches Streben und guten Willen entdeckte, da trug er es in ſeinen Codex ein. So lenkte er der Welt Auge auf viel Gutes; und je praktiſcher er war, je weniger er ſich oft als Denker über die Höhe des Mittelmaßes erhob, deſto wirkſamer war ſeine Art, deſto mehr Eingang fand ſie bei Hoch und Niedrig, bei Gelehrt und Ungelehrt, bei Mann und Weib. Selten, vielleicht nie hat ein Schriftſteller ſo tiefen, ſo allgemeinen Einfluß erlangt wie Montesquieu. Er wurde der Mann ſeines Jahrhunderts, er ſprach in den Geſetzen, die er lehrte, Gefühle, Bedürfniſſe, Nothwendigkeiten aus, die alle Welt und beſonders die denkenden Männer ſeines Volkes bereits ſeit langem ge-

ahnet hatten, die er aber zum Bewußtsein brachte. Das ist die Ursache, warum alle Stände, alle Klassen Frankreichs ins Besondere ihm zufielen, und warum seine Ansichten, von dem Augenblicke, daß sein »Geist der Gesetze« erschien, bis auf die heutige Stunde, in dem Labyrinthe der Geschichte Frankreichs zu einem ununterbrochen fortlaufenden Faden geworden sind.

Um aber diese Auffassung, um die Mängel und die Vorzüge des »Geistes der Gesetze« darzustellen, um den Einfluß desselben zu erklären, ist es nöthig, hier ins Einzelne einzugehen. —

Montesquieu beginnt sein großes Werk mit den Gesetzen im Allgemeinen, den Gesetzen der Natur; geht dann auf seine drei Regierungen: Republik, Monarchie und Despotie über, sucht ihr Wesen und ihren Urgrundsatz klar zu machen und den Einfluß derselben auf die Gesetze im Allgemeinen, auf Erziehung, auf Civil-, Criminal- und Prozeßgesetze, auf den Luxus, auf den Krieg und die Kriegart zu zeigen; dann springt er ab und handelt von der Freiheit, bei welcher Gelegenheit sein Musterstaat, England, sehr klar hervortritt; nach der Freiheit kommen die Abgaben, und diesen folgen eine Menge Bücher über den Einfluß des Climas und des Bodens. Erst nach dem Boden und dem Clima kommen Sitten, Gebräuche und ursprüngliche Denkart des Volkes; von diesen geht er auf den Handel über; dann kommt er auf das Münzwesen, auf die Einwohnerzahl, und von diesen springt er wieder ab auf die Religion. Zwei lange Abhandlungen, die eine über das Erbrecht Roms, und die zweite über das Civilrecht und das Feudalrecht Frankreichs, bereiten uns auf das Ende vor; bis er endlich mit einer neuen Abhandlung über die

vorzüglichſte Urſache der Entartung der Carolingiſchen Königsrace ſchließt.

Es iſt ſchwer den innern Zuſammenhang der zwiſchen den einzelnen Theilen ſeines Werkes beſteht, herauszufinden, und ich geſtehe, daß ich ihn nicht herausgefunden habe. Ich glaube, daß man die Abhandlung über den Einfluß der Geſetze auf die Religion und umgekehrt vor die über den des Climas, den Handel vor die Sitten u. ſ. w. ſetzen könnte, ohne dem Ganzen im Geringſten zu ſchaden.

Sein »Geiſt der Geſetze« beſteht aus einer Menge kleinerer oder größerer Abhandlungen über den Einfluß der Geſetze auf das Volk und der Lebensbedingungen des Volkes auf die Geſetze. Dieſe einzelnen Abhandlungen ſind dann auch im Weſentlichen wirklich ſo vereinzelt, daß der Verfaſſer derſelben oft in der einen vollkommen das Gegentheil von dem behauptet, was er in der vorhergehenden als unumſtößliche Wahrheit aufſtellte.

Auch Montesquieu ſah in der Regel nur den nächſten Ring in der Kette, und ſtieg faſt nie bis zum Anfange derſelben, bis zu dem großen Ringe hinab, in dem ſich alle Ketten des Volkslebens vereinigen. Deswegen irrte er denn auch oft, da nur der, welcher der Kette bis ans Ende folgt, ſicher ſein kann, daß er nicht die Urſache in einer Folge, die Folge in einer Veranlaſſung ſucht. — Ein paar Beiſpiele werden dieſen Vorwurf zu rechtfertigen im Stande ſein.

Als Montesquieu von der Freiheit zu ſprechen beginnt, verſucht er den Begriff derſelben feſtzuſtellen. Er fühlte, wie oft das Wort in ganz verſchiedener Weiſe aufgefaßt wird, und deswegen ſagt er: »Die Freiheit iſt das Recht Alles zu thun, was die Geſetze erlauben.« (liv. XI, chap. 3.)

Es wird kaum nöthig sein zu zeigen, wie sehr hier Montesquieu neben das Ziel schlägt. Er verwechselt Herrschaft des Gesetzes mit der Herrschaft der Freiheit. In einem Staate mit den tyrannischsten Gesetzen könnte nach ihm politische Freiheit herrschen, wenn die Gesetze nur befolgt würden. Die politische Freiheit muß freilich auf den Gesetzen beruhen, ist durch sie begründet, aber es ist wahrlich nicht Einerlei für die Freiheit von welcher Art die Gesetze seien. Das ganze Werk Montesquieus ist nur geschrieben um diese Wahrheit zu beweisen. —

Es giebt nichts Schwereres als strenge Begriffsbestimmungen. Montesquieu war an der Definition der Freiheit gescheitert; sein Tact leitete ihn besser in Bezug auf die Tyrannei; er behalf sich mit einem Bilde. »Wenn die Wilden in Louisiana die Frucht eines Baumes haben wollen, so hauen sie den Baum um, und nehmen dann die Frucht. Das ist die despotische Regierung.« (liv. V, chap. 13.)

Ein andermal sucht er den Ursprung der Sklaverei zu ergründen. Nachdem er die Ansicht der römischen Juristen über diesen Punkt angegeben hat, fährt er fort: »Ich würde vorziehen zu behaupten, daß das Recht der Sklaverei aus der Verachtung hervorgeht, die eine Nation der andern in Folge des Unterschieds ihrer Gebräuche einflößt. Lopes de Gomar sagt, daß die Spanier nahe bei St. Marthe Körbe fanden, in denen die Bewohner ihren Vorrath aufbewahrten. Das waren Krebse, Schnecken, Heuschrecken u. dgl. Die Sieger machten daraus den Besiegten ein Verbrechen.« Lopes de Gomar behauptet ferner, daß hierauf die Spanier ihr Recht, die Amerikaner, die über-

dies Tabak rauchten und den Bart nicht à l'espagnole trugen, zu Sklaven zu machen, fußten.« Montesquieu setzt in seiner ehrbaren Art hinzu: »Die Wissenschaften machen die Menschen milder, die Vernunft menschlicher; nur die Vorurtheile lassen sie auf Milde und Menschlichkeit verzichten.« (liv. XV, chap. 3.)

Die Krebse, die Schnecken und Heuschrecken waren also die Ursache, daß die Spanier sich berechtigt glaubten, die Amerikaner zu Sklaven zu machen. Das möge ihnen Gott verzeihen; aber eine Sünde wider den heiligen Geist ist es, daß sie den edeln Montesquieu in seiner Art, oft vom Kleinen auf das Große, vom Einzelnen aufs All, vom Zufälligen auf das Nothwendige zu schließen, verleiteten, sie überhaupt zur Ursache aller Sklaverei machen zu wollen, oder wenigstens diese Ursache in der Verachtung zu suchen, die gewisse Gebräuche des einen Volkes dem andern einflößen.

An einer andern Stelle aber ist er gerechter. Hier greift er weiter hinauf, und macht die Gesetze und die Handlungen der Menschen verantwortlich: »Weil die Gesetze schlecht waren, fand man faule Menschen; weil die Menschen faul waren, unterwarf man sie der Sklaverei.« (liv. XV, chap. 8.) Das ließe sich schon hören, und hat seine nicht zu verachtende Moral. Doch wird die Faulheit selten Folge der Gesetze sein, im Gegentheil wird ein faules Volk auch faule Gesetze haben. Kommt es aber dann mit einem fleißigen, tapfern Volke zusammen, so wird es sicher dessen Beute, ob nun als Sklave, als Tributpflichtiger oder auch nur als »matière à exploiter«, je nach der Culturstufe, auf der der fleißigere, tapfere Nachbar steht.

Bei den Franken und Burgundern trat die Großjäh-

rigkeit in der Regel mit fünfzehn Jahren ein. Montesquieu ſucht dies in folgender Art zu erklären. »Agathias ſagt uns, daß die Waffen der Franken leicht geweſen ſeien. Sie konnten alſo mit fünfzehn Jahren großjährig werden. In der Folge wurden die Waffen ſchwerer, und ſie waren ſchon viel ſchwerer zu Zeiten Carls des Großen, wie unſere Capitularien und unſere Romane zeigen. Diejenigen, die Lehngüter hatten und die in Folge deſſen Kriegsdienſte leiſten mußten, wurden nur mit ein und zwanzig Jahren mündig.« (liv. XVIII, chap. 26.) Wenn in der Unterſtellung, daß die Franken großjährig wurden, ſobald ſie waffenfähig waren, eine gewiſſe Wahrheit liegt, ſo kommt dies daher, daß bei einem Volke auf der Culturſtufe, auf der die Franken ſtanden, die Waffenfähigkeit ungefähr alle Bürger- und Mannsfähigkeiten in ſich ſchließt. So kann denn die Schwere der Waffe zufällig bei der Anſicht über die Großjährigkeit mit in Anſchlag kommen. Aber es iſt ſicher verkehrt, die ſchwere Waffenart allein dafür verantwortlich zu machen, daß ſpäter die Großjährigkeit weiter hinausgeſchoben wurde. Die ſchwere Waffe war daran ſo wenig vorherrſchend Schuld, die eigentliche Urſache, als früher die leichtere, ſondern einfach der Umſtand, daß die höhere Entwickelung der bürgerlichen Verhältniſſe auch eine höhere Menſchen- und Mannesreife forderte, um allen bürgerlichen und geſellſchaftlichen Pflichten nachzukommen. Die höhere Culturſtufe wird nothwendig die Mündigkeit weiter hinausſchieben. Das iſt Folge der Verhältniſſe, und wiederholt ſich ſelbſt in den verſchiedenen Ständen eines und deſſelben Staates. Der Arbeiter, der Bauer kann mit ein paar Lehrjahren lange vor der geſetzlichen Mündigkeit ſeinem Geſchäfte bis ins Kleinſte

vorstehen. Weiter hinauf bis zu den höchstgestellten Beschäftigungen, dem Richter, dem Regierungsbeamten, dem Arzte, tritt die Zeit, wo der Sohn selbständig seinen Vater, der Schüler seinen Lehrer, vertreten kann, immer später ein. Montesquieu liebt es oft, sich so ein Ursächlein, dem er zufällig begegnet, und das in zweiter, dritter Linie mit Schuld an gewissen Verhältnissen ist, zum Mittelpunkte seines Systems zu machen.

Seine Weltansicht ist in der Regel mehr materialistisch als spiritualistisch. Er ist Franzose, und deswegen ist es dann um so auffallender, wenn er gerade da, wo eine materielle Miturſache mit im Spiele ist, eine spiritualistische Einwirkung gelten läßt, weil diese wieder mehr an der Oberfläche liegt als die eigentliche, wirkende Ursache. Ein allgemeines, physisches Gesetz der Fortpflanzung widersetzt sich der Ehe zwischen Nahe-Verwandten. Die physischen Nachtheile der Begattung bis in gewisse Grade der Verwandtschaft sind bei allen Hausthieren in mehr oder weniger größerem Umfange beobachtet worden. Es ist eine anerkannte Erfahrung, daß Ehen zwischen Geschwisterkindern nur selten fruchtbar sind, daß die Kinder, die sie zeugen, oft für die Uebertretung eines Naturgesetzes, dessen sich die Eltern schuldig gemacht haben, durch Verkrüppelung und Körperschwäche büßen müssen. Die überall eintretende allmählige Entartung der Königsfamilien, die gezwungen sind in dem engen Kreise ihrer Verwandten zu heirathen, ist ebenfalls ein Beleg für diese Wahrheit. Montesquieu stieß in seiner Musterung der Gesetze auch auf die Beschränkungen, die sie bei Heirathen unter Verwandten aufstellen. Und er sagt dann in Bezug auf diesen Gegenstand: »Es giebt Völker bei denen die Geschwisterkinder wie Schwester

und Brüder betrachtet werden, weil sie gewöhnlich in demselben Hause wohnen; es giebt andere, bei denen man diese Gewohnheit nicht kennt. Bei den Ersteren muß die Ehe zwischen Geschwisterkindern als der Natur zuwider betrachtet werden, bei Letzteren nicht.« (liv. XXVI chap. 14.) Das Zusammenleben, die gesellschaftlichen Einflüsse sind also, nach ihm, hier die Ursache einer Erscheinung, die sich selbst bis auf das Thier hinab geltend macht. Ich glaube nicht, daß es nöthig ist hier den Irrthum in den Montesquieu verfallen ist, näher zu beweisen, und habe nur noch einmal zeigen wollen, wie er in seinen Folgerungen oft von dem Einzelnen auf das Ganze und nicht umgekehrt schließt; wie er die nächste Erscheinung, die mit der zu erklärenden in zufälligem Zusammenhange steht, aufgreift, und diese von jener abhängig zu machen, jene auf diese zu begründen sucht.

2.

Diese Art, vom Einzelnen auf das All, von dem Theile auf das Ganze zu schließen, geht vielfach durch den »Geist der Gesetze« durch. Die beiden Staaten die Montesquieu stets im Auge hat, sind Frankreich und England; so oft er nicht von diesem spricht, denkt er ziemlich sicher an jenen. Wenn er von den orientalischen Frauen, die mit zwölf Jahren mannbar sind, redet, so streitet er zwar die physische Thatsache ihrer körperlichen Mannbarkeit nicht ab, denkt aber doch nur an ein zwölfjähriges Kind in Frankreich, und behauptet, daß trotz der natürlichen Frühmündigkeit des orientalischen Weibes ihre geistige Entwickelung nur die eines Kindes uud somit die Schönheit nie mit Verstand gepaart sein könne. (liv. XVI chap. 2.) Die Fran-

zoſen haben mehr Eitelkeit, die Spanier mehr Hochmuth. Beides ſind nicht gerade Tugenden, aber Montesquieu glaubt, daß die Eitelkeit den Franzoſen mehr genutzt als der Hochmuth den Spaniern, und ſchließt daraus, daß überhaupt die Eitelkeit eine vorzüglichere Untugend ſei als der Hochmuth, ja daß man in der Politik aus der Eitelkeit eine wahre Tugend machen könne. Er nennt die Eitelkeit eine ebenſo gute Feder (aussi bon ressort) für eine Regierung als der Stolz eine gefährliche ſei. »Um dies zu beweiſen«, ſagt er weiter, »braucht man ſich von der einen Seite nur die zahlloſen Wohlthaten vorzuſtellen, die aus der Eitelkeit hervorgehen, als da ſind: der Luxus, die Induſtrie, die Künſte, die Mode, die Politeſſe, der Geſchmack, — und von der andern Seite die unendlichen Uebel, die aus dem Hochmuthe gewiſſer Nationen entſtehen, als die Faulheit, die Armuth, das Aufgeben von Allem, die Zerſtörung der Nationen die der Zufall in ihre Hände fallen läßt, und endlich ihre eigene Zerſtörung. Die Faulheit iſt eine Folge des Hochmuthes, die Arbeit eine Folge der Eitelkeit; der Hochmuth eines Spaniers veranlaßt dieſen nicht zu arbeiten, die Eitelkeit eines Franzoſen veranlaßt ihn, zu ſuchen, beſſer zu arbeiten als die Andern.« .... »Unterſucht alle Nationen, und ihr werdet finden, daß bei den meiſten der Ernſt, der Hochmuth und die Faulheit Schritt miteinander halten.« (liv. XIX chap. 9.)

Ich denke, der Franzoſe guckt hier aus jeder Zeile hervor. Aber noch klarer wird an dieſem Beiſpiele die ſchwache Seite Montesquieus: Die Franzoſen ſind eitel, aber ſie ſind induſtriel, tapfer, und es iſt ihnen manches gelungen. alſo — ſchließt Montesquieu — iſt die Eitelkeit kein Un-

glück, im Gegentheile eine Schwungfeder der Regierung. Die Spanier sind hochmüthig und überdies faul, und ihre Herrschaft ist überall im Sinken; also — ist der Hochmuth ein Unglück und eine schlechte Feder des Regierungsuhrwerkes.

Der Stolz der Spanier hatte kaum ein Jahrhundert vor Montesquieu dies Volk zum ersten von Europa, ja der Welt machen geholfen; die Eitelkeit der Franzosen hat ihnen ein Jahrhundert nach Montesquieu die schönste Gelegenheit für Europa eine neue Epoche der Größe, der Freiheit, des Volksglückes zu begründen, aus der Hand gewunden. Die Folgen des Stolzes, des Hochmuthes sind sicher auf die Dauer für ein Volk vom höchsten Nachtheile; aber ich glaube kaum, daß die der Eitelkeit weniger nachtheilig sind, im Gegentheile.

Alle diese Eigenschaften, die Eitelkeit, der Luxus, die Modesucht auf der einen, der Hochmuth, die Faulheit, der Ernst auf der andern Seite, die Montesquieu hier zusammenwürfelt, weil er sie in den Völkern die er im Auge hat, vereinigt findet, sind bei andern getrennt, und sind überhaupt nicht in nothwendiger Wechselverbindung. Wo sie als Laster die guten Eigenschaften eines Volkes überbieten, wo sie zur herrschenden Idee werden, führen sie nothwendig zur Zernichtung, und es würde schwer sein zu sagen, ob Eitelkeit oder Hochmuth und Stolz rascher zum Untergange leiten.

Montesquieu aber konnte sich nur selten aus sich, aus seinem Volke herausdenken. Wir werden später sehen, wie er aus der französischen Denkart sich ein System für alle Monarchien ableitet, wie er von Frankreich auf alle Völker, vom Einzelnen aufs Ganze schließt, und dann dies

Einzelne zum Gesetze des Ganzen macht. Hier aber stehe noch eine Stelle, in der er zwar seine Duldsamkeit, aber auch seine Beschränktheit zeigt. Er glaubt, daß es gefährlich sei, den allgemeinen Charakter (l'esprit général) einer Nation zu ändern. Das ist im Allgemeinen gewiß eine unumstößliche Wahrheit; aber in der besondern Anwendung tritt dann wieder der Franzose ganz hervor. Montesquieu sagt: »Wenn es in der Welt eine Nation gäbe, die eine humeur sociable — (es ist das schwer zu übersetzen) — Offenherzigkeit, Lebensfreudigkeit, Geschmack, Leichtigkeit in der Mittheilung ihrer Ideen besäße, die lebendig, angenehm, froh, manchmal unvorsichtig, oft indiscret wäre, und die dabei Muth, Freigebigkeit, Offenherzigkeit, einen gewissen point d'honneur hätte; so muß man nicht suchen, ihre Art durch Gesetze zu beschränken, um ihre Tugenden nicht zu belästigen. Wenn der Charakter im Allgemeinen gut ist, was liegt dann an einzelnen Fehlern, die er hat. — Man könnte hier die Frauen in Schranken halten, Gesetze machen um die Sitten zu verbessern und den Luxus zu beschränken. Aber wer weiß, ob man dabei nicht einen gewissen Geschmack einbüßte, der die Ursache des Reichthums der Nation ist, und eine gewisse Politesse, die die Fremden anzieht? — Der Gesetzgeber muß dem Geiste der Nation folgen, wenn derselbe den Grundsätzen der Regierung nicht entgegen ist; denn wir machen Nichts besser als was wir frei und in Folge unseres natürlichen Genies machen. — Man gebe einer natürlich frohen Nation einen Geist der Pedanterie, und sie wird sicher dadurch nichts im Innern und nichts nach Außen hin gewinnen. Lassen wir sie die frivolen Sachen mit Ernst und die ernsten spielend machen.« (liv. XIX, chap. 5.)

Diese Ansicht wird Vertheidiger genug finden, denn sie sieht so aus, als ob sie der gesundeste Menschenverstand, ächte Hausmannskost in der Politik wäre. Man wird oft genug die Mütter und die Väter gerade so sprechen hören, denn so werden die Kinder verzogen. Es ist wahr: jedes Volk hat die Laster seiner Tugenden und die Tugenden seiner Laster; aber die Laster sind die Rostflekken, die die Tugend zerfressen und zernichten. Der Stolz eines Cincinnatus führte diesen zu großen Thaten, und derselbe Stolz lehrte nach und nach die Römer alle Völker verachten, bis er zuletzt Rom zernichtete. Der Hochmuth der Spanier half diesen eine Zeitlang die Welt besiegen und ihr Gesetze vorschreiben, bis er sich dann an ein paar Krämerstädten brach und von da an zum Bettelstolz eines zerlumpten Müßiggängers herabsank. Die Eitelkeit der Franzosen diente ihnen oft als Hebemittel ihres Ansehens und ihres Einflusses, bis es ihnen stets gelang ihre Freunde und ihre Feinde zu empören, so daß Frankreich selten auf einen seiner Nachbaren lange zählen konnte, kaum je einen besiegten Gegner fest an sich anzuschließen verstand; in der Regel durch eiteles, spielendes Wesen bald wieder verlor, was es im ersten Sturme durch Tapferkeit, Ritterlichkeit und Aufopferung gewonnen hatte. Der Beruf des Gesetzgebers ist, die Natur des Volkes so zu lenken, daß die Rostflecken seines gesunden Stahls, die Laster seiner Tugenden, so weit als möglich verwischt werden; daß sie so wenig als möglich den gesunden Kern anfressen. Der Gesetzgeber ist der Erzieher seines Volkes und als solcher muß er vor allem dem Verziehen vorbeugen. Alle Völker sind zu Großem berufen, aber nicht ihre Laster sind es, die sie zum Großen führen. Es lassen sich der ver-

einzelten Fälle viele denken, in denen ein Volkslaster fast nützlicher sein könnte als eine Tugend; die raschere Entwickelung der Manneskraft ist oft die Folge einer Uebertretung der Naturgesetze. Aber solche früh entwickelte Männer werden stets junge Greise. Es ist leicht möglich, daß eine krankhafte Ueberreizung ein Volk, wie den Menschen, zu den größten vorübergehenden Anstrengungen führt. Aber dem folgt nothwendig eine noch größere Erschlaffung. Die Eitelkeit, die Frivolität der Franzosen wurde von allen ihren geistigen Gesetzgebern so verzärtelt und verzogen, daß sie endlich in das Fieber des napoleonischen Kaiserrausches, an dessen Folgen Frankreich noch Jahrhunderte zu tragen haben, den es vielleicht nie überwinden wird, umschlagen konnte.

Die Geschichte aller Völker ist ein Beweis für die Wahrheit dieser Ansicht. Alle schreiten vorwärts, werden stark und mächtig durch ihre Tugenden, denen dann freilich meist ihre Laster Schritt für Schritt folgen. Aber von dem Augenblicke an, daß die Tugenden den Lastern folgen, daß diese Hauptsache, jene zum Schatten werden, beginnt der Untergang des Volkes. Montesquieu war schier zu duldsam; vor allem aber zu sehr Franzose, um seinem Volke gegenüber mit Ernst und Strenge das Richteramt zu vertreten.

Nur England gegenüber ist er noch nachsichtiger; denn er glaubt hier das Ideal eines freien Staates entdeckt zu haben, und geht dann in seinen Schlüssen vom Einzelnen auf das All so weit, daß er, da zufällig England eine Insel ist, behauptet, die Inselbewohner seien stets freier als die Bewohner des Continents (liv. XVIII, chap. 4), während die geschichtliche Erfahrung zeigt, daß die Inseln

faſt zu allen Zeiten und in allen Weltgegenden von den Continenten abhängig, d. h. daß die Inſelbewohner von den Bewohnern des feſten Landes unterjocht waren. In ähnlicher Art ſchließt er von Holland, das damals eine gemäßigte republikaniſche Verfaſſung hatte, auf alle dem Meere abgezwungene Länder, und wirft in Folge deſſen Holland und Aegypten und einen Theil Chinas in dieſelbe Form der gouvernements modérés. (liv. XVIII, chap. 6.)

V.

Das Clima und sein Einfluß auf Gesetze und Institutionen.

1.

Nachdem wir so die Auffassungsweise Montesquieu's, seine starken und seine schwachen Seiten näher kennen gelernt haben, können wir zu den Hauptergebnissen seines Werkes übergehen. Diese bestehen:

1. in seiner Ansicht über den Einfluß des Climas, des Grund und Bodens auf die Gesetze;
2. in seiner Ansicht über den Einfluß der Gesetze auf die Sitten und den Charakter der Völker;
3. in seinem System der drei Regierungsarten und ihrem Grundsatze;
4. in seinem System der drei Gewalten in jeder Regierung, und
5. in seiner Auffassung der politischen Freiheit.

Jedes dieser Hauptergebnisse seines »Geistes der Gesetze« verdient eine besondere Berücksichtigung.

Die Art und Weise wie Montesquieu die Wechselwirkung zwischen Clima, Grund und Boden auf der einen, Sitten, Gebräuchen und Gesetzen auf der andern Seite auf-

faßt, hat gleich bei dem Erſcheinen ſeines »Esprit des lois« heftigen Widerſpruch gefunden. Er fühlte ſich veranlaßt, dieſen Punkt in ſeiner Vertheidigung beſonders zu berühren, und ſagte: »Das Clima und die andern phyſiſchen Urſachen rufen zahlloſe Folgen hervor. Wenn der Verfaſſer das Gegentheil geſagt hätte, ſo würde man ihn für ſtupide gehalten haben. Die ganze Frage geht darauf hinaus: zu wiſſen, ob es unter den verſchiedenen Climas verſchiedene Nationalcharaktere giebt? Daß es aber ſolche Unterſchiede giebt, beweiſt faſt die Geſamtzahl aller Bücher die geſchrieben worden ſind. Und da der Charakter des Geiſtes bedeutend auf die Stimmung des Herzens einwirkt, ſo kann man ebenſo wenig bezweifeln, daß gewiſſe Eigenſchaften des Herzens in dem einen Lande häufiger ſind als in dem andern; und das beweiſen wieder die zahlloſen Schriftſteller aller Länder und Zeiten. Da dieſe Verhältniſſe rein menſchlicher Natur ſind, ſo hat der Verfaſſer von ihnen auf menſchliche Weiſe geſprochen. Er hätte viele Fragen über die menſchlichen und die chriſtlichen Tugenden, die man in den Schulen abhandelt, hinzufügen können. Aber mit dieſen Fragen macht man keine Bücher über die Phyſik, die Politik und die Jurisprudenz. Mit einem Worte, dieſe Phyſik des Climas kann gewiſſe Neigungen in den Geiſtern hervorrufen; dieſe Neigungen können auf die menſchlichen Handlungen Einfluß haben; — tritt das der Herrſchaft desjenigen entgegen, der die Welt geſchaffen, oder desjenigen, der ſie erlöſt hat?« —

Man ſieht aus der Erwiderung, daß die Angriffe von dem religiöſen und insbeſondere von dem chriſtlichen Standpunkte aus ſtattfanden und ſich im Allgemeinen hielten. Montesquieu hatte daher leichtes Spiel. So wie er die

Frage aufſtellt und beantwortet, hat er das unbeſtreitbarſte Recht, die unangreifbarſte Erfahrung für ſich. Das Clima übt nothwendig ſeinen Einfluß aus. Aber die Frage iſt nicht, ob man dieſen Einfluß auf den Menſchen beſtreiten könne, ſondern in wie weit derſelbe dieſe oder jene allgemeine und beſondere Folge habe. Und hier ſcheint dann Montesquieu in den Zugeſtändniſſen, die er dem Clima, dem Grund und Boden macht, unendlich viel zu weit gegangen zu ſein. Er ſieht das Clima überall thätig, und nachdem man mit ihm ſeine Wirkungen beobachtet hat, iſt man am Ende ganz erſtaunt, daß dennoch ein Reſtchen freien Menſchenwillens übrig bleibt, und daß Montesquieu von dieſem Reſtchen den Sieg über die Natur, über die Allmacht der Sonne, die er ſo eben ausgerufen hat, verlangt.

Höchſt bezeichnend aber iſt die Art, wie er zu Werke geht um ſeine Anſicht zu begründen. Sein erſtes Capitel über dieſen Gegenſtand heißt: »Wenn es wahr iſt, daß das Weſen des Geiſtes und die Leidenſchaften des Herzens außerordentlich verſchieden (extrèmement différents) in den verſchiedenen Climas ſind, ſo müſſen die Geſetze dieſer Verſchiedenheit der Leidenſchaften und dieſer Verſchiedenheit der Charaktere entſprechen.« (liv. XIV, chap. 1.) Er beginnt alſo mit einem »Wenn«, das gleich von vorn herein eine »außerordentliche Verſchiedenheit« in Bezug auf Geiſt und Herz unterſtellt. In dem folgenden Capitel ſucht er dann dies »Wenn« näher zu begründen. Er zeigt die Wirkung der Kälte und Hitze auf den Körper und ſagt: »Bringen Sie einen Menſchen an einen heißen und verſchloſſenen Ort, ſo wird er in Folge der Urſachen die ich ſo eben angegeben habe, an einer ſehr großen Unbehaglichkeit leiden. Wenn man ihm in einer ſolchen Lage

eine muthige That vorſchlüge, ſo glaube ich, daß man ihn ſehr wenig geneigt dazu finden würde. . . . Die Völker der heißen Länder ſind ängſtlich, wie die Greiſe es ſind; die der kalten Länder ſind muthig, wie die jungen Leute. Wenn wir die letzten Kriege (den ſpaniſchen Succeſſionskrieg) die diejenigen ſind, auf die wir am meiſten unſer Augenmerk gerichtet haben, und in denen wir beſſer gewiſſe Folgen, die in der Ferne unbedeutend und unanſehnlich erſcheinen, beobachten können, näher berückſichtigen, ſo ſehen wir, daß die nordiſchen Völker, in die mittäglichen Länder (z. B. Spanien) verſetzt, keine eben ſo großen Thaten verrichtet haben wie ihre Landsleute, die in ihrem eigenen Clima kämpfend all ihren Muth aufbieten können.«

Dieſe ganze Auffaſſung und Folgerungsweiſe beruht auf dem Uebelſtande, daß Montesquieu ſich nicht aus ſeiner Lage und ſeinen Verhältniſſen herausdenken kann, nicht objektiv zu werden vermag. Wenn von einem heißen Lande die Rede iſt, ſo denkt er an den Eindruck den die Hitze auf ihn, Montesquieu, machen werde. Er verſetzt ſich oder irgend Jemanden, in dem er doch wieder eigentlich nur an ſich ſelbſt denkt, an einen heißen und verſchloſſenen Ort, und glaubt ſich ſo die Lage eines Bewohners der heißen Länder recht anſchaulich klar gemacht zu haben. Dies Verſetzen aus einem Clima ins andere iſt freilich vernichtend, aber die Sache verhält ſich ganz anders, wenn von keinem Verſetzen, ſondern von dem Leben in einem gewiſſen Clima die Rede iſt. Montesquieu brauchte nur an unſere Grobſchmiede, Ofenarbeiter ꝛc. zu denken und ein wenig zuzuſehen, ob die dann ſo gar ſchwach, ſo vollkommen that- und muthlos ſeien. Er muß die ganze

Geſchichte des Orients vergeſſen, um ſich einzubilden, daß die Völker heißer Länder ängſtlich wie die Greiſe und nur die der kalten Länder muthig wie die Männer ſind. Ganz in ſeiner Art iſt es dann wieder, daß er von dem ſpaniſchen Erbfolgekriege, der ihm zufällig am nächſten liegt, auf alle Kriege zwiſchen Süd- und Nordvölkern ſchließt. Dieſelben Spanier waren vor der Wendung des dreißigjährigen Krieges der Schrecken aller Völker bis in den höchſten Norden hinauf. Und dieſelben Nordländer, die im ſpaniſchen Erbfolgekriege ſich nicht gerade ſehr tapfer in den ſüdlichen Ländern zeigten, hatten dieſe zu andern Zeiten mit ihren Heldenthaten erfüllt und erobert.

Doch von dem ſpaniſchen Erbfolgekriege auf alle Kriege zu ſchließen, das ließe ſich noch hören, der Sprung iſt wenigſtens nicht ganz unnatürlich. Ein anderer, den Montesquieu vom Kleinen auf das Große macht, hat etwas wahrhaft rieſenartiges. Er nimmt eine Schafzunge, beobachtet dieſelbe mit dem Microſcop, ſchneidet ſie durch, läßt die eine Hälfte frieren und zeigt dann die Wirkung, die der Froſt auf dieſe macht. Und daraus folgert er: »Dieſe Beobachtung beweiſt was ich geſagt habe, nämlich, daß in den kalten Ländern die Nervenbüſchel (houppes nerveuses) weniger ausgebreitet ſind; ſie ziehen ſich in ihre Scheiden zurück, wo ſie vor der Wirkung der äußeren Gegenſtände geſchützt ſind. Die Gefühle ſind alſo weniger lebendig. In den kalten Ländern wird man wenig Gefühl für die »Plaiſirs« haben, daſſelbe wird größer in den gemäßigten, außerordentlich in den heißen Ländern ſein. Wie man die Climas nach den Graden der Breite unterſcheidet, ſo könnte man ſie nach den Graden des Gefühls unterſcheiden.« . . .

»Sie finden in den nördlichen Climas Völker die wenig Laster, hinlänglich Tugenden, viel Wahrhaftigkeit und Offenherzigkeit haben. Nähern Sie sich den mittäglichen Ländern, so glauben Sie sich von der Moral selbst zu entfernen; lebendigere Leidenschaften vermehren die Verbrechen; Jeder wird suchen dem Andern alle Vortheile, die die Leidenschaften begünstigen können, abzuringen. In den gemäßigten Ländern werden Sie Völker sehen, unbeständig in ihren Manieren, in ihren Lastern selbst und in ihren Tugenden. Das Clima hat keine hinlänglich determinirte Qualität um dieselben festzustellen.« (liv. XIV, chap. 2.)

Montesquieu denkt hierbei sicher nur an England und Deutschland für den Norden, Frankreich für die gemäßigten Climas, und Spanien und Italien für den Süden. Polen und Rußland passen schon hier nicht, und wir werden noch anderswo sehen, daß beide überall gegen seine Ansichten über den Einfluß des Climas anstoßen. Die kernige Art der Araber paßt eben so wenig in seine Gefühlsgrade, nach denen er die Welt mit dem Thermometer in der Hand abmessen zu können glaubt.

2.

Nachdem Montesquieu so die allgemeine Regel aufgestellt, stößt er gleich auf einen Widerspruch in dem Charakter gewisser mittäglicher Völker. »Die südlichen Völker sind sehr schwach und ohne Muth.« Nun findet sich aber, daß die Indianer oft zu den höchsten Anstrengungen, den höchsten Opfern fähig sind, daß die Frauen sich sogar freiwillig selbst verbrennen. Montesquieu erklärt diesen Widerspruch in folgender Weise: »Die Natur, die diesen Völ-

kern eine Schwäche gegeben hat, die sie furchtsam macht, hat ihnen ebenfalls eine so lebendige Einbildungskraft gegeben, daß Alles sie bis aufs Aeußerste anregt. Dieselbe Zartheit der Organe, die sie den Tod fürchten läßt, dient ebenfalls dazu, sie tausend Sachen noch mehr fürchten zu lassen als den Tod. Dieselbe Sensibilität läßt sie die Gefahr fliehen und zugleich suchen.« (liv. XIV, chap. 3.)

Wir haben oft gesehen, daß Montesquieu die Ausnahme als Regel aufstellt, und so dürfen wir uns nicht wundern, daß er die Regel auch mitunter zur Ausnahme macht. Den Einfluß des Climas leugnen wollen, hieße das Licht der Sonne bestreiten; aber die Hand der Natur ist eine milde, und wo sie eine Wunde schlägt, da heilt sie dieselbe eben so rasch als sie sie geschlagen hat. Es ist wahr und nicht als Ausnahme sondern als Regel, nicht an diesem oder jenem Orte sondern überall: »Dieselbe Feinheit der Organe, dieselbe Reizbarkeit der Gefühle, die Gefahr und Tod fürchten machen, helfen auch ihnen zu trotzen.« Oder für den Norden: »Derselbe gesunde Menschenverstand,[1]) der mit Ruhe den Leidenschaften Gesetze auflegen kann, schreitet mit derselben Ruhe der Gefahr und dem Tode entgegen, wo die Stimme des gesunden Menschenverstandes ihm Tod und Gefahr dem Leben und der Sicherheit vorziehen heißen.«

Montesquieu aber, der diese Heilkraft der Natur gegen die Wunden die sie selbst schlägt, nur als Ausnahme zuläßt, zeigt uns hiernach den Einfluß des Climas auf den Volks-

[1]) »Bon sens attaché aux fibres grossières«, sagt Montesquieu in demselben Capitel.

geiſt und die Inſtitutionen bis ins Einzelne hinein, ſtets wirkend, vorherrſchend und entſcheidend.

In England hat das Clima vorerſt den Spleen und dann, wenn man die Sache genau unterſucht, auch die Freiheit zu verantworten. Das hängt auf folgende Weiſe zuſammen: »Der Selbſtmord war bei den Römern die Folge der Erziehung, er hing mit ihrer Art zu denken und ihren Gewohnheiten zuſammen. Bei den Engländern iſt er Folge einer Krankheit, Folge des phyſiſchen Zuſtandes der Maſchine, und iſt von jeder andern Urſache unabhängig.« Dann beſchreibt er die Krankheit und behauptet, daß ſie nicht durch Strafgeſetze zu heilen ſei. (liv. XIV, chap. 12.) Aus dieſen Unterſtellungen zieht er endlich den Schluß: »Bei einer Nation, bei der eine Krankheit des Climas die Seele ſo angreift, daß ſie der Ekel an Allem bis zum Selbſtmorde führen kann, überzeugt man ſich bald, daß Leuten, denen Alles unerträglich iſt, nur eine ſolche Regierung genehm ſein kann, bei der ſie nicht einen Einzelnen für das verantwortlich machen können, was ihren Kummer verurſacht; eine Regierung, in der eher die Geſetze als die Menſchen herrſchen, ſo daß man, um den Staat zu ändern, die Geſetze ſelbſt umſtoßen müßte. Wenn dieſelbe Nation vom Clima noch einen gewiſſen Charakter der Ungeduld erhalten hätte, der ihr nicht erlaubte, lange dieſelben Sachen zu dulden, ſo ſähe man wohl, daß eine Regierung wie die, von der wir ſprechen, die beſte ſein würde. Der Charakter der Ungeduld iſt nicht groß an und für ſich, aber er kann ſehr groß werden, wenn er mit Muth vereinigt iſt. Die Knechtſchaft beginnt ſtets mit dem Schlafe. Aber ein Volk, das in keiner Lage Ruhe hat, das ſich ohne Ablaß alle ſchmerz-

lichen Stellen befühlt, würde nicht leicht einschlafen können. Die Politik ist eine Feile, die langsam ihrem Ziele zustrebt. Die Menschen aber, von denen wir eben sprechen, würden die Langsamkeiten (les lenteurs), die Details, das kalte Blut der Unterhandlungen nicht ertragen können; sie würden darin oft weniger als alle anderen Nationen erreichen; sie würden durch ihre Verträge wieder verlieren, was sie durch die Waffen gewonnen hätten.« (liv. XIV, chap. 13.)

Ein Engländer hat also Unrecht, wenn er ruft: Es lebe die Freiheit! Billig dürfte er nur rufen: Es lebe der Spleen! und nur Toaste ausbringen auf die Nebel und das Clima Altenglands.

Aber wenn die Unterstellung nicht gerade zum Ruhme der Engländer und nur zum Ruhme des Spleens und der Nebel gereicht; so muß es den Söhnen Albions ein wahrer Trost sein, daß sie die Folgen des Climas so vollkommen besiegt haben. Nach Recht und Clima hätten sie durch ihre Verträge wieder verlieren müssen, was sie durch die Waffen gewonnen, von Gott und Nebel wegen müßten sie wahre Stümper in der Politik und Unterhandlungskunst sein. Ich glaube kaum, daß es heute in Frankreich irgend einen Politiker, von den Herren Guizot und Thiers herab bis zu dem letzten unbesoldeten Mitarbeiter des letzten ungelesenen Journals, giebt, der nicht nach gerade vor der Staatsklugheit der Engländer einen wahrhaft grausenartigen Respect hätte. Und wirklich Englands Staatskünstler verdienen die Eifersucht der Franzosen des neunzehnten Jahrhunderts; nur ist es fast unbegreiflich, wie sie den braven Montesquieu so hinters Licht führen konnten. Doch erklärt sich das ebenfalls aus der Art Montesquieus. Damals

hatte Louis XIV in Spanien halbwegs die englische Politik besiegt, und auch in Holland war England besiegt worden. Schon früher hatte England einmal halb Frankreich erobert und nach und nach wieder verloren. Daraus zog Montesquieu seine allgemeinen Schlüsse und brachte dann mit diesen seine Ansicht über das Clima in Verbindung.

Der Selbstmord ist ein rein menschlicher Tod. Kein Thier steigt bis zur Gottes- und Naturlästerung hinauf. Aber wie der Selbstmord im Allgemeinen den Menschen mit seinem schwarzen Siegel von dem Thiere unterscheidet und sondert, wie er die höhere Schöpfungsstufe andeutet, so ist er auch das Memento mori der höheren Culturstufe unter den Menschen selbst. Je tiefer ein Volk in seiner geistigen Entwickelung steht, desto seltener sind die Selbstmorde im Allgemeinen. Zur Zeit als der höchste Luxus mit der höchsten Entartung in Rom Hand in Hand gingen, wurde der Selbstmord zu einer Mode und zur Verhaltungsregel einer philosophischen Schule. In England geschah etwas Aehnliches, in Paris in der neuesten Zeit ebenfalls. Während Selbstmord in den Hauptstädten an der Tagesordnung ist, kommt er in den kleineren Städten nur sehr selten, in den Dörfern fast gar nicht vor, — so lange nicht auch hier die geistige Ursache des Selbstmordes sich geltend macht. Diese besteht dann vor allem in einer höhern Culturstufe, die erlaubt, die höchsten, feinsten Genüsse der Gesellschaft zu erkennen. Gesellt sich zu dieser Frucht vom Baume der Erkenntniß die Ohnmacht den Genuß zu befriedigen, die Unmöglichkeit ihn durch andere höhere Gefühle und Pflichten zurückzudrängen, dann heißt das Endergebniß: Verzweiflung, und bei den kräftigern Na-

turen: Selbſtmord. Und als ſolcher, als Frucht von dem Giftbaume der Erkenntniß, als Nachtſeite der höheren Culturſtufe, gehört er allen Zeiten, allen Ländern und allen Völkern an, und wird ihnen ewig angehören.

3.

Wie in England das Clima den Spleen und der Spleen die Freiheit begründet, ſo zeugt das Clima in heißen Ländern die Sclaverei. »Es giebt Länder, ſagt Montesquieu, wo die Hitze den Körper entnervt und den Muth ſo ſchwächt, daß die Menſchen dort nur durch die Furcht vor der Strafe zu einer anſtrengenden Pflicht veranlaßt werden können. Die Sclaverei widerſpricht ſomit hier weniger dem Verſtande; und da der Herr hier ebenſo feige iſt in Bezug auf ſeinen Fürſten als der Sclave in Bezug auf ſeinen Herrn, ſo iſt hier die Privatſclaverei noch von der politiſchen Sclaverei begleitet.« (liv. XV, chap. 7.) Aber Montesquieu's angeborner Edelmuth empört ſich doch wieder gegen den Schluß, den ſeine Logik zu ziehen im Begriff iſt, und ſo fährt er fort: »Ariſtoteles glaubt, daß es Menſchen, von der Natur dazu geſchaffen Sclaven zu ſein, gebe. Was er um dies zu beweiſen ſagt, iſt nicht ſtichhaltig. Ich glaube, daß wenn es deren giebt, es die ſind, von denen ich eben ſprach. Aber, da alle Menſchen gleich geboren werden, ſo muß man ſagen, daß die Sclaverei gegen die Natur iſt, obgleich ſie in gewiſſen Ländern durch eine natürliche Urſache begründet ſein kann. Und man muß dieſe Länder genau von denen unterſcheiden, in denen die natürlichen Urſachen ſelbſt ſie verwerfen, wie in den europäiſchen Ländern, wo ſie ſo glücklicherweiſe abgeſchafft

wurde. Plutarch ſagt, daß zur Zeit Saturns es weder Herren noch Sclaven gegeben habe. *In unſeren Climas hat das Chriſtenthum dieſes Zeitalter zurückgerufen.*« (chap. 7.)

Zur Zeit des Ariſtoteles konnte einer der höchſten Vertreter der damaligen Civiliſation noch glauben, daß die Natur freie Menſchen und Sclaven zeuge. Noch Jahrhunderte lang blieb dieſe Anſicht die des ganzen civiliſirten Europas. Damals dachten die *Herren* in Europa gerade ſo wie ſie noch heute in Aſien, Afrika und Amerika denken. Sie hielten es für unmöglich, daß freie Menſchen, daß etwa ſie ſelbſt Knechtes und Sclavenarbeit thun könnten. Das Clima hat nicht geändert; in Italien wachſen noch heute Pomeranzen und Oelbäume; dieſelbe Sonne ſcheint über Griechenland, Südfrankreich und Spanien. Und überall iſt die Sclaverei verſchwunden. Ob es wahr iſt, daß Saturn ein goldenes Zeitalter der Freiheit und Gleichheit geſehen, mögen die Poeten entſcheiden; aber was nicht zu beſtreiten, iſt, daß es heute in Europa keine Sclaverei mehr giebt. Und das genügt um zu beweiſen, daß das Clima und die heiße Sonne *nicht* Sclaven ziehe.

An einer andern Stelle ſagt Montesquieu: »Ich weiß nicht, ob mein Geiſt oder mein Herz mir dieſe Anſicht einflößt; es giebt vielleicht kein Clima auf der Erde in dem man nicht freie Menſchen zur Arbeit anhalten könnte. *Weil die Geſetze ſchlecht waren, fand man faule Menſchen; weil die Menſchen faul waren, machte man ſie zu Sclaven.*« (liv. XV, chap. 8.)

Das iſt der Wahrheit näher aber dieſe Wahrheit paßt nicht in das duldſame Syſtem Montesquieu's, der es ſelbſt nicht einmal wagt die Sclaverei mit ſtrenger Rückſichts-

losigkeit zu verdammen, und der ängstlich fast um Nachsicht anhält, wo ihm sein Herz gebietet seinen Kopf Lügen zu strafen.

Der Mensch ist auf den Menschen angewiesen. Keiner ist allein und für sich etwas; Jeder kommt nur durch seine Nebenmenschen zur Möglichkeit des Bestehens. Das ist die Ursache der Gesellschaft. Wo dieses Angewiesensein des Einen auf den Andern nicht geordnet ist, wo nicht ein höherer Gedanke des Rechts und der Gerechtigkeit die Wechselverhältnisse der Menschen im Interesse Aller regelt, da strebt jeder Einzelne so viel möglich Vortheil aus seinen Verbindungen und Verhältnissen mit Andern zu ziehen. Dies Streben führt auf den verschiedenen Stufen der gesellschaftlichen Cultur zu verschiedenen Ergebnissen. Die physische oder die geistige Ueberlegenheit bedingt die Möglichkeit des mehr oder weniger größern Nutzens, den der eine Mensch von dem andern zu ziehen sucht, zu ziehen weiß. Je nach den verschiedenen Culturstufen tritt die physische oder die geistige Ueberlegenheit, die Eine der Andern voran. Auf der untersten Stufe der gesellschaftlichen Entwickelung ist es die physische Gewalt, das Recht des körperlich Stärkern, das die Wechselverhältnisse der Menschen im Interesse des Einzelnen beherrscht, und dies führt dann zur Sclaverei. Später tritt ein Zwischenzustand, eine Art Mittelalter ein, wo dies Recht des Stärkeren nicht mehr genügt, wo die List mit der Gewalt Hand in Hand geht, wo der Priester den König segnet, und dieser Zustand führt dann in der Ausbeutung des Menschen durch den Menschen zur Knechtschaft, einem Mittelding zwischen Sclaverei und Freiheit. Auf der höheren Stufe der Cultur gewinnt der Geist immer mehr Macht, die phy-

ſiſche Gewalt tritt mehr und mehr zurück, die Liſt an ihre Stelle, und der Kaufmann, der Bürger verdrängen den Prieſter und den König zugleich. Dann hören Sclaverei und Knechtſchaft auf, aber ſo lange die Wechſelverhältniſſe zwiſchen den Menſchen nicht geordnet ſind, wird der geiſtig Schwache, kein Sclave mehr, kein Knecht, ſchlimmeres, elenderes — eine wehrloſe Beute — matière à exploiter für den geiſtig Stärkern ſein. Nur das höhere Geſetz, nur der Gedanke der Gerechtigkeit iſt auf allen Stufen der Cultur im Stande den Menſchen vor dem Menſchen in Schutz zu nehmen. Aber dieſe Wahrheit erkennt nur die höchſte Stufe der Herzenscultur an, und die iſt leider allgemein, und zum Bewußtſein erhoben, das letzte Ergebniß aller Weltklugheit und aller Weltfortſchritte. —

4.

Außer dem Spleen und der Freiheit, der Herrſchaft und der Sclaverei hat dann das Clima noch die Vielweiberei und die Vielmännerei zu verantworten. »Die Weiber ſind in den heißen Climas mit acht, neun und zehn Jahren mannbar; ſomit gehen hier die Kindheit und die Ehe beinahe immer Hand in Hand. Sie ſind alt mit zwanzig Jahren. Die Schönheit iſt alſo bei ihnen nie mit Verſtand gepaart. Wenn die Schönheit die Herrſchaft fordert, läßt der Verſtand ſie verweigern; wenn der Verſtand ſie erhalten könnte, beſteht die Schönheit nicht mehr. Die Frauen müſſen in der Abhängigkeit ſein, denn die Vernunft kann ihnen im Alter keine Herrſchaft erwerben, die die Schönheit ihnen nicht in ihrer Jugend gegeben hatte. Es iſt alſo ſehr einfach, daß ein Mann, wenn die Re-

ligion ſich nicht widerſetzt, ſeine Frau verläßt, um eine andere zu nehmen, und daß die Vielweiberei eintritt.« (liv. XVI, chap. 2.)

Montesquieu ſieht, daß im Orient die Weiber mit zehn Jahren mannbar ſind, aber er hält es für unmöglich, daß eine ſo junge Perſon mehr Verſtand und Charakterentwikkelung als das zehnjährige Kind ſeines Nachbarn beſitzen könne, daß mit einem Worte dieſe volle Reife ebenſo geiſtig als körperlich ſei. Die Natur heilt die Wunden mit derſelben Hand mit der ſie ſie ſchlägt; wo ſie die Körper raſcher entwickelt, folgt der Geiſt ſicher dieſer Entwickelung Schritt für Schritt. Und ebenſo, wo ſie das Weib raſcher reifen läßt, raſcher alt macht, da folgt der Mann dem Weibe in demſelben Verhältniſſe wie überall. Im Norden leben Mann und Weib längere, im Süden Mann und Weib kürzere Zeit, im Norden nutzt ſich das Leben in den geringeren Genüſſen weniger raſch ab, im Süden um ſo raſcher, je höher, je feiner, je vollkommener die Genüſſe des Lebens ſind.

In Europa wie in Aſien iſt das Weib abgenutzt, wenn der Mann noch in ſeiner vollen Kraft ſteht. In den heißen Ländern tritt dieſe Epoche der Weiber mit zwanzig Jahren, im Norden mit vierzig, fünfzig Jahren ein. Im Süden iſt der Mann bis dreißig, bis vierzig Jahren in ſeiner vollen Kraft, im Norden bis fünfzig, ſechszig und ſiebenzig Jahren im Stande Vater zu werden. Das Bedürfniß des Südens iſt alſo eben ſo gut im Norden vorhanden, und die Ausartung beweiſt überall die Wahrheit dieſer Anſicht. Wie im Süden würde auch im Norden die Vielweiberei, bei denen die viele Weiber ernähren könnten, bald genug öffentlich eintreten, wenn »die Reli-

gion sich nicht widersetzte« um mit Montesquieu zu reden. Als Abart besteht sie oft genug im Geheimen, und diese Abart hält stets Schritt mit dem Abnehmen der öffentlichen Sitten. — Die Sitten, die europäische christliche Weltanschauung, die moralische Gleichheit zwischen Mann und Weib, das Gesetz und die Religion sind allein Ursache, daß die Vielweiberei in Europa nicht mehr besteht; das Clima ist daran nicht Schuld.

Eine andere Ursache der Vielweiberei soll der Umstand sein, daß in den südlichen Ländern mehr Mädchen als Knaben geboren werden, was dann im Norden Asiens, wo das Gegentheil eintritt, wie Montesquieu behauptet, zu Vielmännerei führt. (liv. XVI, chap. 4.) Ob letztere gesetzlich irgendwo vorkommt weiß ich nicht; aber dann ist wenigstens die Stärke und das längere Leben der Frauen nicht Schuld. Aber die Frage, ob die Ueberzahl der weiblichen Geburten nicht eher Folge denn Ursache der Vielweiberei und der moralischen Erschlaffung, der Sclaverei und der Mannesentwürdigung ist, wird schwer zu entscheiden sein und gewiß mehr Vertheidiger als Gegner finden.

Was aber dem Gedanken, daß die Vielweiberei Folge des Climas sei, unmittelbar und aufs bestimmteste widerspricht, ist einmal der Umstand, daß die Vielweiberei überall, wo sie besteht und je bestand, stets nur eine Ausnahme, stets nur ein Luxusartikel war; und dann, daß dieser Luxusartikel zu verschiedenen Zeiten ebenso gut in den südlichen als in den nördlichen Ländern vorkommt.

Montesquieu selbst berührt den ersten Punkt. Er sagt: »Obgleich in den Ländern, wo die Vielweiberei einmal eingeführt ist, die Zahl der Frauen sehr von dem Reich-

thume des Mannes abhängt, so kann man doch nicht sagen, daß der Reichthum die Ursache sei, durch den in einem Lande die Vielweiberei eingeführt wurde. . . . Die Vielweiberei ist weniger ein Luxus als die Gelegenheit eines großen Luxus bei den mächtigen Nationen. In den heißen Climas hat man weniger Bedürfnisse, und so kostet es weniger Frau und Kind zu ernähren. Man kann dort also eine größere Zahl Frauen haben.« (liv. XVI, chap. 3.) Er schlägt hier, wie sonst noch oft genug, so scharf neben die Wahrheit hin, daß man, wenn man nicht genau zugesehen hat, glauben könnte, er habe sie auf den Kopf getroffen. Es ist nicht zweifelhaft, daß der Reichthum die Vielweiberei nicht hervorruft; aber es ist ebenso gewiß, daß zur Vielweiberei verhältnißmäßig großer Reichthum nöthig ist. Montesquieu hat aber irgendwo gelesen, daß in Ceylan ein Mann für zehn Sous einen ganzen Monat leben kann, und schließt daraus wieder, daß es somit eine wahre Kleinigkeit sei, sich dort ein kleines Serail mit allem Zubehör zu halten. Er vergißt, daß in Ceylan die zehn Sous so schwer zu erwerben sind als in Paris oft zehn Louisd'or; er denkt an Frankreich während er vom fernsten Süden spricht; er übersieht abermals, daß die Natur, wo sie wenig Arbeit erlaubt, auch wenig Bedürfnisse giebt, wo sie wenig Bedürfnisse auflegt, für diese deswegen ebenso gut den naturgleichen Zoll von Arbeit und Mühe verlangt.

Wo es möglich ist von wenigem zu leben, ist es schwer das Wenige zu erwerben. Die Nothdurft einer Familie ist der Maßstab der Kraft und der Ausdauer des Mannes. Wer mehrere Familien mit seiner Arbeit ernähren muß, wird in der Regel unter dieser Last

barkeit mit der despotischen Regierung Schritt halten sehen.« (liv. XVI, chap. 9.)

Wenn man hier die Ringe dieser Schlußkette verfolgt, so erzeugt das Clima die Dienstbarkeit der Frauen und diese die despotische Regierung. Ist es nöthig, noch nachzuweisen, daß Despotie und Vielweiberei derselben Culturstufe angehören, und sich zwar nicht bedingen, aber ohne sich zu hindern nebeneinander bestehen können? Dagegen sind die Freiheit, die Mannes- und Menschenwürde einer Republik nothwendige Auflösungsprinzipe der Vielweiberei, und wo die eine möglich ist, ist in der Regel die andere unmöglich, denn beide gehören verschiedenen Civilisationen an. Die Behauptung aber, daß der Orient stets despotisch regiert worden, widerlegt sich von selbst, wenn man an die griechischen Republiken in Griechenland und Kleinasien, an die Theocratie, Aristocratie und Monarchie der Juden und an die Spuren freierer Institutionen und Regierungen in Aegypten, Persien, China und Indien denkt. —

5.

Montesquieu aber begnügt sich nicht damit, die Vielweiberei durch das Clima zu rechtfertigen; er setzt den Frauen noch ärger zu, und will sie gar, je nach dem Thermometer, einsperren oder frei herum wandern lassen. »Nicht allein die Vielweiberei verlangt, daß man sie im Orient an gewissen Orten abschließt, sondern auch das Clima. Wer die horreurs, die Verbrechen, die Treulosigkeiten, die Schandthaten, die Giftmischereien, die Mordthaten, welche durch die Freiheit der Frauen in Goa und in den Niederlassungen der Portugiesen in Indien, wo die Religion nur

Eine Frau erlaubt, veranlaßt werden, mit der Unschuld und Reinheit der Sitten der Frauen in der Türkei, in Persien, in Mongolien, China, Japan vergleicht, wird sich wohl überzeugen, daß es oft da wo man nur Eine Frau hat eben so nöthig ist, diese von den Männern zu trennen, als wo man ihrer viele hat. Das Clima muß über diese Sache entscheiden.« (liv. XVI, chap. 12.) Zum Troste der Europäerinnen sagt er dann, als Franzose, diesen viele und sehr schöne Artigkeiten. Doch ist das überflüssig, da schon die Hauptidee, daß nur das Clima an allem Schuld, sie zu beruhigen im Stande sein muß. Denn wenn auch einmal wieder eine Zeit einträte wie die der Brunhilde und Kriemhilde, der italiänischen Giftmischereien, oder der böhmischen Mägde, so darf das doch die Europäerinnen nicht um ihre Freiheit in Angst setzen, denn das Clima schützt sie. Nur sollten die Nordländerinnen für ihre südlichen Genossinnen Partei nehmen, und sich nicht mit einem Complimente, das ihnen nur von Sonnengnaden zukommt, abspeisen lassen [1]). Protestiren wir. —

---

[1]) Man stößt in Montesquieu oft auf die unbegreiflichsten Widersprüche. So sagt er an einer andern Stelle von der natürlichen Scham: »Alle Nationen stimmen darin überein die Ausschweifungen der Frauen zu verachten. Die Natur hat sich bei allen Völkern geltend gemacht. Sie hat die Vertheidigung und auch den Angriff geschaffen, und da sie auf beiden Seiten die Wünsche geschaffen hat, so hat sie auf die eine die Reinheit und auf die andere die Schmach gestellt. Sie hat den Individuen um sich zu erhalten einen langen Zeitraum gegeben, und nur Momente um sich fortzupflanzen. Es ist also nicht wahr, daß die Begierde (incontinence) den Gesetzen der Natur folgt, im Gegentheile, sie verletzt sie, während die Bescheidenheit und Enthaltsamkeit ihr huldigen. Uebrigens liegt es in der Natur der vernünftigen Wesen, ihre Unvollkommenheiten zu fühlen. Die Natur hat uns

Aber was hilft es? Wir Männer kommen nicht beſſer weg. Wenn wir einmal Muth zeigen, ſo iſt daran der Schnee, das Eis des Nordens Schuld, und der Muth dauert nur ſo lange bis der Schnee geſchmolzen iſt, dann nehmen wir Ferſengeld und rücken in die Sommerquartiere.

»Wir haben bereits geſagt, daß die große Hitze die Kraft und den Muth der Menſchen entnerve, und daß man in den kalten Climas eine gewiſſe Körper- und Geiſteskraft beſitze, die die Menſchen fähig mache, nachhaltige, ſchwere, große und muthige Handlungen zu begehen..... So darf man nicht erſtaunt ſein, daß die Feigheit der Völker heißer Climas dieſe ſtets zu Sklaven gemacht, während der Muth der Völker kalter Climas dieſe frei erhalten hat. Das iſt eine Folge, die von ihrer natürlichen Urſache herkommt.« (liv. XVII, chap. 1.)

Dieſe Urſache ſieht Montesquieu dann überall thätig. Die geologiſche Bildung Aſiens geſtattet einen raſchern Uebergang aus den kalten Regionen in die heißen, ſo daß die gemäßigte Zone faſt wegfällt. Daraus folgt, daß in Aſien die Nationen ſich als ſtarke und ſchwache gegenüberſtehen; die tapfern, kriegeriſchen und thätigen Völker berühren unmittelbar entnervte, faule und furchtſame Völker. Daraus folgt nothwendig wieder, daß die einen erobert werden, die

---

alſo die Scham gegeben, d. h. die Schmach unſerer Unvollkommenheiten.«

»Wenn alſo die phyſiſche Macht gewiſſer Climas das natürliche Geſetz der zwei Geſchlechter und das der vernünftigen Weſen verletzt, ſo iſt es die Sache des Geſetzgebers bürgerliche Geſetze zu machen, die die Natur des Climas bezwingen und die urſprünglichen Geſetze wieder herſtellen.« (liv. XVI, chap. 12.)

andern erobernd ſein müſſen. In Europa im Gegentheile ſtehen ſich faſt gleich ſtarke Nationen gegenüber, und die ſich berührenden haben ungefähr gleich großen Muth. »Das iſt die Haupturſache der Schwäche Aſiens und der Stärke Europas, der Freiheit in Europa und der Knechtſchaft in Aſien; eine Urſache, die, ſo viel ich weiß, nie angedeutet worden iſt. Das iſt es dann auch, woher es kommt, daß die Freiheit in Aſien nie zunimmt, während ſie in Europa zu oder abnimmt, nach den Umſtänden.« (liv. XVII, chap. 3.)

Wenn wir aus der Ferne ein Gebirge ſehen, ſo liegt daſſelbe in Einer Farbe, in Einer Maſſe vor unſern Augen. Die Einzelnheiten verſchwinden, die Bewegung erſtarrt. Je näher wir ihm treten, deſto lebendiger wird Alles. Bald unterſcheiden wir Wald und Feld, Berg und Thal. Der Fels tritt ſchärfer hervor, und die Ruine auf ihm belebt ſich. Wir erkennen die Hütte des Hirten oben in den Matten, wir ſehen das Dörfchen dort am Rande des Waldes, die Stadt unten am Fuße des Gebirges. Und immer näher tretend ſcheiden wir die Eſche von der Buche, bis wir zuletzt am Walde angelangt, jedes Blatt im Winde ſpielen ſehen können.

So aber geht es uns auch mit der Geſchichte, mit der Beobachtung der Welten und der Zeiten. Die Geſchichte Aſiens liegt uns ſehr ferne, das Gebirge iſt ein ſchweigender, vielleicht ausgebrannter Vulkan. Und Montesquieu beobachtet dieſe fernen Völker durch die ſchlechte Brille kurzſichtiger Vorgänger. Iſt es da zu verwundern, daß er nur regungs- und bewegungsloſe Umriſſe ſieht? Aſien hat gewiß ſo gut wie Europa ſeine innere Geſchichte gehabt, und noch heute regt ſich dort ein Leben, das uns nur deswegen ſo wenig lebendig erſcheint, weil der Fortſchritt uns erlaubt

mit dem Winde in der Raschheit zu wetteifern. Wer darf es leugnen, daß die Civilisation und mit ihr die Freiheit und das Volksglück eine Tochter des Südens ist? Von wo holten die Aegyptier ihre Weisheit? Und gingen später Moses, Lykurg und Solon nicht bei ihnen in die Schule? Ist Christus kein Asiate? Und sind diese Alle nicht die höchsten Vorkämpfer der Freiheit und Civilisation?

Ich weiß es, auch die Germanen haben die Freiheit gefördert; ja ohne sie würde wahrscheinlich Europa durch Rom, wie Asien durch seine Despotien, ausgehöhlt und zernichtet worden sein. Aber das Zusammentreffen, die innere Verwandtschaft des Christenthums, das aus Asiens Gluthebenen, aus den ägyptischen Sandwüsten hervorging, und des Germanenthums, das aus Europas eisigem Norden herabstieg, beweist Eines vor Allen, und zwar: daß die Civilisation, die Freiheit, die Lehre der Gleichheit und Bruderliebe an kein Clima gebunden ist. Aber wie die Freiheit eine Frucht ist, die in allen Climas fortkommt, so sind die Knechtschaft, die Tyrannei nicht weniger cosmopolitischer Natur. Nach der eben angeführten Stelle fährt Montesquieu fort: »Wenn auch der moskowitische Adel von einem seiner Prinzen zur Knechtschaft herabgewürdigt wurde, so wird man doch stets Zeichen der Ungeduld sehen, die in den Climas des Südens nicht vorkommen. Haben wir dort nicht die aristokratische Regierung während ein paar Tagen eingesetzt gesehen? Wenn auch ein anderes Königreich des Nordens seine Gesetze verloren hat, so kann man sich auf das Clima verlassen, es hat sie nicht unwiederruflich verloren.« (liv. XVIII, chap. 3.)

Rußland und der ganze slavische Norden Europas passen überhaupt nicht in das System Montesquieus. Der

Thermometer und die Freiheit sind hier nicht im Einklang. Aber das stört ihn wenig. Er begnügt sich mit ein paar Zuckungen der Ungeduld, um durch sie den Freiheitssinn der Slaven und Russen zu bekunden, — als ob diese Zuckungen nicht im Wesentlichen ganz dieselben seien wie jene hundert Serail- und Vestirrevolutionen des Orients. Er tröstet sich und hofft von dem Clima eine Umgestaltung der Dinge, und abermals ein Jahrhundert ist seitdem verflossen und die Despotie der nordischen Kaiser ist ebenso wie die Nichtigkeit der Großen und die Sclaverei des Volkes dieselbe, fast noch schlimmer im tiefsten Norden Europas als in den heißesten Ländern Asiens. Das aber verhindert Montesquieu nicht zu sagen: »Die Völker Asiens werden durch den Stock regiert, die Tartaren durch Geißeln. Der Geist Europas war stets diesen Sitten entgegen und zu allen Zeiten nannten, was den Völkern Asiens eine Strafe erschien, die Europas eine Entehrung.« (liv. XVII, chap. 5.)

Es ist wahr, der Geist, und nur der Geist Europas, seine Cultur, seine Civilisation widersprechen der Schmach, in der sich die Gewalt anmaßt, den Menschen wie das Vieh mit Stock und Geißel zu regieren. Aber nicht das Clima widersetzt sich dieser Schmach und Strafe; denn galt sie doch eine Zeitlang selbst in Deutschland, und herrscht sie doch seit Jahrhunderten schon in Rußland, in Polen, in Lithauen, im ganzen slavischen Norden, so weit der Geist Europas, Civilisation und Freiheit, den Geist Asiens, Barbarei und Knechtschaft, nicht besiegt und zurückgedrängt haben. —

Montesquieu glaubt endlich seine Ansicht noch dadurch zu belegen, daß er darauf hindeutet, wie Asien eilfmal durch die Völker des Nordens und nur zweimal durch die des

mit dem Winde in der Raschheit zu wetteifern. Wer darf es leugnen, daß die Civilisation und mit ihr die Freiheit und das Volksglück eine Tochter des Südens ist? Von wo holten die Aegyptier ihre Weisheit? Und gingen später Moses, Lykurg und Solon nicht bei ihnen in die Schule? Ist Christus kein Asiate? Und sind diese Alle nicht die höchsten Vorkämpfer der Freiheit und Civilisation?

Ich weiß es, auch die Germanen haben die Freiheit gefördert; ja ohne sie würde wahrscheinlich Europa durch Rom, wie Asien durch seine Despotien, ausgehöhlt und zernichtet worden sein. Aber das Zusammentreffen, die innere Verwandtschaft des Christenthums, das aus Asiens Gluthebenen, aus den ägyptischen Sandwüsten hervorging, und des Germanenthums, das aus Europas eisigem Norden herabstieg, beweist Eines vor Allen, und zwar: daß die Civilisation, die Freiheit, die Lehre der Gleichheit und Bruderliebe an kein Clima gebunden ist. Aber wie die Freiheit eine Frucht ist, die in allen Climas fortkommt, so sind die Knechtschaft, die Tyrannei nicht weniger cosmopolitischer Natur. Nach der eben angeführten Stelle fährt Montesquieu fort: »Wenn auch der moskowitische Adel von einem seiner Prinzen zur Knechtschaft herabgewürdigt wurde, so wird man doch stets Zeichen der Ungeduld sehen, die in den Climas des Südens nicht vorkommen. Haben sie dort nicht die aristokratische Regierung während ein paar Tagen eingesetzt gesehen? Wenn auch ein anderes Königreich des Nordens seine Gesetze verloren hat, so kann man sich auf das Clima verlassen, es hat sie nicht unwiederruflich verloren.« (liv. XVIII, chap. 3.)

Rußland und der ganze slavische Norden Europas passen überhaupt nicht in das System Montesquieus. Der

Südens erobert worden sei. In Europa ist der Unterschied weniger auffallend. Die Römer drangen von Süden nach Norden vor, ebenso die Celten. In der Völkerwanderung kam der Norden über den Süden. Dagegen drangen die Araber wieder von Süden her bis nach Frankreich vor; Karl der Große richtete seine Eroberungen ebenfalls wieder nach Norden hin; die Normannen setzten sich in einzelnen südlichen Ländern fest; die Deutschen aber eroberten einen großen Theil des slavischen Nordens; und Napoleon fand in Moskau seinen Untergang. Aber selbst wenn auch in Europa dieselbe Beobachtung gälte, so bewiese sie dort so wenig als in Asien. Denn Montesquieu selbst sagt an einer andern Stelle: »Es ist natürlich, daß ein Volk ein schlechtes Land verläßt um ein besseres, und nicht, daß es ein gutes verläßt um ein schlechtes zu suchen. Die Mehrzahl der Einwanderungen finden somit statt in Länder, die die Natur gemacht hat um glücklich zu sein.« (liv. XVIII. chap. 3.) Und deswegen werden sich die Südasiaten wohl hüten nach Nordasien zu wandern, und deswegen ist es natürlich, wenn die Nordasiaten, so oft sie sehen, daß im Süden Kampf, Unordnung, Erschlaffung eingetreten sind, sich aufmachen und ins gelobte Land ziehen; deswegen erklärt es sich von selbst, wenn in Europa bald der Norden, bald der Süden vorrücken, da hier die Unterschiede nicht so groß sind wie in Asien.

6.

Wie das Clima, so ist auch die Beschaffenheit des Grund und Bodens nach Montesquieu Ursache der verschiedenartigsten Volkszustände. Nicht das Clima Asiens

allein ist die Ursache seiner Knechtschaft. »Asien hat auch die größten Ebenen, die wir kennen, es ist in größere Theile getheilt durch die Meere, und da es mehr südlich liegt, so sind die Quellen eher vertrocknet, die Berge weniger mit Schnee bedeckt und die weniger großen Flüsse bilden weniger starke Grenzscheiden. Die Macht muß also in Asien stets despotisch sein; denn wenn die Knechtschaft nicht außerordentlich wäre, so würde eine Theilung eintreten, die die Natur des Landes nicht erlaubt.« (liv. XVII, chap. 6.) Die Gebirgsgegenden sind im Gegensatze die Asyle der Freiheit. Das ist schon alt, weil zu allen Zeiten die Bewohner der Gebirge durch die Noth gezwungen waren, rüstig, fleißig, kräftig, arm und genügsam zu sein. Wo ein Gebirgsvolk reich und genußsüchtig wurde, hörte seine Freiheit auf, und seit die Schweiz das Sprichwort: »pas d'argent pas de Suisses« — zum Wahrwort machte, sank auch ihre Freiheit herab; und seit sie die goldgespickten Börsen der Engländer zu leeren begannen, verschwand der Glanz ihrer Kraft, und zog die französische Revolution ebenso gut und ungehindert durch ihre Berge wie später die Heere der verbündeten Mächte. — Doch lassen wir Montesquieu weiter schließen. »Die Völker der Inseln sind mehr zur Freiheit geeignet als die der Continente. Die Inseln sind meist klein, ein Theil des Volkes kann nicht leicht dazu benutzt werden, den andern zu unterdrücken. Das Meer trennt sie von den größern Staaten, und die Tyrannei kann sich dort nicht die Hand reichen. Die Eroberer sind durchs Meer aufgehalten; die Inselbewohner werden nicht in die Eroberung mit hineingerissen und halten so leichter ihre Gesetze aufrecht.« (liv. XVIII, chap. 5.) Zu allen Zeiten waren die Inseln von dem Festlande moralisch

und physisch abhängig, und mit Ausnahme Englands, das Musterland Montesquieu's — das übrigens ebenfalls von den Celten, Römern, Dänen, Sachsen und Normannen erobert und beherrscht wurde — sind sie es noch heute. Beweis: Irland, Malta, Sicilien, Sardinien, Corsika, Cypern ꝛc. ꝛc. Aber das paßte nicht in Montesquieu's System.

»Die Länder, die die Industrie der Menschen wohnbar gemacht hat, und die, um zu existiren, derselben Industrie bedürfen, verlangen eine gemäßigte Regierung. Es giebt deren vorzüglich drei, die beiden schönen Provinzen Kiang-Nan und Tche-Kiang in China, dann Aegypten und Holland..... Hier muß die Macht gemildert sein, wie sie es sonst in Aegypten war; sie muß gemäßigt sein, wie in Holland, das die Natur gemacht hat, um auf sich selbst zu achten und nicht um der Achtlosigkeit und Launen überlassen zu werden. So waren denn auch, trotz des Klimas in China, die ersten Gesetzgeber China's veranlaßt, sehr gute Gesetze zu machen, und die Regierung war oft gezwungen, sie zu befolgen.« Wenn auch der ewige Kampf mit dem Meere in Holland ꝛc. das Volk in Athem hällt, es zwingt, wachsam, fleißig, rüstig, abgehärtet zu sein, und diese Tugenden selbst seine Freiheit bedingen, so ist es doch nicht nöthig, die Widersprüche, auf die Montesquieu hier wieder durch seine materialistische Anschauung stößt, herauszuheben. Aegypten war sonst gemäßigt regiert, China oft mit guten Gesetzen versehen, Holland ist noch jetzt eine Quasirepublik, Schluß — alle dem Meere abgerungenen Länder fordern eine gemäßigte Regierungsform. —

Auch die Fruchtbarkeit und Unfruchtbarkeit des Landes kommen in Anspruch; die erstere fordert Einherr-

schaft, die letztere Mehrherrschaft, Republik. (liv. XVIII, chap. 3.) Was allen Republikanern zur Berücksichtigung hiermit verrathen wird; denn es ist fast leichter aus einem blühenden Lande eine Wüste zu machen als aus einer Monarchie eine Republik; und Montesquieu ist ganz damit einverstanden, daß die Völker, die die Erde öde lassen, sich einer großen Freiheit freuen. (liv. XVIII, chap. 30.)

Lykurg, Solon, Moses, Christus sind überflüssig; — eine Gottesgeißel, ein Barbarenfürst kanns gerade so gut. Doch genug.

7.

Wir haben den Einfluß des Climas und des Grund und Bodens, wie ihn Montesquieu darstellt, Schritt für Schritt verfolgt, und finden denselben überall thätig, überall die bedingende Ursache unabweisbarer Folgen. Montesquieu selbst aber empört sich oft gegen die Folgen, die er selbst als nothwendig aufstellt; oft sieht er die Möglichkeit, ihnen entgegen zu wirken; oft ahnet er, wie die Natur selbst wieder gut macht was sie verdorben zu haben scheint: Er verlangt, daß der Gesetzgeber die Laster des Climas bekämpfen solle, und zeigt, wie dies den Chinesen gelungen ist, während die Indianer das Clima frei walten lassen und ihm dann unterliegen. (liv. XIV, chap. 5.) Ja er ahnet, wie man oft die Tugend neben dem Laster findet um dieses durch jene zu bekämpfen, er will mit dem Hochmuth der südlichen Völker ihre Trägheit, mit der Eitelkeit ihre Arbeitscheu besiegen. (liv. XIV, chap. 9.) Aber es ist das nur eine Schwäche, nur die Angst vor der stren-

gen Schlußfolge. Der Arzt hat ein Glied nach dem andern befühlt, und geſehen, daß der Wurm der Fäulniß an ihnen nagt, daß das Mark erſtarrt, der Knochen angefreſſen iſt. Aber er hat ein zu weiches Herz, um das Todesurtheil kalt und ſtrenge auszuſprechen, und ſo hofft er denn mit dem Kranken, und ſucht das Mittel gegen die Geſetze der Natur. Wenn Montesquieu in ſeinen Unterſtellungen über den Einfluß des Climas und des Bodens Recht hat, ſo hat er Unrecht in ſeiner Anſicht über die Mittel gegen das Geſetz der Natur. Und hilft das Mittel, iſt es im Stande den Kranken zu retten, ſo hat er die Natur verleumdet, indem er ſie nothwendig erſchlaffend, zernichtend, tödtend zeigte.

Der beſte Beweis aber gegen die Allmacht des Climas iſt die Geſchichte. An derſelben Stelle, unter derſelben Sonne, in demſelben Clima lebten zu verſchiedenen Zeiten die verſchiedenſten Völker, herrſchten die entgegengeſetzteſten Inſtitutionen. Und daſſelbe Volk unter demſelben Clima hat eine Geſchichte, die es die verſchiedenen Stufen der Cultur durchlaufen läßt. Das Land, das heute ein ängſtliches, feiges, ſcheues Volk nährt, zeugte einſt Rieſen und Helden, die Welt in Furcht und Erſtaunen ſetzend, und wird vielleicht in Jahrhunderten wieder eben ſolche Helden zeugen. Das Volk, das heute ſtolz auf ſeine Freiheit iſt, lag einſt demüthig im Staube vor ſeinen Herrſchern und wird vielleicht dereinſt wieder von der Höhe hinabſteigen, auf der es heute angekommen iſt. Aſien [1]) war einſt die

[1]) Montesquieu, hingeriſſen von ſeinem Syſteme, ruft eine Art Fluch über Aſien aus: »Es herrſcht in Aſien ein Geiſt der Knechtſchaft, der es nie verlaſſen hat; und in allen Geſchichten dieſes Landes iſt es nicht

hohe Schule Europas und wird vielleicht dereinſt wieder Europa überbieten. Die Indier waren die Lehrer und das Vorbild der Aegyptier, die Aegyptier die der Griechen, die Griechen die der Römer und dieſe die der neueren Zeit. An der Stelle wo jetzt in Rom ein Bettlervolk lebt, herrſchten einſt die eiſernen Charaktere der alten Weltſtadt. Dieſe Umgeſtaltung der Dinge widerſpricht unmittelbar der Lehre von der Allmacht des Climas, denn dieſe Allmacht würde nothwendig zum Stilleſtand führen. Iſt das Clima die Herrſcherin der Welt, ſo hört die Geſchichte auf, ſo hat es nie Geſchichte geben können.

Ich bin weit entfernt hiermit jeden Einfluß des Climas leugnen zu wollen. Man braucht nur wie Montesquieu die Extreme zu betrachten um zuzugeſtehen, daß das Clima einen gewiſſen Einfluß ausübt. Das Feuer brennt und die Kälte friert und erſtarrt. Wo die Kälte und die Hitze ſo groß ſind, daß die Bedingungen des Beſtehens für den Menſchen, des menſchlichen Beſtehens, d. h. des geſellſchaftlichen Lebens gefährdet ſind, wo nur Einzelnleben möglich iſt, da wird ſich die Folge der Vereinzelung: Nomadenart, Uncultur, Barbarenthum und Wildheit einſtellen. Das Clima iſt hier eine Urſache, die Folgen hat, die dann erſt, als auf den Geiſt des Menſchen wirkend, wieder als Urſachen hervortreten. Die Einſamkeit, die Unmöglichkeit des geſellſchaftlichen Lebens führt zur Uncultur, zur Verwilderung. Wo dieſe Urſache, Einſamkeit, Vereinzelung,

möglich einen einzigen Zug zu finden, der eine freie Seele bezeichnete. Man wird hier nie etwas anderes als den Heroismus der Knechtſchaft ſehen.« (liv. XVII, chap. 6.)

eintritt, wirkt sie ebenso gut in Paris und London wie in Lappland und unter dem Aequator. —

Wo aber das gesellschaftliche Leben möglich wird, da tritt auch die Möglichkeit des Fortschreitens, des Sieges über die Folgen des Climas ein. Und dieser Sieg ist in der Natur selbst bedingt. Der Südländer ist rascher, der Nordländer ausdauernder; der Südländer heftiger, der Nordländer durchdrungener von dem was er will; der Südländer kecker, der Nordländer ruhiger; der Südländer leidenschaftlicher, der Nordländer fester überzeugt. Man könnte so die Stufenleiter aller Gefühle, aller Lebensregungen durchlaufen, und es würde sich zeigen, daß die Natur keinen ihrer Söhne stiefmütterlich behandelt hat. Wo sie dem Einen gab, ertheilte sie dem Andern den vollkommenen Ersatz, und was dem Einen hier fehlt, gab sie ihm auf einer andern Stelle um ihn nicht in Nachtheil zu lassen.

Alle sind gleich berufen. Aber Wenige sind auserwählt. Die nordische Natur lebt länger, die südliche aber genießt rascher und kommt somit rascher beim Ziele an. Und nur darum handelt es sich, welches Ziel die Einen und die Andern sich steckten. Ist es das rechte, dann gelangt der Süden rascher zu seinem Beruf als der Norden; ist es das verkehrte, dann kommt er eher beim Untergange an als dieser.

Asien scheint schon seit Jahrtausenden das Ende seiner Kraft und Thätigkeit erreicht zu haben. Aber es hatte sich — wohl nur als Abart früherer besserer Zustände und Grundsätze, wohl nur als Ausartung vergangener Kraft und Größe — Genuß und Herrschaft zum Ziele gesteckt, und liegt jetzt darnieder und büßt die Schuld seiner Wahl. Der Norden, fast ganz Europa, kämpft noch, ist noch in

der Arbeit begriffen, und auch für Europa wird der Abend kommen und die Zeit des Ausruhens. Und dann wird ihm eine Ruhe wie die Asiens in Genuß und Knechtschaft werden, wenn es, wie die Völker Asiens, die Eigensucht über das Heil Aller stellt, wenn es den Genuß nur in der Selbstsucht und nicht in der Liebe und dem Gesammtwohl gesucht hat. —

VI.

Einfluß der Geſetze auf die Sitten und den Charakter der Völker.

1.

Nachdem Montesquieu den Einfluß des Climas, des Bodens auf die Sitten, den Geiſt des Volkes und die Geſetze in vielen Büchern dargeſtellt hat, fertigt er die Wechſelwirkung zwiſchen Geſetz, Sitte und Volksgeiſt in einem einzigen Buche ab.

Er fragt ſich in einem der erſten Kapitel dieſes Buches: »Was iſt der Volksgeiſt?« (l'esprit général). Und antwortet: »Mehrere Sachen (choses) regieren den Menſchen: das Clima, die Religion, die Geſetze, die Regierungsmaximen, die Beiſpiele der Vergangenheit, die Sitten, die Manieren; woraus ſich ein allgemeiner Geiſt bildet, der ihre Folge iſt. Je nachdem bei jeder Nation eine dieſer Urſachen mit mehr Kraft wirkt, weichen die andern zurück. Die Natur und das Clima herrſchen faſt ausſchließlich über die Wilden; die Manieren beherrſchen die Chineſen; die Geſetze tyranniſiren Japan; die Sitten waren ſonſt in Lakedämonien vorherrſchend; die Regierungsmaximen und die alten Sitten herrſchten in Rom.« (liv. XIX, chap. 4.)

Das Clima ſteht in der obigen Reihenfolge der Urſachen, die den allgemeinen Volksgeiſt bilden, wieder oben an, und erſt nach ihm kommen Religion, Geſetze, Inſtitutionen, Sitten und Gebräuche in wunderlicher Folge. In dem zweiten Satz aber ordnet ſich dieſes chaotiſche Durcheinander in etwas und wir ſehen dann, daß bald das Klima, bald die Geſetze, bald Gebräuche und Gewohnheiten den allgemeinen Geiſt bedingen. Es iſt erfreulich auch hier wieder zu finden, wie Montesquieu, ſobald er praktiſch werden will, ſobald er ins Einzelne eingehen muß, der Wahrheit näher tritt. Das Clima und die Natur beherrſchen vor allem die Wilden; mit der fortſchreitenden Cultur treten andere Urſachen zur Bildung des Volksgeiſtes hervor. Bei den Wilden ſelbſt wird die Wirkung des Climas überall eine vermittelnde ſein, das heißt, ſie wird ſtets die Tugend neben das Laſter ſtellen, das ſie weckt. Aber die freie Entwickelung beider wird in der Wildheit der Natur und dem Clima ſelbſt überlaſſen bleiben, während auf jeder höhern Stufe das Element der Civiliſation, die höhere geiſtige Cultur, hinzutritt und die Tugend oder das Laſter unter ihren Schutz nimmt, und ſo die weitere Entwickelung des Volksgeiſtes bedingt.

Die Frage, woher es komme, daß hier das Clima, dort die Gebräuche, weiter die Geſetze, anderswo die Sitten, und endlich Sitten und Regierungsmaximen zugleich vorherrſchen und den öffentlichen Geiſt bedingen, lag ſehr nahe, aber Montesquieu hat ſich dieſelbe nicht geſtellt. Die Antwort würde ihn auf die Unhaltbarkeit vieler ſeiner Behauptungen geführt haben. Er würde geſehen oder geahnet haben, daß das Clima, das rein Materielle nur ſo lange vorherrſchend thätig ſind, als die Materie ſelbſt vorherrſcht,

d. h. bei den Wilden. Bei den Barbaren [1]) wirken die Sitten und Gebräuche schon mehr, und diese selbst führen zu einer Religion, zu einer Rechtsanschauung, die mehr oder weniger, je nach ihrem Grundsatze, die Natur zu besiegen vermögen. Auf der Stufe der Civilisation angekommen, werden Gesetze und Institutionen das belebende Element des Volksgeistes, und sind dann ebenfalls nach dem Grundsatze, der sie beherrscht, im Stande das Heil oder Unheil der Zukunft im Geiste des Volkes zu begründen.

Eine zweite Frage lag so nahe, daß Montesquieu sie nicht umgehen konnte. »Soll der Gesetzgeber suchen, den Volksgeist zu lenken, zu modificiren, zu ändern, wo er dies für nöthig und nützlich hält? »In seiner Angst vor jeder scharfen Entscheidung, in seiner Art des juste milieu, des laisser faire und laisser passer, dessen Urvater er ist, deutet Montesquieu hier vorerst auf die Franzosen hin, zeigt abermals, wie einzelne ihrer Fehler, ihrer schwachen Seiten oft sehr vortheilhafte Folgen haben können, und fährt dann fort: »Daß man uns lasse wie wir sind, sagte einst ein Edelmann einer Nation, die derjenigen sehr gleicht, von der wir eben sprachen, die Natur macht Alles wieder gut; sie hat uns eine vivacité gegeben, die geeignet ist, zu beleidigen und uns bei Andern in Nachtheil zu setzen. Diese selbe vivacité wird aber in Schranken gehalten durch die Politesse [2]), die sie uns verschafft, indem sie uns Ge-

---

[1]) Tacitus. Plus ibi boni mores valent quam alibi bonae leges.

[2]) Note Montesquieus. Die Epoche der Politesse der Römer ist dieselbe wie die der Errichtung der gesetzlosen Macht (du pouvoir ar-

ſchmack an der Geſellſchaft und vorzüglich an der der Frauen einflößt. Daß man uns laſſe wie wir ſind. Unſere unangenehmen Eigenſchaften verbunden mit unſerer Herzensgüte (notre peu de malice) machen, daß die Geſetze, die den geſellſchaftlichen Sinn bei uns beengen wollten, nicht paſſend ſein würden.« (liv. XIX, chap. 6.) Die Folgen dieſes »humeur sociable« ſchildert er dann ein paar Zeilen weiter unten: »Je mehr die Völker mit einander umgehen, deſto leichter ändern ſie ihre Gebräuche; weil jedes mehr ein Schauſpiel für das andere wird. Man ſieht beſſer die Eigenheiten der Individuen, des Climas; das was die Urſache iſt, daß eine Nation es liebt ſich mitzutheilen, macht auch, daß ſie zu ändern liebt; und das, was Urſache iſt, daß eine Nation zu ändern liebt, macht auch, daß ſie ihren Geſchmack bildet. — Die Geſellſchaft der Frauen verſchlechtert die Sitten, und bildet den Geſchmack; die Sucht mehr als Andere zu gefallen ruft den Putz; die Sucht mehr als ſich ſelbſt (plus que soi-même) zu gefallen, die Moden hervor. Die Moden ſind ein bedeutender Gegenſtand, und indem man den Geiſt frivol macht, vermehrt man ohne Ablaß die verſchiedenen Zweige des Handels.« (liv. XIX, chap. 8.)

Vorerſt nur die Bemerkung, daß hier die Natur Alles wieder gut macht. So lange nur die Natur wirkt, iſt das ſicher wahr, nur hätte Montesquieu dies an einer andern Stelle beachten ſollen. Die Hauptſache aber iſt ſein Syſtem des laisser aller, laisser faire, das hier immer klarer hervortritt. Die Schlußkette iſt folgende: Die Natur hat uns veränderungsſüchtig geſchaffen, aber hütet euch dieſer

---

bitraire). Die abſolute Regierung ruft die Faulheit hervor und die Faulheit zeugt die Politeſſe. (liv. XIX, chap. 27.)

Sucht entgegen zu arbeiten, denn sie bildet unsern Geschmack. Die Gesellschaft der Frauen, wie wir sie lieben, verdirbt die Sitten, aber bei Leibe hemme man hier nicht, denn sonst ist der Modehandel von Paris in Gefahr. Das Alles macht uns von Tag zu Tag frivoler, aber der Handel gewinnt dabei.

Je mehr ein Volk unbedingt seiner Neuerungssucht, seinem Tändeln in Gesellschaft, seiner Sittenlosigkeit, seiner Frivolität freien Lauf läßt, desto rascher wird es am Ziele seiner Macht und seines Ansehens ankommen, desto schneller wird auch die Herrschaft seiner Moden aufhören. Griechenland war in Rom Mode, weil es mächtig, groß und hochgebildet gewesen war und noch zu sein schien. Aber weil es mehr an die Mode, an Flitterwesen und Kunstsüchtelei, denn an den Staat, die Sitten und die Gesetze dachte, sank es rasch von Stufe zu Stufe hinab. Rom wurde Mode in ganz Europa, aber auch erst am Vorabende seines Unterganges; und es ahmte dann bald sogar die Barbaren, die Germanen nach, als diese für die Römer kämpfen mußten und sie endlich besiegen lernten. Wenn die »Frivolität« erst recht gewirkt haben wird, wird Paris auch nicht mehr Mode machen.

2.

Der Gesetzgeber muß den schwachen Seiten im Volkscharakter entgegen wirken, aber freilich nicht dadurch, daß er Strafen auf die Aeußerung des Volksgeistes zu setzen versucht, sondern dadurch, daß er sich wohl hütet, den Schwächen seines Volkes zu schmeicheln, und im Gegentheile Gesetze und Institutionen zu finden weiß, die die Tugenden

eines Volkes zu heben und das Laster zu besiegen im Stande sind. Montesquieu und so manche andere neuern Gesetzgeber gleichen dem schwachen Vater, der aus blinder Liebe zu seinem Sohne in dessen Lastern nur leicht verzeihliche Vergehen, in seinen Fehlern den Keim zukünftiger Tugenden sieht.

Dabei leidet dann natürlich das strenge Rechtsgefühl Schiffbruch. Die Gerechtigkeit und die Moral dürfen nicht als Maßstab angelegt werden, weil sonst das verzogene Kind die Probe nicht bestehen würde. Man hilft sich mit der strengen Unterscheidung zwischen moralischen Lastern und politischen Lastern. Nachdem Montesquieu gezeigt hat, wozu die schlechten Sitten, die Frivolität des Geistes, und dergleichen mehr, gut sein können, macht er ein eigenes Kapitel, das er Réflexions überschreibt, und in dem er dann sein Gewissen in folgender Art zu beruhigen sucht: »Ich habe das nicht gesagt um auf irgend eine Weise den Abstand, der von dem Laster bis zur Tugend besteht, zu vermindern. Gott behüte. Ich habe nur begreiflich machen wollen, daß alle politischen Laster nicht auch moralische, und daß alle moralischen nicht zugleich politische Laster sind; und das dürfen diejenigen nicht übersehen, die Gesetze machen, welche dem öffentlichen Geiste entgegen sind.« (liv. XIX, chap. 11.)

Er hat dies ins Besondere an den Lastern des Hochmuths und der Eitelkeit, der Faulheit und auch an der Tugend der Redlichkeit zu zeigen versucht. Der Hochmuth ist ein politisches Laster, die Eitelkeit fast eine politische Tugend; jener führte, wie wir schon sahen, nach ihm bei den Spaniern zur Faulheit und zum Untergange, diese bei den Franzosen zum Luxus, zur Industrie, zu den

Künſten, zu den Moden, zur Politeſſe und zum guten Geſchmacke. (liv. XIX, chap. 9.) Die Römer, die Spartaner und ſo viele Andere waren hochmüthige, ſtolze Völker und wahrlich der Hochmuth, der Stolz führte ſie nicht zur Faulheit. Der Luxus, die Induſtrie, die Künſte, die Moden, der gute Geſchmack herrſchten in Griechenland wie in Rom und der Charakter beider Völker war nie vorherrſchend der der Eitelkeit. Die unmittelbaren Folgen der Eitelkeit ſind eine Ueberſchätzung ſeiner ſelbſt, eine lächerliche Anmaßung in Nebenſachen, die oft um ſo verletzender wird, je weniger der Gegenſtand die Eitelkeit, dieſen kaſtrirten Stolz, rechtfertigt. Die Franzoſen haben ſchon oft die beſten Erfolge ihrer Tapferkeit durch ihre Eitelkeit wieder nutzlos verloren. Ihre Eitelkeit läßt ſie den Luxus ſuchen, und die Mittel dieſen zu befriedigen ſind dann meiſt nicht gerade die rechten. Rom ſchon zernichtete die Gallier, weil es der Eitelkeit ihrer Führer ſo ſchön zu ſchmeicheln wußte; und Napoleons Helden empörten die ganze Welt, weil ſie in ihrer Eitelkeit alle Welt verletzten, weil ſie überall ihre Siege dazu benutzten, ſich die Mittel zu verſchaffen ihre Eitelkeit in Paris zur Schau tragen zu können.

Um eine moraliſche Tugend zu finden, die ein politiſches Laſter werden könne, muß die edelſte von allen, die Redlichkeit herhalten.

»Die Redlichkeit der Spanier war zu allen Zeit berühmt. Juſtin ſpricht von der Treue, mit der ſie anvertrautes Gut bewahren; ſie haben oft dem Tode getrotzt um ihr Geheimniß zu retten. Dieſe Treue, die ſie ſonſt beſaßen, haben ſie noch heute. Alle Nationen die in Cadix Handel trieben, vertrauen ihr Vermögen den Spaniern an, und haben dies nie zu bereuen gehabt. Aber dieſe be-

wundernswerthe Eigenſchaft, gepaart mit ihrer Faulheit — bildet eine Miſchung, aus der Erfolge hervorgehen, die ihnen ſehr nachtheilig ſind. Die Völker Europas machen unter ihren Augen den Handel ihrer Monarchie.« (liv. XIX, chap. 10.) Mir kommt es faſt ſo vor, als ob die Miſchung nicht nöthig wäre, als ob die Faulheit ungemiſcht mit Redlichkeit den obigen Erfolg hervorbringen könnte. Zu Anfang des ſechszehnten Jahrhunderts waren die Spanier die erſte Handelsnation der Welt, und man darf ihnen nicht nachſagen, daß damals die Faulheit ihr Laſter geweſen; dagegen liegt die Epoche ihrer Handelsgröße zwiſchen Juſtin und Montesquieu, die beide ihnen das Zeugniß der Redlichkeit geben. Später ſcheint ſich der Charakter der Spanier geändert zu haben, wenigſtens zeigten ſie in neuerer Zeit in ihren Anleihen oft ein etwas ſtarkes Gelüſte nach anderer Leute Gut. Doch rechten wir nur mit Montesquieu, der die Redlichkeit mit der Faulheit an dieſelbe Kette ſchließt und uns dann faſt glauben machen könnte, die Eine ſei politiſch nicht mehr werth als die Andere. So weit kann ſelbſt ein Ehrenmann, der die edelſten Abſichten hat, ſich verirren, wenn er erſt auf falſcher Bahn iſt.

Die Unredlichkeit der Chineſen wird dann natürlich zu einer Tugend. »Ihre unſichern Lebensverhältniſſe machten, daß ſie eine wunderbare Thätigkeit und eine ſolche Gewinnſucht haben, daß keine handelnde Nation ihnen vertrauen kann. Dieſe bekannte Unredlichkeit hat ihnen den Handel von Japon geſichert.« Mir kommt es abermals ſo vor, als ob die wunderbare Thätigkeit genügte. Wenigſtens hat auch hier die neuere Zeit gelehrt, daß die noch wunderbarere Thätigkeit der

Engländer, Amerikaner und im Norden selbst der Russen hinreichte, um sich den Chinesen gegenüber in den Handelszweigen, die die Natur ihnen bietet, geltend zu machen.

Es mag das Laster als der Schatten einer Volkstugend oft eine Zeitlang den Fortschritt, die Macht einer Nation vermehren; aber man hüte sich, den Schatten deswegen zu hegen und zu pflegen, denn er wird ohnedies am Abende immer größer. Die Unredlichkeit, das Unrecht der Völker sühnte sich stets mit Schrecken; und deswegen muß es des Gesetzgebers erste Aufgabe sein, die Art und Weise, die Sitten und Gebräuche seines Volkes zu beobachten, seine Laster zu erkennen und sie durch Gesetz und Institutionen zu bekämpfen.

Hier aber ist Montesquieu wieder ganz entgegengesetzter Ansicht. »Wir haben gesagt, daß die Gesetze besondere und bestimmte Institutionen des Gesetzgebers, und die Sitten und Gebräuche Institutionen der Nation im Allgemeinen sind. Daraus folgt, daß wenn man die Sitten und Gebräuche ändern will, man sie nicht durch Gesetze ändern soll, das würde zu despotisch erscheinen; es ist besser, sie durch andere Sitten, durch andere Gebräuche zu ändern. — So muß ein Fürst, der große Aenderungen in seiner Nation einführen will, durch Gesetze ändern was durch Gesetze, und durch Gebräuche was durch Gebräuche begründet ist. Und es ist eine sehr schlechte Politik durch Gesetze ändern zu wollen was durch Gebräuche geändert werden sollte.« (liv. XIX, chap. 14.)

Er führt dann als Beispiel an, daß Peter I von Rußland Unrecht gehabt habe, gegen die Bärte und die langen Röcke seiner Moskowiten mit dem Gesetze zu Felde zu ziehen. — Wo es sich freilich nur um eine Mode in Bezug auf Bart und Rock handelt, mag es verkehrt sein,

mit dem ſcharfen Schwerte des Geſetzes den kleinen, leichter zu entwirrenden Knoten durchhauen zu wollen. Aber wo es ſich um eigentliche Volksſitten und Gebräuche handelt, wo es die Aufgabe iſt auf die innere Lebensart und Denkweiſe des Volkes einzuwirken, da werden Geſetze nothwendig ſein. Wer ſich freilich einbilden wollte, es genüge bei einem leichtſinnigen, faulen, üppigen Volke zu decretiren, daß von heute an bei zehn Thaler, bei ein paar Jahren Gefängniß oder noch härterer Strafe kein Bürger mehr leichtſinnig, faul oder üppig ſein dürfe, der würde natürlich dem offenbarſten Unſinne huldigen. Der Geſetzgeber aber, der es mit einem leichtſinnigen, faulen, üppigen oder ſonſt in Sitten und Gebräuchen verderbten Volke zu thun hat, muß zu ergründen ſuchen, durch welche Geſetze und Inſtitutionen er die Schattenſeiten des Volkscharakters bekämpfen, durch welche er die edeln Elemente in Sitten, Gebräuchen und Volksweſen befruchten, erſtarken und vervielfältigen kann. Und daß er dies kann, beweiſt die Geſchichte aller Geſetze und aller Geſetzgeber, beweiſen die Thatſachen die Montesquieu ſelbſt an hundert Stellen anführt, beweiſt der Einfluß den Montesquieu ſelbſt auf die Geſetze Frankreichs und dieſe dann wieder auf die Volksart, auf Sitten und Gebräuche in Frankreich gehabt haben.

3.

Montesquieu aber will in dem Einfluſſe, den die Gegeber auf die Sitten ausgeübt haben, nur eine Art Ausnahme ſehen. Er weiſt ſie gewiſſermaßen zurecht, daß ſie ſich gegen ſeine Vorſchrift, die Sitten des Volkes unberührt zu laſſen, verſündigt haben. Er nennt das confondre les

principes qui gouvernent les hommes, und verſucht es insbeſondere, Lykurg und die chineſiſchen Geſetzgeber eines Beſſeren zu belehren. Vorerſt proteſtirt er noch einmal: »Die Sitten und Gebräuche ſind Gewohnheiten, die die Geſetze nicht hergeſtellt haben, nicht haben herſtellen können oder wollen. Zwiſchen den Geſetzen und den Sitten beſteht der Unterſchied, daß die erſteren die Handlungen des Bürgers, die letztern die des Menſchen ordnen. Zwiſchen den Sitten und Gebräuchen (manières) beſteht der Unterſchied, daß die erſtern mehr das innere, die letztern das äußere Benehmen angehen. Mitunter werden dieſe Sachen in einem Staate miteinander verwechſelt. Lykurg machte ein Geſetzbuch zugleich für die Geſetze, die Sitten und die Gebräuche, und die chineſiſchen Geſetzgeber handelten eben ſo. Man muß nicht erſtaunt ſein, daß die Geſetzgeber Lakedämoniens und Chinas Geſetze, Sitten und Gebräuche miteinander verwechſelten, denn die Sitten ſtellen die Geſetze, die Gebräuche die Sitten dar. (C'est que les moeurs représentent les lois, et les manières représentent les moeurs.) Die Geſetzgeber Chinas hatten zum Hauptzwecke, ihr Volk in Ruhe zu erhalten. Sie wollten, daß die Menſchen ſich ſehr achteten; daß Jeder zu jeder Stunde fühle, wie ſehr er ſeinem Nebenmenſchen verpflichtet ſei; daß es keinen Bürger gebe, der in gewiſſer Beziehung nicht von einem andern Bürger abhänge. Somit geben ſie den Anſtandsregeln den größten Umfang. Daher ſieht man denn die Bauern gegeneinander dieſelben Ceremonien beobachten wie Leute aus den höhern Ständen; ein ſehr praktiſches Mittel das Volk ſanftmüthig zu machen, Friede und Ordnung aufrecht zu erhalten und alle Fehler zu beſiegen, die die Folge der Rohheit ſind. In Wahrheit, ſich von den Re-

geln des Anstandes befreien, heißt das nicht das Mittel suchen, seinen Fehlern freiern Spielraum zu lassen?« —

»Lykurg, dessen Institutionen strenge waren, setzte sich die Höflichkeit nicht als Ziel, als er die Gebräuche ordnete. Er dachte an den Kriegergeist, den er seinem Volke geben wollte. Leute, die stets züchtigten und stets gezüchtigt wurden, die stets lehrten und stets belehrt wurden, gleich einfach und strenge, übten eher Tugenden gegeneinander, als daß sie Nachsicht gegeneinander hatten.« (liv. XIX, chap. 16.)

Er widmet dann den Chinesen noch mehrere besondere Capitel, in denen es unter andern heißt: »Die chinesischen Gesetzgeber thaten mehr, sie warfen die Religion, die Gesetze, die Sitten und Gebräuche zusammen. Alles das wurde die Moral, Alles das die Tugend. Die Vorschriften, die diese vier Punkte betrafen, waren das was man die religiösen Gebräuche (rites) nennt. In der gewissenhaften Beobachtung dieser Riten triumphirte die chinesische Regierung. Man brachte seine Jugend zu, sie zu lernen, das ganze Leben, sie zu beobachten. Die Gelehrten unterrichteten in ihnen, die Beamten predigten sie, und da sie alle kleinen Handlungen des Lebens umfaßten, war, so lange man das Mittel fand ihnen überall Gehorsam zu verschaffen, China gut regiert.« (liv. XIX, chap. 17.) ...

»Die Gesetzgeber Chinas hatten vor allem die Ruhe des Reiches als Hauptziel der Regierung im Auge. Die Subordination schien ihnen das beste Mittel sie aufrecht zu halten. In dieser Absicht glaubten sie die Elternliebe belohnen zu müssen, und sie boten Alles auf dies zu erreichen. Sie richteten eine Anzahl von Religionsgebräuchen und Ceremonien ein, um die Eltern während ihres Lebens und

nach ihrem Tode zu ehren. Es war unmöglich, die todten Väter so zu ehren, ohne darauf geführt zu werden, auch die lebenden zu achten. Die Ceremonien für die todten Väter hingen mehr mit der Religion zusammen, die für die lebenden mehr mit den Gesetzen, den Sitten, den Gebräuchen. Aber sie waren nur Theile desselben Gesetzbuches, und dieses Gesetzbuch war sehr ausgedehnt. Die Achtung für die Väter hing nothwendig zusammen mit Allem was die Väter, die Alten, die Herren, die Beamten, den Kaiser vertrat. Diese Achtung für die Väter unterstellte eine Rückwirkung der Liebe für die Kinder, und in Folge dessen dieselbe Rückwirkung zwischen den Greisen und den jungen Leuten, den Beamten und ihren Untergebenen, dem Kaiser und seinen Unterthanen. Alles das bildete die Religionsgebräuche, und diese den Volksgeist.« (liv. XIX, chap. 19.)

Diese Uebereinstimmung in Religion, Gesetzen und Sitten geben dem Volksgeiste in China eine solche Kraft, daß alle Eroberer sich an ihm brachen, alle in kurzer Zeit zu Chinesen wurden. Dieser feste Zusammenhang zwischen Gesetz, Sitten und Gebräuchen machte die Spartaner zu dem ersten Volksstamme Griechenlands und gab ihnen fast ein Jahrtausend Lebensdauer.

Und in beiden Fällen war das Ziel der Gesetzgeber nur ein einseitiges, und nicht das der höchsten edelsten Seite des Menschengeistes und Menschenwillens. Die chinesischen Gesetzgeber dachten nur daran, wie sie die Ruhe des Staates sichern konnten, und opferten diesem Streben alle andern Lebenselemente, jede andere höhere geistige Thätigkeit des Volkes. Lykurg dachte fast nur an den Krieg, nur an einen ewigen Kampf nach außen hin, und opferte ebenfalls

die edlern Seiten des Menschen. Aber wenn ein Gesetzgeber im Stande wäre den Menschengeist in seiner Vollkommenheit zu erfassen, und nach allen Richtungen seiner Thätigkeit hin Sitten, Gebräuche, Denkweise und Lebensart eines Volkes durch Gesetze zu ordnen, wenn er ein Volk gefunden, das einer so vollkommenen Gesetzgebung gewachsen wäre, so würde er das Höchste, das Letzte erreichen, — und vielleicht ist gerade deswegen das Ziel unmöglich, übermenschlich, göttlich. Aber ihm nachzustreben, das Höchste, das Ideal zum Endziele zu machen, ist die einzige Möglichkeit überhaupt zum Bessern zu gelangen und den Fortschritt zu sichern, den Stillestand, das heißt den Tod, zu vermeiden. —

4.

Die Schachteltheorie Montesquieus, dies ängstliche laisser faire, dies gutgemeinte juste milieu wurde aber von allen größern Gesetzgebern ohne Ausnahme vor den Kopf gestoßen. Von Solon, Lykurg und Moses herab bis auf das preußische Landrecht und den Code Napoléon griffen die Gesetze mehr oder weniger in die Sitten und Gebräuche über. Bei den Alten geschah dies meist absichtlich und mit Vorbedacht, weil sie mehr schaffend zu Werke gingen; bei den Neuern mehr unbewußt und zufällig, weil sie mehr vermitteln, versöhnen, herstellen und verhüten wollten. Aber selbst wo das Gesetz scheinbar nicht die entfernteste Absicht hat, auf Sitten und Gebräuche zu wirken, tritt diese Wirkung nothwendig ein; denn ein so durchgreifendes Lebenselement wie die Gesetze, die die öffentlichen Verhältnisse der Menschen ordnen, können nicht ändern, ohne daß alle andern Lebenselemente an dieser Aenderung mehr oder weniger

mit Theil nehmen. Auch für dieſe Behauptung liefert Montesquieu die ſchlagendſten Beweiſe. Der Schluß dieſes Buches über die Wechſelwirkung zwiſchen Geſetz und Sitten bildet ein Kapitel, in dem Montesquieu auf England zurückkommt, und an ſeinem Muſterſtaate zeigt, »wie die Geſetze dazu beitragen können, die Sitten, Gebräuche und den Charakter eines Volkes zu bilden.« Hier ſagt er in der Einleitung: »Die Gewohnheiten eines Sclavenvolkes bilden einen Theil ſeiner Sclaverei, die eines freien Volkes einen Theil ſeiner Freiheit.« Und er zeigt uns dann in jeder Falte des engliſchen Volkscharakters eine Folge ſeiner Inſtitutionen, ſeiner Geſetze, ſeiner Freiheit. »Bei einer Nation wo jeder Mann in ſeiner Art an der Regierung Theil nähme, würden die Frauen nur wenig mit den Männern leben. Jene würden alſo beſcheiden, d. h. ängſtlich (?) ſein. Dieſe Aengſtlichkeit würde ihre Tugend ſein, während die Männer, ohne Galanterie, ſich einer Ausſchweifung hingeben könnten, die ihnen alle ihre Freiheit und Muße laſſen würde.« . . . »Dieſe Männer ſelbſt aber, ſo ſtolz und für ſich lebend, würden ſehr oft in Geſellſchaft von Fremden ſehr ängſtlich (timides) ſein, und man würde an ihnen meiſt eine drollige Miſchung von falſcher Scham und Stolz ſehen.« — »Der Charakter des Volkes würde vor Allem in ſeinen Geiſteswerken hervortreten, in denen man ernſte Leute, die ſelbſt gedacht haben, erkennen würde. Die Geſellſchaft lehrt uns die Lächerlichkeiten fühlen, die Einſamkeit läßt uns die Laſter erkennen. Ihre ſatyriſchen Schriften würden ſehr ſtrenge (sanglants) ſein, und man würde viele Juvenale bei ihnen ſehen, ehe man einen Horaz fände.« . . .

Es iſt klar, daß hier Montesquieu wieder auf der an-

dern Seite zu weit geht und den Institutionen zurechnet, was Folge des ursprünglichen Charakters der Engländer ist. Doch genügt es hier Montesquieu selbst die Folgen der Gesetze so durchgreifend darstellen zu sehen. Wie sie nach ihm den Volkscharakter, das Benehmen, die Literatur bedingen, so zeugen sie auch die Gebräuche und Sitten in weiterm Sinne. »Diejenigen die regieren, würden, da ihre Macht alle Tage gestürzt werden kann, mehr Acht geben auf die, die ihnen nützlich sein können, als auf die, die sie unterhalten. So würde man dort wenig Höflinge, Schmeichler, Augendiener und dergleichen sehen. Man würde dort die Menschen weniger um ihrer frivolen Talente und Gaben, sondern um ihrer reellen Eigenschaft willen achten. Dieser Art aber giebt es nur zwei, den Reichthum und das persönliche Verdienst. Es würde dort ein solider Luxus bestehen, der nicht auf einem Kitzel der Eitelkeit, sondern auf wirklichen Bedürfnissen begründet wäre. Man würde dort in großem Ueberfluß leben, während die frivolen Sachen verachtet wären; so würden Viele, die mehr Vermögen als Gelegenheit es zu verzehren, haben, dasselbe auf eine bizarre Weise anwenden und in dieser Nation würde man mehr Witz als Geschmack haben.« (liv. XIX, chap. 27.)

So geht Montesquieu alle Eigenheiten des Volks- und des Staatslebens, die er in England beobachtet hatte, durch, und führt sie alle auf die Institutionen des Landes zurück. Der Spleen war schon als Folge des Climas angeführt, sonst hätte er vielleicht die Ehre erlangt, ebenfalls eine Folge der englischen Institutionen zu sein. Und warum sollte er das nicht eben so gut sein als die Bizarrerien des englischen

Geſchmackes, als die Reiſeluſt der Engländer [1]) und alle andern engliſchen Eigenſchaften.

Daß ſich Montesquieu bei dieſer Art oft täuſchen muß, verſteht ſich von ſelbſt, und ſo behauptet er unter andern auch, daß ein Volk mit den engliſchen Inſtitutionen nicht an Eroberungen denken, daß es in ſeinen diplomatiſchen Verhandlungen mehr Treu und Glauben beweiſen würde als alle andern Völker Europas. Die gute Meinung Montesquieus iſt den Engländern wohl zu Statten gekommen, denn in dem Jahrhundert, das ſeit Montesquieu verfloſſen iſt, haben die Engländer größere Eroberungen gemacht als faſt je eines der größten Eroberungsvölker; und Treue und Glaube in ihren diplomatiſchen Verhandlungen waren nicht gerade die Mittel, durch welche ſie zu ihrem Ziele gelangten.

Doch iſt das Nebenſache. Die Hauptſache iſt, daß Montesquieu ſelbſt die Inſtitutionen und Geſetze als von der höchſten Bedeutung für Sitten und Gebräuche ſchildert, daß er an dem Beiſpiele Englands die Sitten und Gebräuche als Folge der Inſtitutionen und Geſetze anerkennen zu müſſen glaubt. Ob er im Einzelnen etwas zu weit gegangen oder nicht weit genug, darauf kommt hier wenig an. Daß er im Allgemeinen Recht hat, wird man ſchwerlich beſtreiten. Die Inſtitutionen, die Geſetze eines Volkes ſind im Stande auf Sitten und Gebräuche den unmittelbarſten Ein-

[1]) »In einem Staate wo von der einen Seite der Reichthum ſehr groß, und auf der andern die Steuern außerordentlich wären, würde man kaum ohne Induſtrie mit einem kleinen Vermögen leben können. Viele Leute, unter dem Vorwande, Geſundheitsreiſen zu machen, würden auswandern, und würden den Ueberfluß in den Ländern der Knechtſchaft ſelbſt ſuchen.« (c. 27.)

fluß auszuüben. Und deswegen iſt es die Pflicht des Geſetzgebers zu ſuchen dieſen Einfluß auf die Weiſe auszuüben, die ihm erlaubt das gehoffte Ergebniß, Umgeſtaltung der Sitten durch die Geſetze, zu erreichen. Der Geſetzgeber, der mit ſich über ſein Ziel im Reinen iſt, der die Wechſelwirkung zwiſchen Geſetz und Sitte kennt, der nicht glaubt, daß es genüge die Bärte zu ſcheeren und den Rock zu kürzen, der endlich weiß, daß das Geſetz auf den Geiſt und das Gemüth des Volkes wirken muß, wenn es in Sitten und Gebräuche übergehen ſoll, — der wird auch das Geſetz bald erkennen, das ihm erlaubt den beabſichtigten Erfolg zu hoffen. Lykurg und Solon, Moſes und Numa — überhaupt alle Geſetzgeber des Alterthums, beabſichtigten durch ihre Geſetze einen gewiſſen Volksgeiſt, Sitten, Gebräuche, Lebensanſichten zu erwecken, und alle haben dies Ziel mehr oder weniger erreicht. Ihre Aufgabe war viel leichter als die der Geſetzgeber neuerer Zeiten, denn ſie hatten meiſt faſt noch unbebautes Feld vor ſich, während die Neuern auch die letzte Saat berückſichtigen müſſen, wenn ſie auf eine Erndte hoffen wollen. Das erſchwert die Arbeit, das beſchränkt vielfach die Wahl des Samens, den man auswerfen darf, und daher kommt es, daß die neuere Zeit oft Furcht vor dem durchgreifenden Mittel hat. Montesquieu insbeſondere hat dieſe Angſt zum Syſtem gemacht. Es liegt auch in dieſem Syſtem eine gewiſſe Macht, eine gewiſſe Wahrheit, es iſt wie die Homöopathie weniger ſchädlich, weil es der Natur freien Lauf läßt; aber wo die Krankheit die Natur ſelbſt angreift, wo die Glieder verrenkt, gebrochen, wo einzelne Organe verletzt ſind, da muß der Arzt der Natur nachhelfen. Die Geſetzgeber des laisser faire und laisser passer,

des thatlosen Jüstemilieu sind ganz gut in Zeiten die noch nicht zur ernsten That gereift sind, in Zeiten die den ernsten Thaten folgen und sich auf eine andere Zukunft durch Ruhe vorbereiten. Aber wenn der Augenblick des Handelns gekommen, dann fordert die Gesetzgebung vor Allem durchgreifendes Einwirken des Gesetzes auf Sitten und Gebräuche. Und wo sie das nicht vermag, wird sie überhaupt ohnmächtig sein und das Volk seinem Geschicke, den Kranken der heilenden oder ihn tödtenden Natur überlassen müssen.

Wie aber kann der Gesetzgeber durch Gesetze auf die Sitten wirken, ohne sich in das Heiligthum der Familien, in die unangreifbaren Kreise des nicht dem Staate gewidmeten gesellschaftlichen Lebens hineinzudrängen? — Dadurch, daß der Gesetzgeber die Sitte, die er geachtet wissen will, in seinen Gesetzen und Institutionen selbst achtet, ehrt und hochstellt. Die chinesischen Gesetzgeber wollten die Elternliebe fördern, und sie legten allen Söhnen diese oder jene Ehrenhandlung, äußere Ceremonie auf, durch welche sie dem Vater ihre Achtung zu bestimmten Stunden des Tages bezeugen mußten. Das war gewiß verkehrt, denn man befahl eine Liebe, die nicht erzwungen werden kann, man schraubte einen Gedanken in eine Form, und stellte so den Geist in den Schatten. Aber die alten Römer erreichten in ganz anderer Art ein viel höheres Ergebniß, indem sie die Väter in ihrem Senate versammelten und sie an die Spitze des Staates stellten. In den bösen Zeiten des Unterganges versuchten die Römer die Ehe wieder zu heben, und setzten Strafen für die Unehelichen ein. Das war abermals das verkehrte Mittel, aber die alten Römer und die Germanen erreichten die Absicht, die das untergehende Rom verfehlte,

auf dem nächſten Wege, indem ſie nur den Ehemännern die thätigen Bürgerrechte zuerkannten.

Ich habe nicht die Abſicht, und es iſt hier nicht der Ort, ins Einzelne einzugehen. Ich habe nur zeigen wollen, daß die milde, die ſehr duldſame, ängſtliche Anſicht Montesquieus verkehrt iſt; daß Geſetz, Sitten und Gebräuche ſich bedingen, und daß es die Pflicht des Geſetzgebers iſt vor Allem zu ſuchen auf die Sitten und Gebräuche des Volkes Einfluß zu erlangen.

VII.

Die drei Regierungsarten.

1.

Wir sind bis jetzt Montesquieu in den Kreuz- und Quergängen gefolgt, die zu dem Mittelpunkte seines Systems führen, und treten diesem endlich näher. Dies System aber beruht vor Allem auf einer dreifachen Drei, auf der Eintheilung der verschiedenen Regierungen in Republiken, Monarchien und Despotien, auf den drei Grundsätzen: Tugend, Ehre und Furcht, je nach den Regierungsarten; und endlich auf der Trennung der Staatsgewalten in die gesetzgebende, richtende und vollziehende.

Montesquieu sucht die Eintheilung der Regierungen in Republiken, Monarchien und Despotien auf folgende Weise zu begründen: »Ich unterstelle drei Definitionen, oder besser drei Thatsachen; die eine, daß die republikanische Regierung diejenige ist, in der das Volk in Masse, oder nur ein Theil des Volkes, die souveraine Macht hat; die monarchische, in der ein Einzelner, aber nach festen und bestimmten Gesetzen regiert, anstatt daß

in der despotischen ein Einzelner ohne Gesetze und ohne Regel Alles nach seinem Willen oder seiner Laune entscheidet.« (liv. II, chap. 1.)

Die republikanische Regierung ist schon in der obigen Definition eine zweifache, entweder ist das ganze Volk souverain, oder nur ein Theil des Volkes. Diese zweifache Natur der Republiken, diese Eintheilung derselben in Demokratien und Aristokratien geht durch das ganze Werk Montesquieus durch [1]). Er stößt also selbst die Eintheilung der Regierungsarten in drei überall um, wo er von der Theorie zur Praxis übertritt; denn überall, selbst bis auf den belebenden Grundsatz der Regierungen hinauf, unterscheidet er vier Regierungsarten: Demokratien, Aristokratien, Monarchien und Despotien.

Schon hieraus geht hervor, daß seine Eintheilung verkehrt ist. Die Demokratie und Aristokratie sind ursprünglich und grundsätzlich ganz verschiedene, sich bekämpfende, sich auflösende, sich überall widersprechende Regierungsarten. Sie haben nur eine negative Gemeinschaft, die, daß kein Einzelner sondern Mehrere die souveraine Macht ausüben. Aber wenn das genügte um sie zusammen zu stellen, so müßten nothwendig Monarchie und Despotie ebenfalls in dieselbe Form passen, denn sie haben beide ebenfalls den gemeinschaftlichen negativen Charakter, daß in ihnen die souveraine Gewalt nicht in der Hand Mehrerer, sondern in der eines Einzelnen liegt.

Aber sicher ist die Demokratie von der Aristokratie eben so weit entfernt als die Monarchie, wie Montesquieu sie

---

[1]) liv. II, chap. 2. 3. liv. III, 3—6. liv. IV, 7. 8. 9. 13. liv. VII, 2. 3. 4., liv. VIII, 2. 5. 6. 10.

verſteht, von der Despotie. Die beiden Endpunkte aller Regierungsarten bilden die reine Demokratie und die reine Despotie; Ariſtokratie und beſchränkte Monarchie liegen zwiſchen beiden, bilden die Vermittelung, und wenn zwei von den vier Regierungsarten, die Montesquieu aufſtellt, zuſammen fallen ſollen, ſo dürfen dies nur die Ariſtokratien und die beſchränkten Monarchien ſein.

Beide unterſcheiden ſich nur dadurch, daß die Monarchie einen erblichen oder auch nur lebenslänglichen Monarchen an die Spitze des herrſchenden Volkstheiles ſtellt, während die Ariſtokratie einen zeitweiligen Beamten oder mehrere hierzu wählt. Dieſe einzige Thatſache hat zwar eine Menge Folgen, aber wo ſie nicht wirkt, da ſind Ariſtokratie und beſchränkte Monarchie von Einem Stoffe, haben dieſelben Grundſätze, dieſelbe Verfahrungsweiſe, dieſelben Neigungen und Folgen.

Montesquieu ſelbſt fühlt dies oft genug. Er ſieht im Einzelnen, daß die Ariſtokratie mit der beſchränkten Monarchie zuſammenfällt. Schon ſeine Definition der Ariſtokratie deutet dies an. Er ſagt: »In der Ariſtokratie iſt die ſouveraine Macht in der Hand einer gewiſſen Zahl von Perſonen. Dieſe ſind es, die die Geſetze machen, und die ſie vollziehen; und der Reſt des Volkes iſt in Bezug auf ſie höchſtens was in der Monarchie die Unterthanen in Bezug auf den Monarchen ſind.« (liv. II, chap. 3.) An einer andern Stelle ſpricht er dieſe Anſicht noch klarer aus und ſagt ausdrücklich: »Wenn die regierenden Familien die Geſetze beobachten, dann iſt die Ariſtokratie eine Monarchie, die mehrere Monarchen hat. Beinahe alle dieſe Monarchen ſind durch Geſetze gebunden; aber wenn ſie dieſelben nicht beobachten,

dann ist sie eine Despotie, die mehrere Despoten hat.« (liv. VIII, chap. 4.)

Die Herrscher und die Beherrschten sind also in der Aristokratie und der Monarchie im Ganzen derselben Art, in beiden ist das Volk machtloser Unterthan, in beiden sind die Regierenden durch Gesetze beschränkte Gewalthaber; nur die Zahl ändert, nicht das Wesen. Sehr oft aber sind beide Regierungsarten in einander verwachsen, wie dies sogar in England selbst der Fall war, was im Wesen eine aristokratische Monarchie bildete. Die polnische Regierung und viele Regierungen der Einzelnstaaten Deutschlands hatten denselben gemischten Charakter. Es liegt in der Natur der Dinge, daß Aristokratie und Monarchie sehr oft neben einander bestehen.

Die innere Verwandtschaft der Aristokratie und der Monarchie, wie Montesquieu sich dieselbe denkt, der beschränkten Monarchie, wird aber noch klarer, wenn man näher in die Darstellung der Letztern eingeht. Wir haben schon gesehen, daß die monarchische Verfassung eine solche ist, in der ein Einzelner »nach festen und bestimmten Gesetzen« regiert. So eben sagte uns Montesquieu, daß in der Beobachtung der Gesetze auch der Charakter der Aristokratie bestehe und daß ohne diese Gesetze die Aristokratien nichts als vielköpfige Despotien seien. Der Unterschied ist hier wieder nur, daß eine Monarchie ohne feste Gesetze, ohne die Beobachtung derselben eine einköpfige Despotie ist.

In den Gesetzen, die Recht und Gerechtigkeit sichern, die verhindern, daß die Aristokraten oder der Monarch nach ihrer Laune über das Gesamtwohl der Bürger und des Staates entscheiden, liegt also das Wesen beider Regie-

rungsarten. In der Aristokratie sind es die edeln Familien, die diese Gesetze erlassen, über sie wachen und sie vollziehen. In den beschränkten Monarchien gestaltet sich nach Montesquieu dies auf folgende Weise: »Die vermittelnden, untergeordneten und abhängigen Gewalten bilden die Natur der monarchischen Regierung, d. h. derjenigen wo ein Einziger durch Grundgesetze regiert. Ich habe gesagt, die vermittelnden, untergeordneten und abhängigen Gewalten. In der That, in der Monarchie ist der Fürst die Quelle aller politischen und bürgerlichen Gewalt. Diese Grundgesetze unterstellen nothwendig vermittelnde Kanäle, durch welche die Macht fließt; denn wenn es im Staate nur den augenblicklichen und capriciösen Willen eines Einzelnen giebt, kann nichts fest sein, und somit giebt es hier kein Grundgesetz.«

»Die vermittelnde, untergeordnete Macht liegt am natürlichsten im Adel. Dieser gehört in gewisser Beziehung zum Wesen der Monarchie, deren Grundmaxime ist: »Ohne Monarch kein Adel, ohne Adel kein Monarch.«

»Es giebt Leute, die sich einbildeten, daß man die Patrimonialgerichtsbarkeit (la justice des seigneurs) abschaffen könne..... Hebet in einer Monarchie die Vorrechte des Adels, der Geistlichkeit, der Städte auf, und ihr werdet bald einen Volksstaat oder auch eine Despotie haben.« ....

»Es genügt nicht, daß es in einer Monarchie vermittelnde Stände giebt, sie bedarf ebenfalls einer Niederlage (dépôt) der Gesetze. Dies Depot kann nur in den politischen Corporationen sein, die die Gesetze verkünden, und ins Gedächtniß zurückrufen, wenn man sie vergißt. Die natürliche Unwissenheit des Adels, seine Un-

achtſamkeit, ſeine Verachtung gegen die Civilregierung verlangen, daß es eine Corporation gebe, die ohne Unterlaß die Geſetze aus dem Staube, in dem ſie vergraben ſind, hervorſucht. Der Rath des Fürſten eignet ſich ebenfalls nicht hierzu; er iſt ſeiner Natur nach das Lager (le dépôt) des augenblicklichen Willens des Fürſten und nicht das der Grundgeſetze. Ueberdies ändert der Rath des Fürſten ſtets, er iſt nicht permanent; er kann nicht zahlreich ſein; er hat nicht im geeigneten Grade das Vertrauen des Volkes; er iſt alſo nicht im Stande es aufzuklären in ſchweren Zeiten und es zum Gehorſam zurückzuführen.« (liv. II, chap. 4.)

So oft Montesquieu im Allgemeinen von der Monarchie ſpricht, denkt er insbeſondere an Frankreich, an die Monarchie Ludwigs XIV. In dieſer waren der Adel, die Geiſtlichkeit und die Städte gleichſam die Vermittler zwiſchen dem Fürſten und dem Volke; während die Parlamente »die Depots der Geſetze« waren. Daß die obige Stelle auf dieſe Verhältniſſe zugeſchnitten iſt, braucht man nicht erſt zu zeigen.

Aber das verhindert nicht, daß ſie dennoch eine allgemeine Wahrheit enthält, und in dieſer nähert ſich dann die Monarchie Montesquieus der Ariſtokratie wieder ſo, daß ſie wieder ungefähr in Eins zuſammenfallen.

Die Hauptſache iſt in der Monarchie Montesquieus wie in der Ariſtokratie, daß die Geſetze geachtet werden, denn wo dies nicht der Fall iſt, treten beide in die Despotie über. Die Staatseinrichtung, die die Aufrechthaltung des Geſetzes vermittelt, iſt ſomit das weſentlichſte Element beider. In der Ariſtokratie ſind es die edlen Familien, die die Herrſchaft in Händen haben, in der

Monarchie Montesquieus dagegen ist es der Adel, die Geistlichkeit, die Städtevorstände und endlich die Parlamente. Ich halte es für überflüssig zu zeigen, wie der Adel, die Geistlichkeit, die Städtevorsteher, die Parlamente wieder aus den edeln Familien des Landes hervorgehen, und somit in der »Monarchie« wie in der Aristokratie das eigentliche Lebenselement des Staates ganz dasselbe ist.

Die »Monarchie« Montesquieus ist der Keim, aus dem die »constitutionellen Monarchien« der neuern Auffassung hervorgegangen sind. Wir werden später noch sehen, wie Montesquieu selbst die Entwickelung seiner »Monarchie« zur »constitutionellen Regierung« vorbereitet, und machen hier nur noch darauf aufmerksam, wie er bereits der Monarchie Ludwigs des XIV Grundgesetze zugesteht, und wie er dann die beschränkenden Elemente, Adel, Geistlichkeit, Städte und besonders die Parlamente in Schutz nimmt, und die letztern permanent, zahlreich und einflußreich haben will.

2.

Von den vier Regierungsarten Montesquieus bleiben also nur drei, und zwar die Demokratie, die Aristokratie (reine Aristokratie oder beschränkte Monarchie) und die Despotie — oder besser Monarchie, d. h. reine und unbeschränkte Einzelnherrschaft, — als selbständig übrig. Die äußere Unterscheidung dieser drei Regierungsarten liegt schon in den Worten selbst; in der einen herrscht das ganze Volk, in der zweiten ein Theil des Volkes, eine bevorzugte Klasse (einerlei ob Adel oder

höherer Bürgerstand) und in der dritten ein Einzelner. Montesquieu hat es versucht das innere Unterscheidungsmal für seine drei, respective vier, Regierungsarten aufzustellen. Er sagt: »Zwischen der Natur einer Regierung und ihrem Grundsatze besteht der Unterschied, daß ihre Natur das ist, was ihr Sein bedingt, und ihr Grundsatz das, was sie handeln macht. Jene ist ihre besondere Bildung, diese sind die menschlichen Leidenschaften, die sie in Bewegung setzen.« (liv. III, 1.)

Dann geht er die verschiedenen Regierungsarten durch, und sucht den Grundsatz, das Lebenselement jeder einzelnen.

Die Tugend ist nach Montesquieu das Triebrad der Republik: „Die griechischen Politiker, die unter einer populären Regierung lebten, kennen, um dieselbe aufrecht zu halten, keine andere Macht als die Tugend. Die unserer Zeit sprechen von nichts als von Fabriken, vom Handel, von den Finanzen, dem Reichthum und selbst dem Luxus.«

»Wenn diese Tugend aufhört, schleicht sich die Ehrsucht in die Herzen, die sie aufnehmen können, und der Geiz bringt in Alle. Die Wünsche ändern ihren Gegenstand: das was man liebte, liebt man nicht mehr; man war frei durch die Gesetze, man will frei sein gegen sie; jeder Bürger ist wie ein dem Hause seines Herrn entlaufener Sclave; was Grundsatz war, nennt man Strenge; was Regel war, heißt Hinderniß; was Aufmerksamkeit war, wird in Furcht umgetauft. Die Sparsamkeit wird zum Geize. Sonst war das Privatgut zugleich der Staatsschatz, jetzt wird der Staatsschatz zum Erbe Einzelner. Der Staat ist eine Beute; und seine Macht ist nichts mehr als die Gewalt

von ein paar Bürgern und die Gesetzlosigkeit Aller.«

»Athen, zur Zeit wo es mit so viel Ruhm herrschte, war gerade so stark als zur Zeit wo es mit so viel Schmach diente. Es hatte zwanzig tausend Bürger als es die Griechen gegen die Perser vertheidigte, als es Lakedämonien die Herrschaft streitig machte, als es Sicilien angriff; es hatte deren zwanzig Tausend, als Demetrius von Phalera es zerstückelte, theilte, wie man auf einem Markte die Sclaven zählt. Als Philipp wagte Griechenland zu beherrschen, als er vor den Thoren Athens erschien, hatte es noch nichts verloren als Zeit. Man kann in Demosthenes sehen, welche Mühe es kostete die Athener zu wecken. Sie fürchteten Philipp nicht als den Feind ihrer Freiheit, sondern ihrer Vergnügungen. Diese Stadt, die so viele andere überlebt hatte, die man nach so vielen Zerstörungen sich stets wieder erheben sah, wurde bei Cheronä besiegt, und sie wurde es für immer. Was konnte es helfen, daß Philipp alle Gefangenen heimsendete? Er schickte keine Männer nach Athen zurück. Es war stets eben so leicht die Macht Athens als es schwer war seine Tugend zu besiegen.«

»Wie hätte sich Karthago halten sollen? Als Hannibal, nachdem er Prätor geworden war, die Beamten verhindern wollte die Republik zu bestehlen, verklagten sie ihn da nicht bei den Römern? Unglückliche, die Bürger sein wollten ohne Bürgerthum, die es nicht verschmähten Reichthum aus den Händen ihrer Zerstörer zu empfangen! Bald forderte Rom als Geißel dreihundert ihrer angesehensten Bürger; es ließ sich die Waffen und die Schiffe ausliefern, und dann erklärte es ihnen den Krieg. Durch

die Anstrengungen, die die Verzweiflung dem entwaffneten Karthago möglich machte, kann man beurtheilen, was es mit seiner Tugend im Stande gewesen wäre zu thun, während es noch seine ganze Kraft besaß.« (liv. III, chap. 3.)

Gerne läßt man sich bei dieser schönen Begeisterung mit hinreißen. Die edlere Seite Montesquieus tritt in derselben sehr klar hervor. Aber das Wort »Tugend« ist so wenig begrenzt, daß es so allgemein hingestellt nicht ausreichen konnte. Daher sucht denn auch Montesquieu es näher zu bestimmen und sagt: »Die politische Tugend ist ein Aufgeben seiner selbst. Man kann diese Tugend als Liebe zu den Gesetzen und zum Vaterlande definiren. Diese Liebe, die verlangt, daß man das öffentliche Wohl stets dem eigenen Wohle vorziehe, giebt alle Privattugenden; denn diese sind nichts als jener Vorzug des allgemeinen Besten vor dem besondern.« (liv. IV, chap. 5.)

An einer andern Stelle entwickelt er seine Ansicht weiter und sagt: »Die Tugend, in einer Republik ist sehr einfach: sie ist die Liebe zur Republik; sie ist ein Gefühl und nicht eine Folge von Kenntnissen. Der letzte Mensch im Staate kann dies Gefühl eben so gut als der erste haben. Wenn das Volk einmal gute Grundsätze hat, so hält es länger an denselben als die höhere Gesellschaft. Es ist selten, daß das Verderben von ihm ausgeht; oft zieht es aus der geringern Aufklärung eine größere Anhänglichkeit für die bestehende Ordnung.«

»Die Liebe zum Vaterlande führt zu guten Sitten, und gute Sitten zur Liebe zum Vaterlande. Je weniger wir unsere Privatleidenschaften befriedigen können, desto eher überlassen wir uns den allgemeinen.« (liv. V, chap. 2.)

»In der Demokratie aber ist die Vaterlandsliebe die Liebe zur Demokratie; und die Liebe zur Demokratie die Liebe zur Gleichheit. Die Liebe zur Demokratie ist ebenfalls die Liebe zur Genügsamkeit (frugalité). Da Jeder in der Demokratie gleiches Glück und gleiche Vortheile haben soll, so muß er dieselben Vergnügungen genießen und sich denselben Hoffnungen hingeben; was Alles man nur von der allgemeinen Genügsamkeit erwarten kann. Die Liebe zur Gleichheit in einer Demokratie beschränkt die Ehrbegierde auf den einzigen Wunsch, auf das einzige Glück, seinem Vaterlande größere Dienste zu leisten als seine Mitbürger.«

3.

Wie Montesquieu in der Tugend das Grundwesen der Demokratie sieht, so ist, nach ihm, die Mäßigung das Prinzip der Aristokratie. Diese selbst aber ist in gewisser Beziehung eine Tochter der Tugend. Montesquieu sagt: »Das Volk in der Aristokratie wird durch die Gesetze im Zügel gehalten. Es bedarf also weniger der Tugend. Aber wie wird man die Edeln in Schranken halten? Diejenigen, die die Gesetze gegen ihre Collegen zu vollziehen berufen sind, werden vor Allem fühlen, daß sie gegen sich selbst handeln. Diese Corporation bedarf also der Tugend in Folge ihrer Constitution.... Wie leicht es dieser Corporation ist die Andern in Schranken zu halten, so schwer ist es sich selbst zu beschränken. Das ist die Natur einer solchen Constitution, daß sie dieselben Leute unter die Macht der Gesetze zu stellen und sie zugleich über dieselben zu erheben scheint. Eine solche Corporation aber kann nur auf zwei

Arten in Schranken gehalten werden. Entweder durch eine große Tugend, wodurch die Edeln ſich in gewiſſer Beziehung als die Gleichen des Volkes betrachten, was das Mittel iſt eine mächtige Republik zu bilden; oder durch eine geringere Tugend, die in einer gewiſſen Mäßigung beſteht, die die Edeln wenigſtens unter einander gleich macht, was ihre Erhaltung bedingt. Die Mäßigung iſt ſomit die Seele dieſer Regierungen. Ich verſtehe diejenige, die in der Tugend begründet iſt, nicht die, die aus der Feigheit oder Faulheit der Seele hervorgeht.« (liv. III, chap. 4.)

An einer andern Stelle führt er ſeine Anſicht in folgender Weiſe durch: »Wenn in der Ariſtokratie das Volk tugendhaft iſt, ſo wird man in ihr ungefähr das Glück der Demokratie genießen, und der Staat wird mächtig werden. Aber da es ſelten iſt, daß da, wo die Glücksgüter der Menſchen ſo ungleich ſind, es viel Tugend giebt, ſo müſſen die Geſetze dahin wirken, ſo viel möglich den Geiſt der Mäßigung zu geben, und ſuchen dieſe Gleichheit herzuſtellen, die die Conſtitution des Staates nothwendig aufhebt. Der Geiſt der Mäßigung iſt was man die Tugend in der Ariſtokratie nennt; er tritt an die Stelle des Geiſtes der Gleichheit in der Demokratie.« (liv. V, chap. 8.)

4.

Das Prinzip der »Monarchie« Montesquieus iſt die Ehre. Er ſagt: »In der Monarchie macht die Politik Großes mit ſo wenig Tugend als möglich, wie in den ſchönſten Maſchinen, wo die Kunſt ebenfalls ſo wenig Kraft und Räderwerk anwendet als möglich. Der Staat

beſteht unabhängig von der Liebe zum Vaterlande, dem Wunſche nach wahrem Ruhme, dem Aufgeben ſeiner ſelbſt, dem Opfer ſeiner heiligſten Intereſſen, all jener heroiſchen Tugenden, die wir bei den Alten finden, und von denen wir nur reden hörten. — Die Geſetze treten hier an die Stelle der Tugenden, deren man keineswegs bedarf; der Staat erläßt euch dieſelben; eine Handlung, die ohne viel Aufhebens vollbracht wird, iſt hier in gewiſſer Beziehung ohne Folgen. . . . Der Cardinal Richelieu läßt in ſeinem Teſtament durchſchimmern, daß wenn unter dem Volke ſich ein unglücklicher Ehrenmann finde, der Monarch ſich wohl in Acht nehmen möge ſich deſſelben zu bedienen. So wahr iſt es, daß die Tugend nicht die Triebfeder dieſer Regierung ſein muß. Gewiß, ſie iſt nicht ausgeſchloſſen, aber ſie iſt nicht das bewegende Prinzip.« . . . (liv. III, chap. 5.) »Aber wenn die »Monarchie« der einen Triebfeder ermangelt, ſo hat ſie eine andere. Die Ehre, d. h. das Vorurtheil jeder Perſon und jedes Standes nimmt die Stelle der politiſchen Tugend, von der ich rede, ein, und vertritt ſie überall. Sie kann in derſelben zu den ſchönſten Thaten begeiſtern; ſie kann, verbunden mit der Macht der Geſetze, wie die Tugend ſelbſt zu dem Ziele der Regierung führen.« (liv. III, chap. 6.) »Die monarchiſche Regierung unterſtellt, wie wir geſagt haben, Bevorzugungen, Rangordnungen und ſelbſt einen Geſchlechtsadel. Die Natur der Ehre iſt Bevorzugungen und Auszeichnungen zu erlangen, ſie iſt alſo durch die Natur der Sache ſelbſt in dieſe Regierung verſetzt. Die Ehrbegierde iſt ſchädlich in einer Republik; ſie hat gute Folgen in der Monarchie; ſie giebt dieſer Regierung Leben, und man hat den Vortheil,

daß ſie hier nicht gefährlich iſt, weil ſie ohne Unterlaß in Schranken gehalten werden kann.« (liv. III, chap. 7.)

Es bleibt nur noch die Despotie übrig. Montesquieu ſagt: »Wie die Republik der Tugend, die Monarchie der Ehre, ſo bedarf die despotiſche Regierung der Furcht. Die Tugend iſt hier überflüſſig, die Ehre würde gefährlich ſein.« (liv. III, chap. 9.) — —

5.

So lange man nur die Oberfläche der ſtaatlichen Verhältniſſe, Zuſtände und Ereigniſſe ſieht, hat dies Syſtem den Schein für ſich. In den alten Demokratien herrſchte wirklich vielfach das, was Montesquieu Tugend nennt; in den Ariſtokratien wird dieſe Tugend ſchon ſeltener; in der Monarchie treten oft Ehrgeiz und allerlei andere Untugenden an ihre Stelle, bis zuletzt in der Despotie ſich das Volk wirklich in Schrecken und Demuth vor dem Schwerte und der Laune ſeines Tyrannen beugt.

Aber deswegen ſind dieſe verſchiedenen Regungen des Menſchen nichts weniger als die eigentlichen Urtriebräder der verſchiedenen Regierungsarten.

Wir haben geſehen, was Montesquieu unter Prinzip, unter Grundſatz einer Regierung verſteht. Er ſagt: »Ihr Grundſatz iſt das, was ſie handeln macht.« Wäre wirklich in den Demokratien die Tugend das Prinzip des Staates im Sinne Montesquieus, dann wäre es nicht erklärlich, wie ein Staat, der von ſeiner Natur, von ſeinem Grundſatze ſtets zum Guten hingelenkt, auf das Gute angewieſen würde, endlich zum Böſen gelangen könnte. Wäre in der Demokratie die Tugend das Triebrad der Hand-

lungen des Staates und der Bürger, dann würde die Demokratie ewig wie ihr Grundsatz sein; dann würden die 20,000 Athener bis heute eben so gut gegen die Römer und die Türken als gegen die zahllosen Schaaren der Perser ausgereicht haben.

Das »was eine Regierung handeln macht«, ändert nach Umständen, und alle Regierungsarten ohne Ausnahme sind der verschiedensten aller möglichen Beweggründe zu ihren Handlungen fähig. Von der schönsten Demokratie bis zur schnödesten Despotie herab kann »das was sie handeln macht« bald die Tugend, bald die Mäßigung, bald die Ehrbegierde, bald die Furcht sein. Keine Regierungsart hat hier ein Vorrecht vor der andern. Gehen wir die Geschichte Athens und Lakedämoniens — die Vorbilder zu Montesquieus Demokratien — durch, so stoßen wir zwar in den schöneren Zeiten nur selten auf eine andere Triebfeder in ihren Handlungen als die der Vaterlandsliebe. Aber auch schon in der ersten Zeit sind der Stolz, die Lust am Kampfe und Krieg, die Hoffnung auf Beute und Sclaven in Lakedämonien, — die Eitelkeit, die angeborne Unruhe, die Hoffnung auf vermehrten Handelseinfluß in Athen nicht selten mit im Spiele. Nach und nach treten diese Leidenschaften immer klarer und endlich unbedingt und unverschleiert als das Prinzip Beider, als das »was sie handeln macht« hervor.

Brauche ich erst zu beweisen, daß das monarchische und aristokratische Rom, daß Monarchien und Despotien oft durch die edelste Vaterlandsliebe, durch wahre Bürgertugend geleitet und erhalten wurden?

Und doch liegt der verkehrten Ansicht Montesquieus

eine sehr tiefe Wahrheit zum Grunde. Er irrt, wenn er sagt: Das Lebensprinzip, das bewegende Triebrad dieser oder jener Regierung ist die Tugend. Denn die Tugend ist der Lebensathem jeder Regierung ohne Ausnahme. Die Regierungen, die nicht von ihm belebt sind, beseelt werden, die sie »nicht handeln macht«, sind dem Untergange verfallen, mögen sie nun Demokratien oder Despotien seien.

Aristoteles spricht den Sclaven die Tugend ab. Sie bedürfen ihrer nicht; im Gegentheile, jede Tugend, Seelengröße, Gefühls- und Gedankenadel würden den Sclaven nur dazu verleiten, seinem Herrn zu fluchen, wenn ihm die Macht abginge, ihm mit seiner gesprengten Kette den Schädel zu zerschmettern.

Je größer in einem Staate die Zahl der politischen Sclaven, der Rechtlosen ist, desto größer ist auch die der Menschen im Staate, die keiner Tugend bedürfen, bei denen Tugend, Seelengröße und Bürgeradel überflüssig, ja gefährlich hoch- und staatsverrätherisch sein würden. [1])

Und so hat denn Montesquieu wieder in gewisser Beziehung Recht, wenn er die Bürgertugend vor allem in den Demokratien thätig sieht, — für unerläßlich erklärt, und immer tiefer hinabsteigend, sie in den Monarchien und Despotien fast aus den Augen verliert. Unrecht aber hat er wenn er sie nur in den Demokratien als wahre Triebfeder des Staates anerkennt.

---

[1]) Und daher sucht man in despotischen Staaten fast unwillkürlich, oft ohne sich der Absicht bewußt zu sein — instinktartig — das Volk zu verderben durch Luxus, Uebersättigung, durch allen Kitzel der Sinne in Schauspielen, Kraftentwickelungen und Festen zu entarten.

Die Sache verhält sich so. Die Tugend, die Bürgertugend, Vaterlandsliebe, Seelengröße, Mannesadel, Muth und Aufopferung sind für alle thätigen Bürger jedes Staates unerläßlich, wenn der Staat nicht in sich selbst zerfallen oder bei jedem Anstoße von Außen umgeworfen werden soll. In der Demokratie muß die Mehrzahl der Bürger diese Tugenden besitzen; und nur die Sclaven dürfen ohne Gefahr für den Staat und die Regierung tugendlos sein. In den Aristokratien, constitutionellen Monarchien verengt sich der Kreis der thätigen Bürger, und mit ihm nimmt die Zahl derjenigen ab, die zur Aufrechthaltung der Regierung und des Staates Bürgertugenden besitzen müssen. In der Despotie sind nur der Despot und die in seinem Namen handeln, thätige Bürger, und deshalb brauchen auch nur sie Bürgertugenden zu besitzen. Diesen aber sind sie zur Aufrechthaltung der despotischen Regierung und des despotischen Staates eben so nothwendig als die Tugenden des Volkes zur Sicherheit seiner Demokratie.

Da diese Ansicht unmittelbar gegen die Montesquieus anstößt, so will ich sie durch von Montesquieu selbst aufgestellte Wahrheiten und anerkannte Thatsachen zu belegen suchen.

Sehen wir vorerst noch einmal was Montesquieu Tugend nennt. Die politische Tugend besteht »in dem Aufgeben seiner selbst, in der Liebe zum Vaterlande, in dem Höherstellen des öffentlichen Wohls über das Eigenwohl, in dem Vorzuge des allgemeinen Besten vor dem besondern.«

Wir haben gesehen, daß nach Montesquieu das Volk in einer Aristokratie der Tugend kaum bedarf; daß aber dagegen die Corporation des Adels derselben schon in Folge

ihrer Constitution nicht entbehren kann; daß ihre Existenz entweder durch eine große Tugend oder durch »Mäßigung« bedingt ist. Was aber heißt Mäßigung hier? Gewiß nichts anderes als der mäßige Gebrauch einer unmäßigen Macht. Der Adel in einer Aristokratie hat die Gewalt in Händen; macht er von derselben nur mäßigen Gebrauch, so besiegt er die Leidenschaft jedes einzelnen Aristokraten im Interesse Aller, — Vaterlandsliebe und das allgemeine Beste des Staates — d. h. der Aristokratie — machen ihn handeln. Das aber ist es, was Montesquieu als politische Tugend darstellt. Läßt sich die Corporation des Adels hinreißen, den Leidenschaften der Einzelnen als solchen nachzugeben, dem Egoismus zu huldigen, so bricht die Regierung sicher, und oft genug der Staat, das Volk mit ihr, zusammen.

»Während Rom zur Aristokratie hinneigte, erhielten die Beamten keinen Lohn für ihre Stellen. Die Ersten der Republik wurden eben so besteuert wie die Letzten; sie wurden es selbst mehr, und oft wurden sie es allein. Endlich, weit entfernt sich die Staatseinkünfte zuzueignen, theilten sie Alles was sie aus dem öffentlichen Schatze nehmen konnten, alle Reichthümer, die der Zufall ihnen zuführte, unter das Volk, um ihren Vorrechten Verzeihung zu erwirken.

»Es ist vor Allem nöthig in einem Staate, daß die Adeligen keine Tribute ausheben.« ... »Dann müssen die Gesetze ihnen den Handel verbieten, da so einflußreiche Kaufleute überall Monopole erlangen würden.« ... »Die Gesetze müssen die durchgreifendsten Mittel anwenden, damit die Adeligen dem Volke überall Recht und Gerechtigkeit widerfahren lassen. Wo es keine Tribunen giebt, müssen sie selbst Tribunen sein.« .. »Sie müssen zu allen

Zeiten ihren Hochmuth und ihre Herrschsucht niederdrücken. Es muß entweder für immer oder wenigstens von Zeit zu Zeit ein Amt geben, das die Adeligen zittern macht, wie die Ephoren in Sparta, oder die Inquisitoren in Venedig.« (liv. V, chap. 8.)

Ich denke, daß diese Mäßigung mit allem Recht ihre Ansprüche auf den Titel der politischen Tugend, wie sie Montesquieu definirt, geltend machen kann. Die Mitglieder der Aristokratie haben die Macht, ihren Leidenschaften die Zügel schießen zu lassen, aber das Heil der Regierung und des Staates verlangen, daß sie sich mäßigen, daß sie tugendhaft sind. Handeln sie diesem höhern Gesetze entgegen, so ist es um sie und ihren Staat geschehen. »Die Aristokratie zerfällt, wenn die Herrschaft der Adeligen zur Willkür ihre Zuflucht nimmt. Dann giebt es keine Tugend mehr weder bei denen die regieren, noch bei denen die regiert werden.« (liv. VIII, chap. 5.) —

6.

In der beschränkten Monarchie tritt ein doppeltes Verhältniß ein. Sie ist eine Aristokratie mit einem Könige. Und für beide, sowohl für die Aristokratie des Königthums als für den König selbst, ist die Tugend — Vaterlandsliebe, Liebe zum Gesamtwohl, Aufopferung des Sonderinteresses der Athem — Lebensgrundsatz der Regierung und des Staates. Das Wesen in der beschränkten Monarchie liegt eben in der Beschränkung der Allmacht des Königs; fällt diese weg, dann tritt die reine Monarchie, die Despotie ein. In der

Achtung dieſer Beſchränkung von Seiten des Königs, in der Aufrechthaltung derſelben von Seiten der thätigen Bürger beruht alſo die Aufrechthaltung des Staates und der Regierung ſelbſt. Nur die Tugend, Vaterlandsliebe, Geſetzesliebe, Bürgermuth ſind die Mittel dieſelben zu ſichern, wo ſie bedroht ſind.

Montesquieu ſelbſt fühlt ſich hier nicht ganz geheuer, denn er ſpricht von der Monarchie Frankreichs, unter der er lebte, und die damals, trotz aller Beſchränkungen, noch ihre lettres de cachet beſaß, die einem zu kecken Schriftſteller die Baſtille öffneten, um ſie auf ewig hinter ihm zu ſchließen. Daher iſt er bedächtiger; doch ſagt er: »Da die Geſchäfte von einem Einzelnen vollzogen werden, ſo kann dies mit mehr Pünktlichkeit geſchehen. Aber da dieſe Pünktlichkeit in Ueberſchnelle ausarten könnte, ſo müſſen die Geſetze eine gewiſſe Langſamkeit herſtellen. Sie müſſen nicht nur die Natur jeder Conſtitution fördern, ſondern auch dem Mißbrauch der aus dieſer Natur ſelbſt hervorgehen könnte, vorbeugen.« .... »Was würde aus der ſchönſten Monarchie der Welt geworden ſein, wenn die Magiſtrate (die Parlamente und Gerichte) durch ihr Zaudern, durch ihre Klagen, durch ihre Bitten nicht den Lauf ſelbſt der Tugenden ihrer Könige aufgehalten hätten, während dieſe Monarchen, nur ihre Seelengröße zu Rathe ziehend, ohne Maaß Verdienſte belohnen wollten, die mit einem Muthe und einer Treue gleich maßlos geleiſtet worden waren?« (liv. V, chap. 10.)

Dieſe Stelle iſt, wie ſchön ſie auch eingekleidet iſt, wie ſanft ſie auch die königlichen »Tugenden«, um nicht zu ſagen die Leidenſchaften, berührt, dennoch ſehr klar, und ein unbedingtes Lob des Benehmens der Parlamente, die

so oft es wagten, auf die Gefahr hin den fast allmächtigen Zorn des Königs zu reizen, seinen »Tugenden« einen Zügel anzulegen. Ohne diese Parlamente würde der Absolutismus die gemäßigte Monarchie zernichtet haben. Die Mitglieder der Parlamente aber, die zu widerstehen wagten, handelten im Interesse des Ganzen gegen ihr Sonderinteresse, opferten oft Leben und Freiheit um das Heil des Staates zu sichern. Daß hier die wahre Bürgertugend mit im Spiele ist, dieselbe Bürgertugend, die in der Republik das Volk, in der Aristokratie den Adel beseelen muß, brauche ich nicht erst zu beweisen.

Montesquieu führt einzelne Beispiele an, wo die Bürgertugend in anderer Art ebenso klar hervortritt.

»Als Ludwig XIII in dem Prozesse des Herzogs von La Valette Richter sein wollte, ließ er einige Offiziere des Parlaments und einige Staatsräthe in sein Cabinet kommen. Da der König sie hier zwingen wollte die Verhaftung des Angeklagten zu verordnen, erklärte der Präsident de Belièvre: »daß er in dieser Affaire etwas Außerordentliches sähe, ein Fürst, der in seinem Prozesse über seinen Unterthanen abstimme; daß die Könige sich nur die Gnade vorbehalten hätten, und daß sie die Verurtheilungen ihren Richtern überließen ꝛc. ꝛc.« Als man au fond urtheilte, sagte derselbe Präsident bei seiner Abstimmung: »Das ist ein Urtheil ohne Beispiel, oder besser gegen alle Beispiele der Vergangenheit bis auf heute, daß ein König von Frankreich als Richter und durch sein Avis einen Edelmann zum Tode verurtheilt habe.« (liv. VI, chap. 5.)

»Nach der Bartholomäusnacht verordnete Carl IX allen Gouverneurs, die Hugenotten hinrichten zu lassen. Der Vicomte d'Orte, der in Bayonne befehligte, schrieb dem Könige:

»Sire, ich habe unter den Einwohnern und Kriegern nur gute Bürger, tapfere Soldaten, aber keinen einzigen Henker gefunden. So bitten ich und sie Euer Majestät, unsern Arm und unser Leben zu ausführbaren Dingen zu verwenden.« (liv. IV, chap. 2).

Ich könnte diesen Beispielen Tausende hinzufügen, wo die thätigen Bürger der Monarchie dem Absolutismus entgegentraten, für die Aufrechthaltung der Gesetze einstanden, ihr Privatwohl dem Staate opferten, und so die Regierung retteten, die Zukunft sicherten. Ohne sie würde der »beschränkt monarchische« Staat in einen »despotischen« übergegangen sein; wie denn oft genug, unter Ludwig XI, unter Richelieu und selbst unter Ludwig XIV, Frankreich eine wahre Despotie und keine Monarchie im Sinne Montesquieus war, und es gerade dann war, wenn die bürgertugendhaften Männer fehlten, oder wenn Herrscher wie Ludwig XI, wie Richelieu, sie mit eisernem Fuße zertraten, wie Ludwig XIV sie durch ihren Glanz und den Eitelkeitskitzel bestachen. Deswegen hat denn auch Montesquieu ganz Recht, wenn er sagt: »In den Monarchien sieht man um den Fürsten herum die Unterthanen an seinem Glanze Theil nehmen; hier kann Jeder seine Tugenden üben, die dem Manne zwar keine Selbständigkeit, aber Seelengröße geben.« (liv. V, chap. 12.) Ich weiß nicht, warum nicht auch Selbständigkeit; im Gegentheile ist es diese gerade, die die obigen Beispiele charakterisirt. Montesquieu fühlte, daß er hier sein System einstoße, und deswegen behält er die Selbständigkeit den Republikanern vor. Sie ist das Eigenthum jeder freien, gesetzesstolzen Seele, die in der Republik wie in der Monarchie das Heil Aller über das eigne Heil zu setzen im Stande ist.

Dieſe Wahrheiten werden noch klarer, wenn man Montesquieu in den Urſachen folgt, die den Untergang der Monarchien nach ſich ziehen. »Die Monarchien verderben, wenn man nach und nach die Vorrechte der Corporationen, die Privilegien der Städte zerſtört. In dem erſten Falle arbeitet man auf den Despotismus Aller, in dem andern auf den eines Einzelnen los. Was die Dynaſtie des Tſin und des Saur zum Untergange brachte, ſagt ein chineſiſcher Schriftſteller, iſt, daß, anſtatt ſich, wie die Alten, mit einer allgemeinen Ueberſicht zu begnügen, die Fürſten Alles ſelbſt regieren wollten. Der chineſiſche Schriftſteller zeigt uns hier die Urſache des Unterganges faſt aller Dynaſtien .... Die Monarchien gehen unter, wenn die Fürſten, Alles auf ſich allein beziehend, den Staat in ihrer Hauptſtadt, die Hauptſtadt in ihrem Hofe, den Hof in ſich ſelbſt ſehen.« .... (liv. VIII, chap. 6.) »Das Prinzip der Monarchie verdirbt, wenn die erſten Würden ein Zeichen der tiefſten Unterwürfigkeit ſind, wenn man die Großen der Achtung des Volkes beraubt, und wenn man ſie zu gemeinen Inſtrumenten einer rechtloſen Gewalt macht. Es verdirbt noch mehr, wenn die Ehren mit der Ehre im Widerſpruche ſtehen, und man zugleich mit Schande und mit Würden bedeckt ſein kann. — Es verdirbt, wenn der Fürſt ſeine Gerechtigkeit in willkürliche Strenge verwandelt; .... es verdirbt, wenn ganz beſonders feige Seelen glauben auf ihre Knechtſchaft eitel ſein zu können; wenn ſie ſich einbilden, daß das, was macht daß man Alles dem Fürſten ſchuldig iſt, mache, daß man Nichts dem Vaterlande ſchuldig ſei. (liv. VIII, chap. 7.)

Mit einem Worte: die gemäßigte Monarchie

geht zu Grunde, wenn der Fürſt nicht im Stande iſt, ſeine Leidenſchaften zum Beſten des Staates zu beſiegen, und wenn die thätigen Bürger des Staates nicht im Falle der Noth ihr Wohl dem Wohl Aller zu opfern bereit ſind. Das aber iſt es dann wieder, was Montesquieu mit Recht Bürgertugend nennt. Und ſomit iſt dieſe in der beſchränkten Monarchie gerade ſo gut die unerläßliche Lebensbedingung der activen Mitglieder des Staates, wie in der reinen Ariſtokratie, wie in der Demokratie.

7.

Und in der Despotie, in der reinen Monarchie iſt die Tugend ebenſo, wie überall, das Lebenselement des Staates. Hier beſchränkt ſich die Zahl der activen Mitglieder des Staates, der thätigen Bürger auf den Fürſten und diejenigen, denen er ſeine Macht überträgt. Und für dieſe iſt die Tugend, die Bürgertugend die nothwendige Lebensbedingung, wenn der Staat und die Regierung nicht mit Rieſenſchritten ihrem Untergange entgegeneilen, wenn das Benehmen der Regierung nicht ſelbſt die Möglichkeit eines dereinſtigen Beſſerwerdens vernichten ſoll. Die Despotie tritt in zwei Geſtalten auf: als Patriarchalherrſchaft in den Volksſtämmen, die auf den untern Stufen der Cultur ſtehen, und als Willkürherrſchaft bei den Nationen, die nicht mehr im Stande ſind ſich ſelbſt zu beherrſchen. In der erſtern Erſcheinung kann die Despotie zum Beſten führen, in der letztern können die Despoten wenigſtens den Untergang des Staates aufhalten oder fördern, je nachdem ſie mehr oder weniger Bürgertugend beſitzen. Die Tugend,

Selbstaufopferung, Handeln im Interesse Aller zum Wohle des Vaterlandes ist die Bedingung des Erfolges für beide Arten von Despotien.

Montesquieu sagt irgendwo von Richelieu: »Wenn dieser Mensch den Despotismus nicht im Herzen gehabt hätte, so würde er ihn im Kopfe gehabt haben.« Und nie wurde der Charakter Richelieus mit wenigen Worten schärfer bezeichnet. Richelieu ist der fleischgewordene Despotismus im Interesse der Monarchie und der Mittelstände gegenüber der alten Adelsaristokratie Frankreichs — und dieser Typus des Despoten hinterließ ein Testament, in dem er seinen Nachfolgern in der Herrschaft alle möglichen Tugenden anempfahl. Montesquieu selbst äußert sich über das Testament und sagt: »Der Cardinal Richelieu, der wohl glauben mochte, daß er die Stände des Staates zu sehr herabgewürdigt habe, nimmt, um ihn aufrecht zu halten, seine Zuflucht zu den Tugenden des Fürsten und seiner Minister; und er fordert von ihnen so viel, daß wahrlich nur ein Engel solche Achtsamkeit, Aufklärung, Ausdauer und Kenntnisse haben kann.« (liv. V, chap. 11.)

Montesquieu ahnet nicht die tiefe Schlußfolge, die Richelieu klar durchschaute. In einer Despotie sind der Fürst und seine Minister Alles, und somit hängt das Heil des Staates von ihnen ab. Sind sie nicht im Stande dem Heile und Wohle des Staates zu jeder Stunde und an jedem Orte ihre Leidenschaften, ihre Genüsse, ihre Ruhe, ihr ganzes Sein und Leben zu opfern, so leidet darunter der ganze Staat, und Staat und Regierung zugleich eilen ihrem Untergange entgegen. Wahrlich, ein Despot, ein Monarch — muß ein Engel sein, oder seine

Herrschaft ist an und für sich dem Staate nachtheilig, und gefährdet die Nation eben so sehr, als die Regierung.

Montesquieu selbst weiß dies sehr wohl und spricht es klar genug aus: »Man kann im Allgemeinen sagen, daß alle Dynastien gut anfangen. Die Tugend, die Aufmerksamkeit, die Wachsamkeit sind in »China« nothwendig. Sie waren hier im Anfang der Dynastien, sie fehlen gegen Ende derselben. In der That, es war natürlich, daß Kaiser, die in den Anstrengungen des Krieges aufgewachsen und die im Stande waren eine in den Genüssen versenkte Familie vom Throne zu stürzen, die Tugend beibehielten, die sie als so nützlich erprobt hatten, und die Wohllust fürchteten, die ihren Vorgängern so schädlich gewesen war. Aber nach den ersten drei, vier Fürsten bemächtigten sich die Corruption, der Luxus, die Faulheit, die Wohllust ihrer Nachfolger. Sie schlossen sich in ihre Paläste ein; ihr Geist wurde schwächer, ihr Leben kürzer, und die Familie sank. Die Großen hoben sich, die Eunuchen erlangten Einfluß, man setzte Kinder auf den Thron. Der Palast wird zum Feinde des Reiches; ein arbeitloses Volk, das ihn bewohnt, saugt das arbeitende Volk aus; der Kaiser wird getödtet durch einen Aufkömmling, der eine neue Herrscherfamilie stiftet; und deren dritter oder vierter Nachfolger sich dann wieder in denselben Palast einsperrt.« (liv. VII, chap. 7.)

Diese Geschichte ist klar und wahr — und wahr für alle Despoten und alle Despotien. Sobald die Tugend, die Bürgertugend, rüstiges Handeln für das Heil des Staates, Opfer und Versagung, nicht mehr auf Seiten des Fürsten sind, ist seine Regierung,

meist auch seine Dynastie, oft die Nation selbst verurtheilt, und der leiseste Zufall wird zum Vollstrecker dieses Urtheils, ein Tropfen genügt um das volle Glas überlaufen zu machen.

8.

Die Tugend muß also für alle Regierungsarten ohne Ausnahme das sein »was sie handeln macht«, denn sie ist für alle die eigentliche Lebensbedingung. Aber je kleiner der Kreis der activen Staatsbürger ist, desto geringer wird auch die Zahl derjenigen, die der Bürgertugend bedürfen, und wo die Zahl der bürgertugendhaften Männer die Zahl der activen Bürger bedeutend überstiege, wäre die Regierung selbst gefährdet. Als die Sclaven anfingen Tugenden, Tapferkeit, Muth, Aufopferung zu besitzen, wurden die Regierungen des Alterthums durch sie bedroht, und ein Spartacus brachte das mächtige Rom fast zum Sturze. Wo in einer Aristokratie, mit oder ohne König, das Volk nach und nach ebenso tugendhaft oder tugendhafter wird als die Edlen, rückt auch die letzte Stunde des aristokratischen Regimentes immer näher. Wo endlich in einer Monarchie der Monarch nicht mehr wie ein Engel über der Masse steht, wo aus dieser Masse einzelne Klassen des Volkes sich bis zu der geistigen Höhe des Monarchen hinaufschwingen, geht die reine Monarchie ihrem Untergange entgegen, und wird so zur Aristokratie, wenn nur ein Theil des Volkes — eine oder die andere Klasse — zur Demokratie, wenn das ganze Volk zur Bürgertugend erstarkt.

Diese Tugend ist also das Urwesentliche des eigentlichen Bürgerthums, ja sie erhebt die, die sie besitzen,

gleichsam in den activen Bürgerstand. Der Sclave, das Volk, die rechtlose Masse, zur Bürgertugend herangewachsen, rücken überall mit in die Reihe der Bürger ein, wenn sie den Staat und die Regierung, die sich weigern der Bürgertugend ihr Recht widerfahren zu lassen, nicht naturgemäß aus allen Fugen sprengen sollen.

Dies Recht und diese Tugend, Bürgerthum und Bürgersein, halten also überall Schritt mit einander. Wo kein Bürgerrecht ist, giebt es auch keine Bürgertugend, und wo keine Tugend kein Recht. —

Das Recht selbst bezeichnet also gewissermaßen die Grenze der Bürgertugend, und über diese Grenze hinaus muß somit für die Angehörigen des Staates ein anderes Lebenselement eintreten. Vaterlandsliebe, Aufopferung zum allgemeinen Besten, sind hier leere Klänge ohne Bedeutung. Wofür soll sich der Sclave opfern, weswegen soll der rechtlose Unterthan ein Land lieben, in dem er rechtlos der Laune seines Herrn preisgegeben ist? Der Staat aber bedarf meist der ganzen Masse seiner Angehörigen, um sich aufrecht zu erhalten. Und so muß er das Mittel suchen, die Masse der Rechtlosen zum Wohle des Ganzen, zum Wohle der Berechtigten handeln zu machen. Dies Mittel aber kann dann nur in den Leidenschaften der Menschen gegeben sein, in dem Ehrgeize, der Hab- und Genußsucht und vor Allem der Furcht.

Nicht alle Gemüther sind dem Ehrgeize zugänglich; es gehört schon eine höhere Stufe dazu als die des gemeinen Sclaven. Aber auch nicht alle Ehrgeizigen können befriedigt werden, und somit muß die Regierung mit diesem Aushülfmittel Maaß halten. In den monarchischen Staaten, die einen Adel zulassen, die eine Art Elite um die Regie-

rung bilden, ist der Ehrgeiz meist das Mittel, durch welches man auf diesen Ausschuß zu wirken sucht. Nur die Adeligen können in der Monarchie Orden, Würden und Offizierstellen erlangen. Die Habsucht ist schon allgemeiner, und sie wird daher den Glücklichern des Volkes, den Bevorzugten der Masse gegenüber angewendet. Die Furcht, der Schrecken wirken auf alle unedlern, unentwickelten, stumpfen Naturen gleich mächtig, sie sind überdies die Mittel, die sich am leichtesten dem Herrscher bieten, und somit können sie auf den großen Haufen der Rechtlosen, der Sclaven in Bausch und Bogen angewendet werden.

Und so hat also doch Montesquieu in gewisser Beziehung Recht, wenn er in der Furcht das charakterische Merkmal der Despotie zu sehen glaubt. Nur hat er Unrecht dasselbe zum belebenden Grundsatze, zum Impulse der Regierung machen zu wollen, während es nichts ist als ein Mittel durch welches die Regierung die Masse der Rechtlosen ihren Absichten unterthänig macht. Ebenso liegt auch wieder eine gewisse Wahrheit darin, daß der Ehrgeiz und die Mäßigung in der Aristokratie und beschränkten Monarchie das Hauptmittel sind, auf das Volk zu wirken. Es giebt zweierlei Arten von Aristokratien, solche, in welchen die Adeligen allein Rechte haben und das Volk überall rechtlos ist; und solche, in welchen die Adeligen zwar Vorrechte genießen, aber auch die Rechte, Bürgerprivatrechte, der Masse anerkennen. In den erstern Despotien mit mehreren Despoten darf das Volk keine Bürgertugend besitzen, und somit müssen hier, wie in der eigentlichen Monarchie, die Leidenschaften in der obigen Abstufung nachhelfen, wird die Masse durch Furcht und Schrecken im Zügel gehalten. In den Aristokratien der

letztern Art ist das Volk nicht rechtlos, und gerade deswegen müssen die Adeligen ihre Vorrechte mit Maß ausbeuten, und deswegen brauchen sie und können sie zu ihrer Sicherheit nur etwa auf die weniger unedlen Leidenschaften, die Ehrbegierde und die Habsucht des Volkes rechnen. Die Furcht, der Schrecken würden hier die halbwegs an Rechte gewöhnten Bürger bald empören. Selbst die Irrthümer großer edler Geister fördern meist den Fortschritt der Menschheit. Das System Montesquieus ist vom Anfang bis zum Ende verkehrt, aber das verhindert nicht, daß er auf Schritt und Tritt Wahrheiten entdeckt, oder oft nur andeutet, die für den Fortschritt der Welt von der höchsten Bedeutung sind. Sein System über die drei Regierungsarten und ihr Prinzip ist nicht haltbar, aber selbst dies verkehrte System lehrt uns, daß die »Tugend kein leerer Schall«, und daß das Laster, daß die thierischen Leidenschaften des Menschen den, der sich durch sie leiten läßt, dem Thiere gleich stellen.

Montesquieu sagt von der reinen Monarchie, von der Despotie: »Die Menschen, gleich dem Thiere, haben hier nur Anspruch auf Instinct, Gehorsam und Züchtigung.« (liv. III, chap. 10.) »Alles muß sich in denselben um zwei oder drei Ideen drehen. — Wenn ihr ein Thier unterrichtet, so werdet ihr euch wohl in Acht nehmen den Lehrer, die Lehre und den Unterricht oft zu wechseln. Ihr wirkt auf sein Gehirn durch zwei oder drei Bewegungen, und das genügt.« (liv. V, chap. 14.) . . . »Der äußerste Gehorsam unterstellt die Unwissenheit in dem, der gehorcht, und selbst in dem, der befiehlt. Er braucht nicht zu berathen, nicht zu zweifeln, nicht zu urtheilen; er braucht nur zu wollen.« (liv. IV, chap. 3.)

Diese Herrschaft des Instinctes, dieser Sieg des Thieres über den Menschen sind dann die Ursache, daß überhaupt die reine Monarchie möglich ist. Aber als solche selbst ist sie — wo sie nicht im Anfang der Geschichte als patriarchalische Uebergangsstufe aus dem Naturzustande in höhere gesellschaftliche Zustände erscheint — ein Zeichen des Unterganges. Montesquieu ist damit einverstanden. »Das Prinzip der despotischen Regierung verschlechtert sich ohne Unterlaß, denn es ist faul seiner Natur nach. Die übrigen Regierungen gehen unter, weil besondere Zufälle ihr Prinzip ausarten machen; diese geht unter durch ihren innern Fehler, wenn nicht zufällige Ursachen ihren Untergang aufschieben.« (liv. VIII, chap. 10.)

Der Charakter der reinen Monarchie ist also der der geistigen und moralischen Verwesung. Nur ein Element lebt in derselben, der Monarch und seine Vertreter. Alle andern Theile des Volkes sind geistig todt, leben nur noch das Leben der Materie oder des Thieres.

Von der reinen Monarchie hinauf bis zur reinen Demokratie nimmt die Zahl der lebendigen Elemente immer zu. In der Aristokratie und beschränkten Monarchie gehören bereits alle edeln und berechteten Stände zum lebendigen Theile der Nation, und nur der rechtlose Haufe ist noch reine Masse. In der Demokratie endlich nimmt das ganze Volk an dem Leben des Staates Theil, und erhebt sich somit in seiner Gesammtheit über das thierische oder rein physische Leben des rechtlosen Volkes in den Aristokratien, der ganzen Nation in den Despotien.

Je mehr die Zahl der Bürger zunimmt, desto geringer wird die Zahl Derjenigen, auf die die Regierung, wie in den Aristokratien und Despotien, durch die Aufregungen der

Leidenschaften, durch Ehrgeiz, Habsucht und Furcht zu wirken im Stande ist. Und umgekehrt, je mehr die Regierung durch diese Leidenschaften auf das Volk zu wirken im Stande ist, desto geringer wird die Zahl der eigentlichen Bürger sein. Das erklärt es, warum man in den Demokratien des Alterthums für die Aufrechthaltung der Gleichheit und der Mäßigkeit die größte Sorge trug. Die Gleichheit schnitt dem Ehrgeize, die Mäßigkeit der Habsucht die Wurzeln ab. Nur scheint Montesquieu einen Mißgriff zu thun, wenn er mit Lykurg und andern Gesetzgebern gerade die physische Gleichheit für unerläßlich zur Aufrechthaltung der Demokratie glaubt. Die physische Gleichheit der alten Republiken war nur durch die Sclaverei möglich. Die Sclaven waren ungleich, und versahen bald hohe, bald niedrige Dienste, und deswegen konnten die Herren gleich sein, sich gleich gut bedienen lassen. Die Gleichheit hebt den Wettkampf auf, ohne Wettkampf aber ist kein Fortschritt möglich, und daher ist die Gleichheit selbst unmöglich, weil sie augenblicklich Stillestand, Rückschritt und Untergang der Einzelnen und des ganzen Staates nach sich ziehen würde. In Sparta, in Athen, in Rom war der Fortschritt in gewisser Beziehung nur unter den Sclaven möglich, und das erklärt es von selbst, warum die großen Dichter und Künstler meist entlassene Sclaven waren. — Aber dennoch ist eine relative Gleichheit der Bürger nöthig. Das Gesetz muß keine Auszeichnung der Bürger, als solcher, gestatten, denn jede Auszeichnung ist ein Kitzel des Ehrgeizes, und je mächtiger dieser selbst in den Bürgern wird, desto leichter wird es denen, die zufällig und durch ihre Stellung im Stande sind den Ehrgeiz ihrer Mitbürger zu be-

friedigen, den Staat an der Wurzel anzugreifen. Die politische Gleichheit, die Gesetze im Interesse Aller werden auch nach und nach eine mehr oder weniger größere Gleichheit der Vermögensverhältnisse herbeiführen, und so die Mißstände aufheben, in denen der Reiche den Armen kaufen kann. Sitten und Gebräuche, der Ernst der Bürger müssen und werden hier ein Uebriges thun. —

Doch habe ich nicht Lust, hier diese Streitfrage bis in ihre Einzelnheiten zu verfolgen. Es genügt das allgemeine Ergebniß gezeigt zu haben, das nämlich, daß die Tugend die Seele jeder Regierung sein, daß sie alle lebendigen Elemente des Staats durchglühen muß, wenn der Staat — als Volk oder als Regierung — nicht untergehen soll. Es genügt das endliche Ergebniß, daß die lebendigen Elemente des Staates, die, die von der Tugend — der Bürgertugend, Vaterlandsliebe, Aufopferungsmuth, Liebe zum allgemeinen Besten — getragen werden, von ihr beseelt sein müssen, in den verschiedenen Regierungsarten mit der Zahl der thätigen Bürger steigen. In der Monarchie braucht nur der Monarch, in der Aristokratie nur die Adeligen, die Berechtigten, in der Demokratie dagegen muß das ganze Volk den Geist athmen, der die Staaten belebt, den Geist der Bürgertugend.

VIII.

Die drei Staatsgewalten.

1.

Hiernach sollte die Frage: Zu welchem Regierungssysteme neigte Montesquieu hin? kaum noch gestellt werden. Und doch wird die Antwort anders ausfallen, als die eben vorhergehenden Darstellungen glauben machen können. Montesquieu ist theoretisch überall der unbedingteste Anhänger der Demokratie, aber sobald er aus der Theorie heraustritt, wird er zum ergebenen Unterthan seines Königs. Er wagt es zwar nicht seine »Monarchie« auf Kosten der Demokratie zu loben, dagegen aber vertheidigt er sie desto tapferer gegen die »Despotie.« (liv. V, chap. 11.) Seine Gründe übrigens, warum er in der Praxis seine Theorie umstoßen zu müssen glaubt, sind hauptsächlich, daß er die Menschen der politischen Tugend nicht mehr recht fähig glaubt. Doch ließe sich hier vielleicht noch Aushülfe hoffen. Schon schlimmer ist es, daß seiner Auffassungsweise gemäß auch ein materieller Grund die Demokratien in unseren Staaten unmöglich macht. Er kann sich einen großen Staat nur als eine Despotie denken, und hält erst in einem mittelmäßigen Staate die beschränkte Mo-

narchie, und endlich nur in einem kleinen die Republik für möglich. (liv. VIII, chap. 19. 20.)

Ueberhaupt denkt er bei seiner Eintheilung der Staaten stets an die Despotien Asiens, an die Monarchien des neuern Europas, und an die Demokratien von Sparta und Athen. Wir werden sehen, daß es ihm nicht einmal einfällt, auch auf die Demokratie die Volksvertretung für anwendbar zu halten. Endlich kommt noch die Angst, vielleicht unbewußte Angst vor der Bastille hinzu. Wir werden gleich sehen, wie er sich England als das Muster einer gemäßigten Monarchie vorstellt, wie er die Freiheit für das Ziel derselben ausgiebt und sie über Alles hebt. Aber hintennach macht sich dann wieder das Gefühl der französischen Unterthanenpflicht, des »Respectes« vor den französischen Zuständen geltend, und so sucht er sein Verbrechen wieder gut zu machen, indem er sagt: »Aus dem Ruhme — dem Prinzip Frankreichs — geht ein Geist der Freiheit hervor, der eben so Großes vollbringen und eben so gut zum Glück der Unterthanen beitragen kann als die Freiheit selbst.« Es geht ihm wie dem Russen, der jede Sünde gegen seinen Heiligen durch ein demüthiges Gebetlein zu dessen Ehren büßen zu müssen glaubt. —

Wir haben Montesquieu schon ein paar Mal als Mann des juste milieu kennen gelernt. Er sagt von sich selbst: »Ich glaube, daß selbst das Uebermaß in Recht und Vernunft (l'excès même de la raison) nicht immer wünschenswerth ist, und daß die Menschen sich fast immer besser in ein milieu als in die Extremitäten schicken. (liv. XI, chap. 7.) Hiernach versteht es sich von selbst, daß auch er die Mittelstraße einschlägt, und sich für die beschränkte Monarchie entscheidet.

Nachdem er so, durch seine Denk- und Gefühlsweise veranlaßt, durch seine Stellung als Adeliger und Richter in einer gemäßigten Monarchie getrieben, seine Wahl getroffen hat, sucht er seiner Regierung die höchstmöglichen Vortheile zum Besten ihrer Unterthanen zu sichern. Er will, daß das Volk in einer Monarchie gegen alles Unrecht geschützt sei, und hofft dies durch die politische und bürgerliche Freiheit zu bewirken.

Er fragt sich: »Was ist die Freiheit?« und antwortet: »Es ist wahr, daß das Volk in den Demokratien Alles, was ihm beliebt, thun zu können scheint; aber die politische Freiheit besteht nicht darin, thun zu können was man will. In einem Staate, d. h. in einer Gesellschaft in der es Gesetze giebt, kann die Freiheit nur darin bestehen, das zu thun was man wollen soll, und nicht gezwungen werden zu können, das zu thun was man nicht thun soll. Man muß die Unabhängigkeit (indépendance) von der Freiheit unterscheiden. Die Freiheit ist das Recht, Alles thun zu können was die Gesetze erlauben; und wenn ein Bürger thun könnte was sie verbieten, so würde es keine Freiheit mehr geben, denn die Uebrigen würden dieselbe Gewalt haben. Die Demokratie und die Aristokratie sind nicht schon ihrer Natur nach freie Staaten. Die politische Freiheit findet sich nur in den gemäßigten Regierungen. Aber sie findet sich nicht immer in ihnen. Sie ist in ihnen nur, wenn man die Gewalt nicht mißbraucht. Aber es ist eine ewige Erfahrung, daß jeder Mensch, der Gewalt hat, getrieben wird dieselbe zu mißbrauchen. Er geht bis dahin, wo er Grenzen findet. Wer sollte es sagen, die Tugend selbst bedarf der Grenzen. — Damit man die Gewalt nicht miß-

brauchen könne, muß, durch die Gestaltung der Dinge, Gewalt die Gewalt begrenzen. Eine Constitution muß so eingerichtet sein, daß Niemand gezwungen werden könne, Etwas zu thun, wozu die Gesetze ihn nicht zwingen können, — zu unterlassen, was die Gesetze erlauben.« (liv. XI, chap. 3. 4.)

Ich halte es für überflüssig hier noch einmal zu zeigen, wie hinkend die Definition der politischen Freiheit ist; Montesquieu selbst wird uns beweisen, daß sie nicht ausreicht, wenn er ins Einzelne eingeht, und dann sieht, daß bei schlechten Gesetzen die Gesetzlichkeit die Freiheit zernichtet. Es genügt hier nur sein System darzustellen. Dieses aber besteht in dem Doppelsatze: Die politische Freiheit beruht in der Gesetzlichkeit, die bürgerliche Freiheit — (wie wir später sehen werden) — in den Gesetzen, in der Art, wie die Person und das Eigenthum durch Gesetze geschützt sind. —

Die obige Stelle ist aber höchst bezeichnend. Sie beweist sehr klar, worauf Montesquieu abzielte. Es war ihm, wie allen Franzosen, nicht um eine Theorie, sondern um ein Ergebniß zu thun, und deswegen kam ihm wenig darauf an, ob er dem Einen etwas zu wenig, dem Andern etwas zu viel zukommen ließ, wenn er nur seine Absicht erreichte. Diese Absicht aber ist unverkennbar, Frankreich und seine Regierung zu belehren, wie es der Regierung und dem Volke Vortheil bringen müsse, wenn die Gewalt durch Gewalt beschränkt werde, nnd so die Regierung selbst sie nicht mehr mißbrauchen könne. Nichts beweist, daß Gesetzlichkeit nicht eben so gut in Demokratien und Aristokratien als in Monarchien bestehen könne; im Gegentheile findet Montesquieu die Beispiele für seine

Anſicht außer in England meiſt in Rom, was gewiß nicht nöthig iſt, um zu zeigen, wie dort in der ſchönen Epoche eben ſo gut wie in Athen und Lakedämonien das Geſetz gegen die Gewalt ſchützte. Aber um in Frankreich zum Ziele zu gelangen, müſſen die Demokratien und Ariſtokratien ſich ſchon die kleine Scharte gefallen laſſen. Montesquieu ſagt ſehr klar, daß er den Mißbrauch der Gewalt beſchränken wolle. Der Mißbrauch iſt nicht gerade eine Tugend; das aber verhindert ihn dann wieder nicht hinzuzufügen, daß ſelbſt »die Tugend ihre Grenzen haben müſſe.« So verſüßte er den Königen in Frankreich die bittere Pille. Es iſt das faſt arg »klug« für den ſonſt ſo ehrlichen Montesquieu. Aber er hatte es mit einem böſen Feinde zu thun, und ſelbſt der ehrlichſte Franzoſe ſagt getroſt: à trompeur, trompeur et demi. —

2.

Nachdem Montesquieu ſo ſeine Anſicht eingeleitet, rückt er ſeinem Ziele näher und ſagt: »Es giebt eine Nation in der Welt, die die politiſche Freiheit zum Gegenſtande ihrer Conſtitution gemacht hat. Wir wollen die Grundſätze unterſuchen, auf die ſie dieſelbe begründet. Wenn ſie gut ſind, ſo wird die Freiheit in ihnen wie in einem Spiegel erſcheinen.« (liv. XI, chap. 5.)

Dann ſchildert er die Conſtitution Englands in folgender Weiſe:

»Es giebt in jedem Staate drei Arten von Gewalten. Die geſetzgebende Gewalt; die Gewalt, die die Sachen vollzieht, die von dem Völkerrechte abhängen; und die Gewalt, die diejenigen vollzieht, die vom Civilrechte abhängen.«

»Durch die erstere macht der Fürst oder der Beamte zeitliche oder beständige Gesetze, verbessert die bestehenden oder schafft sie ab. Durch die zweite macht er Frieden oder Krieg, schickt und empfängt Gesandten, stellt die Sicherheit her, beugt den feindlichen Einfällen vor. Durch die dritte bestraft er die Verbrechen oder richtet die Privatstreite.«

»Die politische Freiheit eines Bürgers ist jene Ruhe des Geistes, die aus der Meinung hervorgeht, die jeder von seiner Sicherheit hat. Und damit man diese Freiheit habe, muß die Regierung so sein, daß kein Bürger einen andern zu fürchten hat.«

»Wenn in derselben Person oder in derselben Corporation die gesetzgebende und die vollziehende Gewalt vereinigt sind, so besteht keine Freiheit, denn man kann befürchten, daß derselbe Monarch oder dieselbe Corporation tyrannische Gesetze mache, um sie tyrannisch zu vollziehen.«

»Ebenso giebt es keine Freiheit, wenn die richterliche Gewalt nicht von der gesetzgebenden und vollziehenden getrennt ist. Wenn sie mit der gesetzgebenden verbunden ist, würde die Gewalt über Leben und Freiheit der Bürger gesetzlos sein; denn der Richter wäre Gesetzgeber. Wenn sie mit der vollziehenden verbunden ist, könnte der Richter die Macht eines Unterdrückers haben.«

»Alles würde verloren sein, wenn derselbe Mann oder dieselbe Corporation des Adels oder des Volkes diese drei Gewalten ausübte. . . . In den meisten europäischen Königreichen ist die Regierung gemäßigt, weil der Fürst, der die beiden ersten Gewalten hat, dem Volke wenigstens die

richterliche läßt. In der Türkei, wo sie alle drei in einer Hand ruhen, herrscht ein gräßlicher Despotismus.« . . .

»Die richterliche Gewalt darf keinem permanenten Senate übertragen sein; sie muß durch Leute ausgeübt werden, die man zu gewissen Zeiten aus dem Volke auf die von dem Gesetze vorgeschriebene Weise wählt, um ein Gericht zu bilden, das nicht länger dauert als nothwendig.«

»Auf diese Weise ist die Macht zu urtheilen, sonst so schrecklich unter den Menschen, weder an einen gewissen Stand noch an ein gewisses Amt gebunden und wird somit gleichsam unsichtbar und nichtig. Man hat nicht beständig den Richter vor Augen, und so fürchtet man das Gericht und nicht die Richter.«

»Bei großen Gelegenheiten muß der Verbrecher selbst das Recht haben seine Richter auf gesetzliche Weise zu wählen, oder wenigstens muß er so viele Richter ausschließen dürfen, daß die, die übrig bleiben, für gewählt gelten können.«

»Die beiden andern Gewalten könnten eher an permanente Personen oder Corporationen gegeben werden, denn sie werden gegen Keinen ins Besondere ausgeübt, da die Eine nur der Gesamtwille des Staates und die andere nur die Ausübung dieses Gesamtwillens ist.«

»Aber wenn die Gerichte nicht fest sein dürfen, so müssen die Urtheile es bis zu einem Punkte sein, daß sie nie etwas Anderes als einen bestimmten Text des Gesetzes enthalten. Wenn sie eine besondere Meinung des Richters wären, so würde man in einer Gesellschaft leben, ohne die Verpflichtungen zu kennen, die man eingegangen.«

»Die Richter müssen aus der Klasse der Angeklagten,

»seines Gleichen« — »ses pairs« — sein, damit dieser sich nicht einbilden könne, daß er Leuten in die Hände gefallen, die geneigt wären ihm Unrecht zu thun.«

»Wenn die gesetzgebende Gewalt der vollziehenden das Recht läßt, Bürger einzukerkern, die Caution für ihr Benehmen stellen können, so giebt es keine Freiheit mehr; wenn sie nicht etwa verhaftet worden, um ohne Aufschub sich gegen eine gesetzliche Capitalanklage zu rechtfertigen, in diesem Falle sind sie gesetzlich frei, da sie nur der Macht der Gesetze unterworfen sind.« . . .

»Da in einem freien Staate jeder Mann, von dem man voraussetzen darf daß er eine freie Seele hat, durch sich selbst regiert werden soll, so sollte das Volk in Masse die gesetzgebende Gewalt besitzen. Da das aber in großen Staaten unmöglich ist, und in den kleinen viele Unannehmlichkeiten nach sich zieht, so muß das Volk durch Vertreter thun, was es nicht selbst thun kann.«

»Man kennt viel besser die Bedürfnisse seiner Stadt als die anderer Städte, und man urtheilt besser über die Fähigkeiten seines Nachbarn als über die anderer Mitbürger. Die Mitglieder des gesetzgebenden Körpers dürfen also nicht im Allgemeinen aus dem ganzen Volke gewählt werden; sondern es ist besser, daß in jedem größern Orte die Bewohner sich einen Vertreter wählen.«

»Der große Vortheil der Vertreter ist, daß sie im Stande sind die Angelegenheiten zu berathen. Das Volk ist dazu nicht im Stande, was einen der Hauptnachtheile der Demokratie bildet.« —

»Alle Bürger der verschiedenen Distrikte müssen das Recht haben ihre Vertreter zu wählen, mit

Ausnahme deren, die in einer Stellung sind, die ihnen nicht erlaubt einen selbständigen Willen zu haben.« ...

»Die vertretende Versammlung darf nicht gewählt sein, um irgend einen activen Entschluß zu fassen, sondern um Gesetze zu machen, oder um zu sehen, ob man die Gesetze, die sie gemacht hat, gut vollziehe.

»Es giebt immer in einem Staate Leute, die durch ihre Geburt, ihren Reichthum und ihre »honneurs« ausgezeichnet sind. Wenn diese mit dem Volke zusammengeworfen würden, und wenn sie nur eine Stimme wie die andern hätten, so würde die gemeinsame Freiheit für sie zur Sclaverei werden, und sie würden kein Interesse haben sie zu vertheidigen, da die Mehrzahl der Beschlüsse gegen sie sein würde. Der Theil, den sie an der Gesetzgebung haben, muß also im Verhältniß stehen mit den Vortheilen, die sie im Staate genießen. (!) Was der Fall sein wird, wenn sie eine Corporation bilden, die das Recht hat, die Unternehmungen des Volkes aufzuhalten, wie das Volk die ihrigen aufhalten muß.« (!)

»Somit wird die gesetzgebende Gewalt der Corporation der Adeligen und der Corporation die das Volk wählt, anvertraut, die jede ihre besonderen Versammlungen, Berathschlagungen und besonderen Absichten und Interessen haben.«

»Von den drei Gewalten, von denen wir sprechen, ist die zu urtheilen in gewisser Beziehung nichtig. Es bleiben nur die zwei anderen übrig. Und da sie einer regulirenden Macht bedürfen, so ist der Theil der gesetzgebenden Corporationen, der aus dem Adel gebildet ist, sehr geeignet diese Wirkung hervorzubringen.«

»Die Corporation der Adeligen muß erblich

sein. Sie ist es erstens ihrer Natur nach, und dann muß sie ein sehr großes Interesse haben, ihre Vorrechte, die an und für sich gehässig (odieux) sind, und die in einem freien Staate stets in Gefahr sein werden, zu schützen.«

»Da aber eine erbliche Macht (des Adels) verleitet werden könnte, ihre eigenen Interessen zu verfolgen und die des Volkes zu vernachlässigen, so muß sie in den Sachen, in denen man ein Interesse haben könnte sie zu bestechen, wie bei den Abgaben, an der Gesetzgebung nur durch das Recht Beschlüsse zu verhindern, nicht aber auch durch die Macht selbst maßgebende Finanzbeschlüsse zu fassen, Theil nehmen« ....

»Die vollziehende Gewalt muß in den Händen eines Monarchen sein, denn dieser Theil der Regierung, der beinahe stets einer augenblicklichen Handlung bedarf, ist besser versehen durch einen Einzelnen als durch Mehrere, anstatt daß das, was Bezug auf die Gesetzgebung hat, oft besser geschieht durch Mehrere als durch einen Einzelnen.«

»Wenn es keinen Monarchen gäbe, und die vollziehende Gewalt einer aus der gesetzgebenden Versammlung gewählten Anzahl von Personen übertragen würde, so würde es keine Freiheit mehr geben, da die beiden Gewalten dann in Eine zusammenfielen.« ....

»Wenn der gesetzgebende Körper lange nicht versammelt wird, ist ebenfalls die Freiheit gefährdet .... dagegen wäre es überflüssig, ihn stets versammelt zu halten.« ....

»Die vollziehende Gewalt regelt die Zeit der Zusammenkunft und die Dauer der Sitzung des gesetzgebenden Körpers« ....

»Wenn die vollziehende Gewalt nicht das Recht

hat, die Unternehmungen des gesetzgebenden Körpers aufzuhalten, so würde dieser despotisch sein; denn da er sich alle erdenkliche Macht geben könnte, so würde er alle anderen Gewalten zernichten. Aber die gesetzgebende Gewalt darf ihrerseits nicht ebenfalls das Recht haben, die vollziehende aufzuhalten, denn da die Vollziehung ihre Grenzen in ihrer Natur hat, so ist es überflüssig sie zu begrenzen. Ueberdies hat die vollziehende Gewalt stets mit augenblicklichen Angelegenheiten (choses momentanées) zu thun.« ....

»Aber wenn in einem freien Staate die gesetzgebende Gewalt nicht das Recht haben darf, die vollziehende aufzuhalten, so muß sie das Recht und die Macht haben, zu untersuchen, auf welche Weise die Gesetze, die sie erlassen hat, vollzogen werden.« ....

»Wie aber auch diese Untersuchung sein mag, so darf der gesetzgebende Körper keinesfalls die Macht haben über die Person und folglich auch das Benehmen dessen zu urtheilen, der vollzieht. Seine Person muß geheiligt sein, denn da er nöthig ist, um zu verhindern, daß der gesetzgebende Körper tyrannisch werde, so würde von dem Augenblick, daß er angeklagt und verurtheilt wäre, die Freiheit nicht mehr bestehen.«

»In dem Falle würde der Staat keine Monarchie, sondern eine nicht freie Republik sein. Da aber derjenige, der vollzieht, nicht schlecht vollziehen kann, ohne falsche Räthe zu haben, so können diese angeklagt und bestraft werden.« ...

»Obgleich die richterliche Gewalt nie mit der gesetzgebenden vereinigt werden soll, so leidet doch dieser Satz

drei Ausnahmen im Interesse desjenigen, der gerichtet werden soll.« .... »Die Adeligen müssen von dem Theile des gesellschaftlichen Körpers, der aus Adeligen besteht, gerichtet werden.«

»Der zweite Fall ist, wo das Gesetz strenger in der Ausübung erscheint, als der Gesetzgeber beabsichtigt hatte; dann ist es die Sache der gesetzgebenden Gewalt, das Gesetz zum Besten des Gesetzes zu mildern, indem sie weniger strenge entscheidet als das Gesetz.« — »Bei hohen Staatsverbrechen soll sie das Recht der Anklage, und zwar die Volkskammer die Anklage vor der Adelskammer, die Adelskammer vor der Volkskammer haben.«

»Das ist die Grundconstitution des Staates von dem wir sprechen. Der gesetzliche Körper besteht aus zwei Theilen; der Eine fesselt den Andern durch sein Veto. Beide sind durch die vollziehende Gewalt gebunden, die ihrerseits durch die gesetzgebende gefesselt ist. Diese drei Gewalten sollten eine Ruhe oder eine Unthätigkeit bilden, aber da sie durch die natürliche Bewegung der Dinge fortgetrieben werden, so sind sie gezwungen, in Eintracht fortzuschreiten.« (liv. XI, chap. 6.)

So glaubt Montesquieu die politische Freiheit gesichert. Die bürgerliche sucht er durch die Gesetze selbst und besonders durch die Strafgesetze zu schützen. Zu dem Ende will er, daß die Strafe aus dem Verbrechen selbst fließe, daß »die Gesetze die Strafe aus der besondern Natur des Verbrechens ziehen« sollen. Verbrechen gegen die Religion sollen durch religiöse; Verbrechen gegen die Sitten durch die Beraubung der Vortheile, die die Folgen guter Sitten sind; Verbrechen gegen die Ruhe der Bürger durch Gefängniß, Verbannung ꝛc.; und endlich Verbrechen gegen

die Sicherheit, der Personen und des Eigenthums, durch persönliche, körperliche — Strafen gesühnt werden. (liv. XII, chap. 4) Dann protestirt er noch gegen Zauber- und Ketzerprocesse (liv. XII, chap. 5), gegen die leichtsinnige Anklage auf Hochverrath (liv. XII, chap. 7) und wahrt endlich die Freiheit des Gedankens, des Wortes und der Schrift gegen unbegründete Verfolgungen (liv. XII, chap. 8. 9).

Doch sieht man es diesen letztern Darstellungen bald an, daß Montesquieu selbst sie nur als Nebensachen betrachtete. Die Hauptsache war ihm die politische Constitution des Staates.

3.

Montesquieu sah in England den Musterstaat der neuern Zeit, und seine Nachfolger in Frankreich und die unbewußten Nachahmer dieser in Deutschland sahen in Montesquieus System die möglichst vollendetste und freieste Staatsorganisation. Was in England Folge einer tausendjährigen Geschichte war, sollte in Europa Folge einer fünfzigjährigen theoretischen Lehre sein; was in England von unten herauf gewachsen war, sollte auf dem Continente von oben herab in den Staat hineingetragen werden. Man glaubte die Aeste und Früchte des Baumes in England abnehmen und ruhig in Frankreich, in Deutschland an den Stamm des Volkslebens annageln zu können. So wurden die Theorien von der Trennung der drei Gewalten, so das zwei Kammernsystem, so die Unverletzbarkeit des Monarchen, die Anklage seiner Minister und alle Nebeneinrichtungen Englands zu Modeartikeln der neuern Staatsweisheit.

Man sieht es jeder Zeile der obigen Darstellung an, daß sie die beste Absicht hat, daß sie die Freiheit und das

Glück des Volkes zu begründen sucht. Aber es ist doch auffallend, daß ein grundsätzlich so unhaltbares System sich fast in der ganzen Welt Haltung verschaffen konnte.

Die Grundlage des Systems beruht in der Trennung der drei Gewalten. Aber Montesquieu selbst läßt in der Praxis gleich die eine der Gewalten verschwinden. Die richterliche »ist in gewisser Beziehung nichtig, und so bleiben nur zwei übrig.« Es ist das natürlich, denn in der Hauptsache überläßt Montesquieu gegen seinen Grundsatz die richterliche Gewalt dem gesetzgebenden Körper. Er nennt zwar nur drei Ausnahmen, diese aber sind so bedeutend, daß sie dem gesetzgebenden Körper nicht nur das Urtheil über die einflußreichste Klasse der Gesellschaft, sondern auch über die wichtigsten Angelegenheiten des Staats und Privatlebens, eine Berufung von dem gesetzlichen Urtheile an die gesetzgebende Versammlung, und endlich die Beurtheilung der Staatsverbrechen überlassen.

Es ist klar, daß dabei die richterliche Gewalt halbwegs verschwinden muß. Das wird noch klarer, wenn Montesquieu schon in der Definition der gesetzgebenden Gewalt diese zum Wächter und Richter über die höchste Staatsthätigkeit, über die Vollziehung der Gesetze und die vollziehende Behörde erhebt. Er sagt: »Die gesetzgebende Gewalt ist gewählt um Gesetze zu machen, und um zu wachen, daß die Gesetze, die sie macht, gut vollzogen werden.« Wir hören dann später, »daß sie das Recht und die Macht haben muß zu untersuchen, auf welche Weise die Gesetze, die sie erlassen hat, vollzogen werden.« Zu dem Ende hat sie zwar kein Recht den unverantwortlichen König, wohl aber das, seine Räthe und Minister vor dem Einen

Theile des gesetzgebenden Körpers zu verklagen, die Sache untersuchen und den Verbrecher verurtheilen zu lassen.

Der gesetzgebende Körper richtet also in allen Fällen, in denen die höheren Interessen des Staats und der Bürger in Frage gestellt werden. Und somit stößt Montesquieu selbst seine schöne Theorie von der Trennung der Gewalten gleich bei dem ersten Schritte, den er auf dem Felde der Praxis macht, um. Er war ein schlechter Logiker aber ein guter Beobachter, und deswegen konnte er wohl ein verkehrtes System aufbauen, aber das verhinderte ihn nicht die Bausteine richtig zu wählen, gesundes Material zusammen zu tragen.

Es ist verkehrt, wenn man nach ihm das Parlament in England und die Kammern in den neuern constitutionellen Staaten den gesetzgebenden Körper, die gesetzgebende Gewalt, nennt. Das Parlament hat diese Gewalt eben so wenig wie irgend eine Kammer einer Monarchie. In allen constitutionellen Monarchien liegt die gesetzgebende Gewalt in der vereinigten Thätigkeit des Monarchen und des Parlamentes. Weder das Parlament noch der Monarch können Eines ohne den Andern Gesetze machen, und was man nicht kann, dessen ist man nicht mächtig. Somit ist das Parlament in einer Monarchie nicht die gesetzgebende Gewalt, nicht der gesetzgebende Körper, sondern nur ein Glied dieses Körpers, der nur durch das andere Glied, den Monarchen, zu einem Ganzen wird.

Dagegen übt das Parlament eine andere Gewalt selbständig aus und zwar die richtende: Jedes Jahr und alle Tage ruft es die Räthe und Minister des Monarchen, die Agenten der vollziehenden Gewalt, vor seine Schranken,

und zwingt sie Rechenschaft von ihrem Thun und Lassen zu geben. Und werden sie nicht gerecht befunden, so verurtheilt sie der gewaltige Richter ohne daß eine Berufung an eine höhere Gewalt möglich wäre. Er entsetzt die Minister und ernennt andere durch seinen Spruch; und wo es nöthig ist, geht er weiter, straft er strenger. Oft überlieferte er die stolzesten Minister Englands dem Beile des Henkers. Und nicht bloß über die Agenten der vollziehenden Gewalt urtheilt das Parlament in letzter Instanz, sondern auch über alle Bürger, die durch ihre Stellung zu hoch erscheinen für den gewöhnlichen Richter, die durch ihr Verbrechen zu hoch hinaufstrebten, um dem schlichten Bürger nicht schon durch ihre That selbst, eine Art Schrecken und Ehrfurcht einzuflößen.

Und gegen alle diese Urtheile gilt kein Veto keiner Macht des ganzen Staates. Einmal versuchte ein König in England die richterliche Gewalt des Parlamentes zu hemmen; und er sühnte den Versuch, indem er sein Haupt nach dem seines Ministers auf den Block legte. Die richterliche Gewalt des Parlamentes war es, die Karl den Ersten besiegte und Englands Freiheit sicherte.

Das Parlament ist nicht der gesetzgebende Körper, wohl aber die höchste richterliche Gewalt des Staates. Und hierin gerade liegt die Ursache der bürgerlichen Freiheit in England. Die Theorie über die geheiligte Person des Königs und die Anklage der Minister wird nur dadurch zu einer Schutzwehr für die Bürger, daß es eine richterliche Gewalt giebt, die im Falle der Noth selbst den Monarchen zwingen kann, dem Gesetze sein Recht widerfahren zu lassen. Eine richterliche Gewalt ist hierzu

nothwendig, denn ohne eine ſolche würde die vollziehende Gewalt des machtloſen Urtheils lachen, und es ruhig unvollzogen ad acta legen. In England zog das Parlament dieſe Gewalt, dieſe Macht aus der öffentlichen Meinung, d. h. aus dem Bürgermuthe jedes einzelnen Bürgers, aus der Achtung jedes Staatsangehörigen vor dem Geſetze, dem Rechte und dem geſetzlichen und gerechten Urtheile geſetzlicher und gerechter Richter. Dieſe rein moraliſche Kraft ſollte nicht die einzige ſein, die ein ſolches Gericht hat; ich glaube nicht, daß ſie überall ausreichen würde; aber in dem Kampfe des Parlaments gegen Karl den Erſten hat ſie genügt, um der richterlichen Gewalt den vollkommenſten Sieg über die vollziehende Gewalt zu ſichern. Der Kampf ſelbſt aber würde nicht nöthig geweſen ſein, wenn die richterliche Behörde außer ihrer moraliſchen Kraft auch eine ſelbſtändige Macht beſeſſen hätte, um ihrem Urtheile den Vollzug zu ſichern.

4.

Wie in England, ſo glaubt Montesquieu auch in Rom einen Beleg zu ſeiner Theorie über die Trennung der Gewalten zu finden. Aber wenn Rom, wenn die Zuſtände und Geſtaltungen, die Montesquieu ſelbſt anführt, irgend etwas beweiſen, ſo iſt dies nur dieſelbe Wahrheit, die aus den engliſchen Staatszuſtänden hervorgeht, und zwar die, daß auch das römiſche Volk und ſeine Staatsmänner vor Allem das Bedürfniß fühlten eine höhere richterliche Gewalt zu organiſiren, um durch ſie Recht und Freiheit zu ſichern, und daß, als dieſe Gewalt nicht mehr unabhängig war, auch die Freiheit unterging.

Erst waren die Könige die höchsten Richter; Civil- und Criminalverbrechen wurden von ihnen abgeurtheilt. Bald aber fühlte man das Drückende einer solchen Gestaltung, und schon Servius Tullius gab die Civilklagen an besondere Richter, an eine Art Geschwornengericht, das unter der Republik der Angeklagte selbst wählte. Kurz nach der Vertreibung der Könige wurde auch das Urtheil über Criminalklagen den Consuln, die die Rechte der Könige geerbt hatten, genommen, und das Gesetz des Valerius erlaubte, von allen Todesurtheilen an das gesamte Volk, an die Senatoren, Patricier und die Plebs zusammen, zu berufen. Als die Tribunen die ganze Macht der Plebs vereinigten, wußten sie es durchzusetzen, daß diese Berufung an sie gerichtet wurde, so daß auf diese Weise die Plebs die höchste richterliche Gewalt in Criminalsachen erhielt. Das Gesetz der zwölf Tafeln änderte dies wieder, und stellte die Bestimmung wieder her, daß nur das ganze Volk über das Leben eines Bürgers absprechen dürfe. Ebenso urtheilte das Volk über alle Staatsverbrechen. Als die Gracchen die Macht des Senates brechen wollten, beraubten sie ihn, so weit er sie besaß, der richterlichen Gewalt, und von da an war er ohnmächtig. Die Aristokratie war bodenlos geworden, und die Sittenlosigkeit des römischen Volkes führte dann nothwendig zur Herrschaft der kaiserlichen Demokratie. Montesquieu selbst sagt: »Nachdem die Urtheile den Rittern und Staatspächtern übergeben waren, gab es keine Tugend, keine Ordnung, kein Gesetz, kein Gericht und keine Richter mehr.« (liv. XI, chap. 18)

Mit jeder Revolution änderte in Rom die Grundlage der richterlichen Gewalt. Unter den Königen war sie in der Hand der Könige. Unter der Republik kam sie

nach und nach in die Hand des Volkes, bis das Zwölf-Tafel-Gesetz sie wieder halbwegs den Consuln und den aristokratischen Elementen übergab. Die Gracchen entrissen sie der Aristokratie und übergaben sie abermals dem Volke, was dann den Untergang der Aristokratie selbst nach sich zog.

Das Alles ist sehr klar. Die richterliche Gewalt war, wie in England so in Rom, diejenige, um die sich der ganze Staat drehte, auf der die Macht und die Freiheit der Staatsbürger beruhte.

5.

Das System Montesquieus über die drei Gewalten ist innerlich so haltlos wie das über die drei Prinzipe. Es giebt nur Eine herrschende Gewalt im Staate, wie es nur Einen belebenden Grundsatz giebt. Ueberall, wo Montesquieu seine drei Gewalten thätig und neben einander sieht, gehorchten zwei von diesen stets der dritten. In den despotischen Staaten beugt sich der Richter vor dem Willen des Despoten, in den freien Staaten steht der Richter über aller Macht. Und in dieser Stellung der richterlichen Gewalt liegt die Freiheit. In der Despotie ist nur der Despot frei, denn er ist der höchste alleinige Richter. In der Aristokratie ist die Aristokratie die höchste Richterin, und somit sie frei und mächtig, und beugt den König und das Volk, wie Karl den Ersten und Karl den Zehnten, wie die Pariser und Lyoner Angeklagten des Pairshofes in Frankreich. In der Demokratie ist das Volk selbst oder durch seine gewählten Vertreter der höchste Richter, und mit dieser Stellung erst erlangt es die politische Freiheit.

Freiheit heißt also Recht. Das Bewußtsein,

unſer Recht überall geſchützt zu ſehen, iſt das Gefühl der Freiheit, das den freien Mann ſelbſt in Ketten nicht verläßt. Dies Bewußtſein kann aber nur der haben, der ſicher iſt, daß die höchſte Gewalt die der Gerechtigkeit iſt, daß das Recht nicht gebrochen werden kann. Dieſe Gewißheit iſt aber nur da vorhanden, wo die richterliche Gewalt die höchſte, die letzte iſt. Wo es eine Gewalt giebt, die die Urtheile brechen kann, giebt es keine Freiheit, weil es kein geſichertes Recht giebt.

Die Freiheit, das Rechtsbewußtſein, nimmt aber in den Staaten nothwendig in demſelben Grade zu, in dem ſich die Grundlage, auf der Recht und Gerechtigkeit ruhen, vergrößert. In Despotien hat nur der Despot Recht und Freiheit, weil er unbeſchränkter Richter iſt, weil nur er über Alles entſcheidet; in Ariſtokratien die bevorzugte, berechtigte Klaſſe; in Demokratien das ganze Volk.

Montesquieu ſagt irgendwo: »Das Syſtem Englands iſt das der alten Germanen. Es wurde in den Wäldern gefunden.« Das iſt wahr, in Bezug auf die Grundwahrheit, auf den Gedanken, der ein Gericht an die Spitze des Staates ſtellt. Die germaniſchen Volksverſammlungen waren nichts als Gerichte, die die Rechte Aller in Schutz nahmen. Aber die Germanen hatten hierin kein Vorrecht. Alle Inſtitutionen der Staaten des Alterthums ruhten in ihrem Urſprunge auf demſelben Boden. Denn überall war es eine Wahrheit, daß Recht und Gerechtigkeit der belebende Athem des Staates ſind.

Montesquieu konnte ſich täuſchen über das Syſtem, das die verſchiedenen Staaten belebt, aber nie täuſchte ihn die innere Stimme ſeines eignen Gerechtigkeitsgefühls. Er mochte glauben, daß Staaten, auf dem Ruhme, auf der

Furcht gegründet, bestehen könnten, aber er schuf und arbeitete, daß der Grundsatz des Rechts und der Gerechtigkeit, der Tugend selbst da, wo er nur den Ruhm zulassen zu dürfen glaubte, immer festere Wurzeln schlage. Das ist sein Ruhm, und wahrlich er leuchtet hell genug, um nicht durch die Schwächen der Logik seines Systems verfinstert zu werden.

Der Geist Montesquieus konnte sich täuschen, aber sein Herz täuschte sich nie. Und so kommen wir an seiner Hand selbst auf Irrwegen zum schönen Ziele. Dies Ziel aber heißt als Grundsatz: Recht und Gerechtigkeit; — als Staatslehre: Oberherrschaft der richterlichen Gewalt.

IX.

Montesquieu und die Neuzeit.

1.

Der Einfluß Montesquieus, nachdem er sich einmal in Frankreich Luft gebrochen hatte, wurde bald ein sehr allgemeiner. Seine starken und seine schwachen Seiten mußten diesen Einfluß fördern, und seine schwachen Seiten oft mehr als seine starken. Seine innere Ehrbarkeit, seine Gerechtigkeitsliebe, sein Freiheitssinn, sein scharfer Geist und seine feine, aristokratische, »gentlemanlike« Art gewannen ihm die Herzen der ehrbaren, guten und wohlgebildeten Männer aller Nationen. Seine Aengstlichkeit, sein wohlwollendes Vermitteln und Versöhnen, sein bescheidenes Neigen und Beugen der Gewalt gegenüber, — sein laisser faire und laisser aller, mit einem Worte: sein »Rechnung tragen«, wie wir seit 1848 sagen, sicherten ihm außer den ehrbaren, guten und wohlgebildeten Männern aller Nationen auch alle freisinnigen armen Schlucker, alle liberalen Philister, die in ihm ein Vorbild für ihre Schwächen fanden, und sich freuten, an des großen Montesquieus Beispiel ihre eigne Todesangst halbwegs rechtfertigen und entschuldigen zu können.

Das ist überhaupt das Geschick der hervorragenden Geister, daß selten Jemand sie als ein Ganzes zu erfassen weiß, daß in der Regel nur die eine Seite ihres Strebens, nur die eine Richtung ihres Beispiels die Menge mit fortreißt. Oft kommt es vor, daß dieselben Tonangeber der Menschheit, zu verschiedenen Zeiten ganz verschieden aufgefaßt, den entgegengesetztesten Einfluß ausgeübt haben. So hat auch Montesquieu bis zur französischen Revolution für Frankreich und das ganze europäische Festland eine andere Wirkung gehabt als während und nach der Revolution. So lange die Gewaltherrschaft, das Königthum von Gottes Gnaden in Frankreich bestand, lernten alle freisinnigen Männer aus Montesquieu, wie man bei dem Scheine der allerunterthänigsten Anerkennung der Gewalt dennoch den Grundsatz der Freiheit und Gerechtigkeit retten könne. Die unendliche Mehrzahl aller wohlwollenden, freisinnigen Menschen lenkte in die Bahn ein, die Montesquieu mit so viel Umsicht und Feinheit gebrochen hatte. Trotz aller Argus-Augen der Gewalt war es schwer, ihnen beizukommen, denn sie beugten und schmiegten sich ja so demüthig wo sie auf festen Widerstand der herrschenden Macht stießen; sie meinten es ja so gut und ehrlich mit der Regierung selbst; sie erkannten ja Alles an, sie ließen ja ruhig geschehen was sie nicht ändern konnten, sie trugen ja aller Welt und allen Verhältnissen, der Eitelkeit, der Frivolität, der Bastille, den Maitressen, der Mode und der Polizei die vollste Rechnung. Es war gar nicht möglich mit ihnen zu kämpfen, denn sie hatten von ihrem Meister gelernt, wie man jedem Hiebe, jedem Stoße bei Zeiten, zum Voraus ausweichen könne. Und so thaten sie; sie sprangen zur Seite so oft die Sache bedenklich zu werden

drohte; sie bückten sich, sie warfen sich auf den Bauch, und flehten, wenns trotz alledem gefährlich wurde, so demüthig um Gnade und Barmherzigkeit, daß selbst der bitterböseste Gegner am Ende nicht zu einem tüchtigen Hiebe gegen sie, zu einem tödtenden Stoße kommen konnte.

Montesquieu hat, ohne es zu wollen, ohne selbst die Tragweite seiner Grundsätze zu ahnen, die Gewalt von Gottes Gnaden an der Wurzel angegriffen. Er und seine Schüler und Nachfolger sind es, die ihr nach und nach alles Mark aus den Knochen ausfogen; die sie in stiller, demüthiger Anerkennung — zernichtet haben, und zernichten mußten. Der Grundsatz, das Dogma, das Montesquieu aufstellt, ist das der Freiheit, des Rechts und der Gerechtigkeit; und so weit sein Einfluß reichte, trug dieser Grundsatz, wie der gesunde Same seine gesunde Frucht, die Befreiung der Menschen in sich. Was lag daran, daß Montesquieu und seine Anhänger sich überall das Ansehen gaben, als ob sie der Gewalt allwärts aus dem Wege gingen; als ob sie den Völkern die Freiheit nur nach der Laune der herrschenden Regierungsansichten der Höfe und ihrer Augendiener zuzumessen bereit seien. Sie pflanzten Steineichen und versprachen, daß die Bäume nie groß werden und das Zwergholz der königlichen Parke nie übersteigen sollten. Die Eichen aber wuchsen — trotz des Vorbehalts, und wurden eben Eichen, Steineichen, Urstämme der Freiheit, des Rechts und der Gerechtigkeit.

2.

Montesquieu hat mehr als irgend ein anderer Publicist und Philosoph der Neuzeit dazu beigetragen, den Abso-

lutismus in dem ganzen civilisirten Europa auf die Dauer unmöglich zu machen. Aber derselbe Montesquieu und seine Anhänger und Gleichgesinnten haben es dann ebenfalls vorzugsweise zu verantworten, wenn aus dem Sturze des Absolutismus nicht die Herrschaft der Freiheit hervorging, ja oft im Gegentheile der Absolutismus sich zeitweilig sehr bald wieder erheben konnte.

Wie Montesquieu den Absolutismus gleichsam rücklings anzugreifen gelehrt hatte, so war es überhaupt vorherrschend zur politischen Kampfesart geworden. Die Zahl seiner Anhänger war groß, denn sie bestand bis zur Revolution nicht nur aus den tapfern, hingebenden und aufopferungfähigen Männern, aus den Besten aller Nationen, sondern überdies auch aus allen guten und thatlosen Bürgern, aus allen ehrbaren aber muthlosen Philistern, aus all den Menschen, die wohl Feinde des Schlechten und Bösen sind, wenn diese Feindschaft nur keine Gefahr für sie hat, nur keine Opfer von ihnen verlangt; — diese alle hatten sich daran gewöhnt »Rechnung« zu tragen. So lange es galt den allgewaltigen Absolutismus mit dem Grundsatze der Freiheit zu bekämpfen, so lange der Absolutismus aufrecht stand, war dies »billige Rechnung tragen« das allerbeste Mittel, das reißende Thier zu besänftigen, um ihm den Maulkorb anlegen zu können. Aber als es gefesselt da lag, waren alle Stellungen, alle Verhältnisse andere, und die Auffassungsweise der staatlichen Zustände mußte dann nothwendig auch eine andere werden.

Aber die Mehrzahl der Kämpfer für die Freiheit und das Recht, die sich in die Reihen der Anhänger Montesquieus hineindrängten, hatte nur selten wie Montesquieu dem Absolutismus Rechnung getragen, um auf diese Weise

das Mittel zu erlangen, mit Anstand für die Freiheit, für Recht und Gerechtigkeit, und somit gegen alle unbefugte Gewalt und Knechtschaft kämpfen zu können. Sehr Viele sahen nicht, welche Folgen ihr Kampf haben müsse; sehr Viele ahneten nicht, daß sie auf der Bahn, die Montesquieu sie führte, am Ende dennoch zum vollkommenen Siege über den Absolutismus gelangen würden. Sie hatten bona fide — wie Montesquieu es, wohl eben so bona fide, lehrt, — geglaubt, daß Freiheit und Recht mit all den Vorzügen bestehen könne, die sie aus der Knechtschaft und aus dem Unrechte gezogen hatten. Die Eitelkeit, die ihr Ehrenkreuz, ihr Aemtchen, ihre Titel verlangte; die Frivolität, die bei Hofe glänzen und geisterreich thun wollte; die Eigensucht, die Recht und Gerechtigkeit gegen eine Bestellung auf Luxusartikel eintauschte, — forderten nun von der Freiheit, daß sie der Tyrannei dieselbe »Rechnung tragen« sollte, die Montesquieu ihr einst getragen hatte, weil er nicht anders konnte, — weil er, gezwungen mit gefesselten Händen zu kämpfen, nur dann den Sieg hoffen durfte, wenn es ihm gelang, den Gegner in Sicherheit einzuschläfern.

Alle diese, dieselben Leute, die unter der Fahne Montesquieus für die Freiheit gekämpft hatten, kämpften jetzt unter derselben Fahne für den Absolutismus. Nachdem sie, wie Montesquieu selbst mehr oder weniger, früher nicht geahnet hatten, wohin ihr Kampf sie führen werde, wußten sie jetzt abermals nicht, wohin ihre Schritte sie lenkten. Der Gegensatz ist aber sehr klar. So lange der Absolutismus aufrecht stand, war die Freiheit das Ziel, und das Rechnungtragen für den Absolutismus, wenn auch ohne daß die Kämpfenden sich darüber klar waren, nur ein

Mittel zum Ziele, zur Freiheit. — Von dem Augenblicke an, daß die Freiheit gesiegt hatte, daß der Absolutismus besiegt darnieder lag, wurden die Vorrechte, die Vortheile, die Eitelkeiten des Absolutismus das Ziel, und ihnen Rechnung tragen heißt dann nichts anderes als dem eben besiegten Feinde wieder aufhelfen, und ihn wieder in seiner alten Macht hinstellen.

Die Freiheit führte dieselbe Schaar erst gegen den Absolutismus; dann führte der Absolutismus sie gegen die Freiheit; und jetzt, wie früher, heißt die Losung: »Rechnung tragen.« Nur mit dem Unterschiede, daß jetzt die Freiheit dem Absolutismus Sitz und Stimme im Rathe der Völker erlauben soll; während früher der Absolutismus gezwungen wurde, die Freiheit wenigstens zum Kampfe zuzulassen.

3.

Diese Wendung der Dinge ist übrigens ganz naturgemäß. Die Schaar, die Montesquieu um sich sammelt, wurde geworben unter der Versicherung, daß es in seinem Dienste keiner Tugend bedürfe; daß im Gegentheile, die Ehrliebe, die Vorurtheile, die Eitelkeit und die Gewinnsucht in diesem Dienste ihre volle Befriedigung finden würden.

Die Freiheit aber ist nicht möglich — ohne Tugend. Wo der Absolutismus, wo die Monarchie von Gottes Gnaden besiegt ist, da wird unmittelbar eine Verfassung zum Durchbruche kommen, da werden Zustände eintreten, die nicht mehr allein durch Ehrsucht, Eitelkeit und Habgier gelenkt werden können. Wir haben gesehen, daß Tugend,

Bürgertugend, Muth, Hingebung, Aufopferung des eigenen Interesse zum Besten des Ganzen die unerläßliche Bedingung jedes Staatslebens, und daß diese Bedingung bei allen stattfinden muß, die thätige Staatsbürger sind; — in der Despotie der Despot; in der constitutionellen Monarchie alle berechtigten Bürger; in der Demokratie das ganze Volk.

Mit dem Siege der Freiheit über den Absolutismus, mit der Herstellung einer »gemäßigten Verfassung«, mit dem Eintritte eines Theiles der Nation ins active Bürgerthum muß Bürgertugend das belebende Element der berechtigten Klassen sein, wenn der neue Staat, der auf diesem vermehrten Bürgerthume ruht, nicht augenblicklich zusammenbrechen soll.

Die Schaaren der Kämpfer, die im Namen Montesquieus, im Namen der gemäßigten Monarchie, den Absolutismus niederwerfen halfen, waren aber nicht im Namen der Tugend geworben. Sie hatten sich daran gewöhnt, daß ihre Ehrbegier und ihre Habsucht befriedigt werde; sie waren zu keinem Opfer für das große Ganze bereit; sie hatten Angst vor jeder kräftigen Mannesthat, sie huldigten dem laisser faire und laisser aller; sie trugen Rechnung der Tyrannei im Namen der Freiheit und der Freiheit im Namen der Tyrannei.

Und die Folge war, daß was sie geschaffen, fast unmittelbar nachdem sie mit ihrem Werke zu Ende zu sein glaubten, wieder in sich selbst zerfiel. Zwei Revolutionen, die im Namen Montesquieus, im Namen der constitutionellen Monarchie geschlossen werden sollten, haben dasselbe Ergebniß gehabt. In beiden sanken die staatlichen Zustände, die vor der Revolution thatsächlich eine gemäßigte

Monarchie bildeten, fast unmittelbar wieder in einen viel tolleren Absolutismus zurück, als je vorher einer bestanden hatte. Die Menschen, die die Tugend nicht für nöthig in ihrem Staate hielten, weil sie denselben auf die Ehre bauen zu können glaubten, sollten unmittelbar die Erfahrung machen, daß wo keine Tugend auch keine Ehre; und so wuchs unter ihren Füßen das Unkraut des »Schreckens« so rasch auf, daß all der gute Same, den Montesquieu ausgestreut hatte, sehr bald erstickt war.

Wie gesagt, das ist die Geschichte zweier Revolutionen die im Namen Montesquieus, im Namen der constitutionellen, der gemäßigten Monarchie durchgeführt wurden.

4.

Die gemäßigte, die constitutionelle Monarchie, wie sie die Staatskünstler des neunzehnten Jahrhunderts ins Werk zu führen suchen, hat bis jetzt nirgend festen Fuß fassen können, in der That auch nie und nirgend bestanden, als in der »Doctrine« Montesquieus und seiner Schule.

England, das Vorbild unserer Schule, ist nichts weniger als eine constitutionelle Monarchie im Geiste des Systems, das Montesquieu aufgestellt hat. England war von dem Augenblicke der Eroberung durch die Normannen an stets eine Aristokratie, die es fast zu allen Zeiten vorgezogen hat, die executive Gewalt in der Hand eines Monarchen, eines erblichen Oberbeamten zu lassen. Die Macht im Staate lag in der Aristokratie und dem von ihr gewählten Parlamente; die erbliche vollziehende Gewalt hatte zwar das gesetzliche Recht, gegen die Beschlüsse des Parlamentes ihr Veto einzulegen, sie

nicht zu vollziehen. Es war dies eine Form, eine Schranke die sich die Macht selbst auflegte, und die oft von ganz guten Folgen gewesen ist. Aber wo ein König dem festen Willen des englischen Parlaments ernst und fest gegenübertrat, da brach sich stets am Ende dieser Widerstand an dem Felsen, auf dem Englands Verfassung gegründet war, an der Macht der englischen Aristokratie, an der Macht des englischen Parlaments.

Alle großen Verfassungskämpfe, die in England stattgefunden, haben für den, der in die Tiefe sieht, nur eine und dieselbe Richtung. Es war fast nie ein Streit zwischen den Gewalten des Staats, die Montesquieu in seinem Systeme geschieden hat; sondern in dem Kämpfen handelte es sich nur darum, welcher Theil der Nation durch dies Parlament England beherrschen solle. Anfangs waren fast nur die normannischen Großen in demselben vertreten; bald wurden auch einzelne sächsische Großen zugelassen. Die ganze sächsische Aristokratie gelangte erst wirklich mit zur Herrschaft, als sie sich nach und nach, auf die städtische ebenfalls sächsische Bürgeraristokratie gestützt, Sitz und Stimme im Unterhause zu verschaffen wußte. Dann kämpften Ober- und Unterhaus lange um die Macht, und erst die Revolution entschied diesen Streit schließlich zum Besten des Unterhauses. In der neuesten Zeit kämpfte das Volk von England für seine Zulassung ins Parlament; und um diese Frage dreht sich eigentlich die Geschichte Englands seit dem Beginn der französischen Revolution. Mit der Emancipation der Katholiken, mit der Reformbill hat das Volk zwei große Schlachten gewonnen, den Feind aus zwei Hauptstellungen heraus geworfen.

Der Kampf dauert noch fort, und wird erſt beendigt ſein, wenn das ganze engliſche Volk im Parlamente vertreten ſein wird. Und dann wird der engliſche Staat keine Ariſtokratie mehr, ſondern eine Demokratie ſein; und er wird dieſen Charakter nicht ändern, mag das engliſche Volk nun die Ueberzeugung behalten, daß es klug iſt die höchſte vollziehende Behörde in einer Familie erblich zu laſſen, oder ſie wie in Amerika von Zeit zu Zeit durch die Wahl zu erneuern.

Das Weſen der engliſchen Verfaſſung beſteht darin, daß das Parlament über alle Geſchicke Englands, über ſeine innere und ſeine äußere Politik, über ſeine Geſetze und ſeine Inſtitutionen, über die Dinge und die Menſchen ſchließlich und endgültig richtet und entſcheidet. Daß die engliſchen Staatsmänner es faſt zu allen Zeiten für klug gehalten haben, ſich ſelbſt und ihrem Parlamente gewiſſe Schranken anzulegen, damit der Wagen nicht zu raſch dahin rolle, daß ſie der vollziehenden Behörde eine hohe und in der Regel unangreifbare Stellung gegeben haben, — daß ſie den unteren Richtern über Mein und Dein, ſo wie über gemeine Verbrechen die unbeſchränkteſte Selbſtändigkeit zugeſtehen, — das ändert das Weſen der engliſchen Verfaſſung auf keine Weiſe. Und ſomit iſt dieſelbe keine gemäßigte Monarchie, ſondern eine ſich ſelbſt gewiſſe Schranken auflegende Ariſtokratie, die, ohne daß nothwendig der monarchiſche Charakter der vollziehenden Behörde auch nur um ein Haar geändert zu werden braucht, an dem Tage in eine Demokratie übergehen wird, wo der ſeit Jahrhunderten dauernde Kampf um Sitz und Stimme im Parlamente zum Beſten des ganzen Volkes entſchieden iſt.

5.

Die engliſche Verfaſſung iſt, wie ein gothiſcher Dom, aus Einem Guſſe, und dennoch unterſcheidet man an ihr, wie an jenem, eine gewiſſe Selbſtändigkeit aller Theile. Montesquieu aber, als Franzoſe, als Romane, hat den gothiſchen Bau in ſeinem innern Zuſammenhange nicht begriffen; und deswegen klebt er an den Einzelnheiten und ſieht in jedem Theile etwas Geſondertes, etwas Selbſtändiges. Das Hauptſchiff, die Nebenſchiffe, die Thürme werden in ſeinem Syſteme vereinzelt und Eines nach dem Anderen als ein Ganzes gegenübergeſtellt. Nur wunderbar, daß die gothiſchfrommen Romantiker und Deutſchthümler es ihm nachthun zu müſſen glauben.

Alle einzelne Verzierungen und Nebentheile des gothiſchen Doms der engliſchen Verfaſſung finden ihren Mittelpunkt, ihren innern Beruf in dem Mittelſchiff des engliſchen Parlaments.

Die Lehre — nicht »Doctrine« — die in der engliſchen Geſchichte für alle Völker der Welt liegt, heißt: die Macht ſelbſt in der Hand zu behalten!

Und das Mittel hierzu liegt auch in der engliſchen Geſchichte ſehr klar am Tage, und es heißt: harte Arbeit und ausdauernder Muth!

Die Anhänger Montesquieus mögen verſuchen, ob ſie es leichter als um dieſen Preis erlangen können, ob ſie eine »gemäßigte Monarchie« mit Orden und Bändchen, mit Aemtchen und Würden, mit Eitelkeit und Habgier, mit dem Grundſatze der »Ehre« darzuſtellen im Stande ſein werden. Es gehört Tugend dazu, frei zu ſein, die Tugend des feſten Willens, der im Falle der Noth Alles,

Hab und Gut opfert; die Tugend des Muthes, der wo's einmal seine Sache gilt, ruhig die Freiheit und das Leben im Kampfe mit einsetzt. So wurden die Engländer frei, so wurden sie in ihrem Parlamente Herr und Meister ihres eigenen Geschickes, und so gewannen von Jahrhundert zu Jahrhundert immer neue Schichten des englischen Volkes Zutritt zu dem Haupt- und Mittelschiffe des gothischen Doms der englischen Verfassung.

6.

Aber anstatt an diesen »Lehren« sich ein Beispiel zu nehmen, haben die Staatskünstler neuerer Zeit ihr Vorbild in der »Lehre«, in der »Doctrine« Montesquieus gesucht. Sie bildeten sich ein, daß sie den Dom Englands, der trotz aller Einzelnheiten aus Einem Gusse ist, nachbauten, während sie die Schachteltheorie Montesquieus ins Leben zu führen suchten; sie dachten es den Engländern, die nur durch harte Arbeit und unabläßliches Ringen zur Freiheit gelangten, nachzumachen, wenn sie auf dem Wege, den Montesquieu sie führte, sich durch Rechnung tragen nach allen Seiten hin, am Ende ein wenig Freiheit und zugleich ein Läppchen im Knopfloch, einen Stern auf der Brust zu retten suchten.

Viele, die Mehrzahl, ließen sich von den Doctoren der Schule verleiten; sie suchten mit Opfer und Anstrengung das »System« zu verwirklichen; und diese ehrbaren, ergebenen und aufopferungsfähigen Mitkämpfer, die die bessere Seite in Montesquieus Weise vertraten, sind es, die den Schriftgelehrten die Macht liehen, ihre Schachtellehre auf eine Weile darzustellen; der nächste Sturm aber warf das bodenlose Werk stets wieder um.

Die Franzoſen, die Spanier, die Portugieſen, die Italiäner[1]) haben die conſtitutionelle Monarchie auf alle Weiſe verſucht. Und überall ſind dieſe Verſuche, die einen früher, die andern ſpäter, in den kraſſeſten Abſolutismus umgeſchlagen. Es würde zu verwundern ſein, wenn ſie ein anderes Ergebniß gehabt hätten. Thatſächlich ſtellt ſich die Theilung der Gewalten ſo heraus, daß in den ſogenannten conſtitutionellen Staaten nach der »Doctrine« der Montesquieu'ſchen Schule, die Kammern Geſetze machen und über dies Geſetze-Machen endloſes Gerede Preis geben, während der Monarch handelt, über das Heer, die Marine, alle Beamten und alle Staatsmittel gebietet, und thatſächlich die Geſchicke des Staates lenkt. Es iſt naturgemäß, daß ein ſo mächtig geſtellter Monarch ſehr bald ſeine Macht für die einzig durchgreifende im Staate halten muß. Dies führt zum Verſuche der mehr oder weniger verdeckten abſolutiſtiſchen Regierungsform. Don Miguel und Louis Philipp ſind im Weſen ihrer ſtaatlichen Anſchauungsweiſe nicht verſchieden, ſondern nur in Bezug auf die Mittel zur Durchführung ihrer rein perſönlichen Politik. Don Miguel bauete mehr auf die Furcht, Louis Philipp mehr auf Eitelkeit und Beſtechlichkeit der Menſchen. Das Endergebniß der conſtitutionellen Monarchie, wo ſie bis jetzt verſucht wurde, war der Abſolutismus, mag dieſer nun wie in Spanien, Portugal und Neapel in der Hand eines Sprößlings alter Kö-

[1]) Nur in Belgien iſt dieſer Verſuch bis jetzt halbwegs gelungen. Ein verſtändiger Monarch, der den Kammern gehorcht, iſt daran mehr Schuld als das Syſtem. Hätte er den feſten Willen gezeigt, irgend ſeine Macht, als einen Theil der Verfaſſung, hervorzukehren, ſo wäre er ſicher eben ſo gut geſtürzt wie ſein Schwiegervater Louis Philipp.

nigsfamilien, oder wie in Frankreich in der eines Napoleoniden oder eines afrikanischen Generals ruhen.

Das erklärt es, woher es kam, daß die Absolutisten sich in der neusten Zeit so willig unter die Fahne der constitutionellen Monarchie stellten. Sie wußten, daß es sich hier um eine Form ohne Inhalt handle; sie hatten es aus der Erfahrung gelernt, daß die neumodische, französisch-constitutionelle Monarchie der »Schule« überall sehr bald wieder in die Bahn der absolutistischen Regierungen einlenke.

Die Erfahrungen, die Deutschland in dieser Beziehung gemacht hat, werden hoffentlich die letzten auf dem Felde der constitutionellen Monarchie sein. Diese stolzen deutschen Gelehrten und Professoren, die überall sich das Ansehen zu geben wußten, als ob sie die Wissenschaft, wie einst Prometheus das Feuer, höchst eigenhändig vom Himmel herabgeholt hätten, sie sind nichts als die ruhigen Nachbeter der Schule Montesquieus. Ihre constitutionelle Monarchie ist nichts weniger als eine ursprüngliche Nachahmung der Verfassung Englands, sondern nur ein schlechter Abklatsch eines verfälschten Nachdrucks. Jeder von den unhaltbaren Sätzen Montesquieus galt ihnen für evangelische Wahrheit, auf die sie Eide schwuren. Die Trennung der Gewalten, die nie und nirgend, außer in der »Schule« Montesquieus, stattfand, war einer der Steine des Anstoßes in Frankfurt, über den das deutsche Volk zum Falle gebracht wurde. Das Parlament sollte nur Gesetze machen, und unterdessen die Regierungen regieren lassen, wie es ihnen beliebte. So steht es im Buche, so lehrt es die Schule. — In England richtet und entscheidet das Parlament über Alles, über den Gesamt-Geist der in der Regierung herrschen muß, und über jede einzelne Maßregel, die die Regierung

zu nehmen hat. In Frankfurt saßen sicher die ehrbarsten und wohlwollendsten, die gelehrtesten und geistreichsten Anhänger der Schule Montesquieus; nie hat ein Parlament in seinem Sinne eine solche Masse Kräfte erster Klasse aufzuweisen gehabt; — und siehe, in Jahr und Tag wußte man in Frankfurt zu erreichen, was anderswo Jahrzehend, oft ein Menschenleben bedurfte — aus dem Constitutionalismus der Schule wieder in die breite Bahn des Absolutismus hineinzulenken.

7.

Das System Montesquieus hat sich weder in der Theorie noch in der Praxis haltbar bewiesen. Wer dasselbe aller Zusätze und Beigaben der Schulweisheit entledigt, der kommt wohl auch zu dem bessern Wesen, das im Innern Montesquieus waltet. Und dann führt seine geläuterte Lehre selbst zu einem höchsten Gerichte, das, als die oberste, die alleinige Macht im Staate, über die Geschicke des Volkes entscheidet.

In der That und in der Wahrheit ist das englische Parlament nichts Anderes als ein solches Obergericht über alle Machtbevollmächtigten des Staats.

Die Verwirklichung Alles dessen, was die Schule Montesquieus anstrebte, wird nur dann möglich, wenn sie, wie die Theorie Montesquieus, wie sein Vorbild England, auf diesen einigen Grundsatz zurückfällt:

Ein Parlament, Vertreter des ganzen Volkes, als Träger der höchsten Staatsgewalt, als oberstes Gericht über alle Machtbevollmächtigte und jede Thätigkeit des Staates.

In demselben Verlage sind kürzlich erschienen:

Aus Ungarn.

Von

Max Schlesinger.

33 Bogen. 8. geh. 1 Thlr. 20 Sgr.

Berlin und Wien.

Ein Skizzenbuch

von

Heinrich Prühle.

12 Bogen. kl. 8. geh. 22½ Sgr.

Früher erschienen daselbst folgende historische und politische Schriften:

Der zweite punische Krieg

und der Kriegsplan der Carthager.

Eine historisch-politische Vorarbeit

zu einer Geschichte des zweiten punischen Krieges

von

Ludwig Frhrn. von Vincke.

24 Bogen. gr. 8. geh. 1 Thlr. 15 Sgr.

Briefe an Kaiser Karl V.

geschrieben

von seinem Beichtvater

in den Jahren 1530—32.

In dem spanischen Reichsarchiv zu Simancas aufgefunden und mitgetheilt

von

Dr. G. Heine.

35 Bogen. gr. 8. geh. 3 Thlr.

Choiseul und seine Zeit.

Von

Kurd von Schlözer.

10 Bogen. 8. geh. 22½ Sgr.

Rußlands älteste Beziehungen

zu Skandinavien und Konstantinopel.

Von

Kurd von Schlözer.

4 Bogen. 8. geh. 10 Sgr.

Ueber Preußens Finanzen.

Von

Bülow-Cummerow.

Zweite Auflage.

1841. gr. 8. 6 Bogen. geh. 15 Sgr.

Preußens Beruf

in der deutschen Staatsentwicklung

und die nächsten Bedingungen zu seiner Erfüllung.

Von

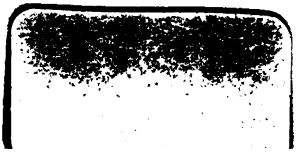
Karl Heinrich Brüggemann.

1843. 8. 10 Bog. geh. 15 Sgr.

Bankrevolution und Bankreform.

Wort eines Laien für Laien

von

M. Niebuhr.

1846. gr. 8. 7 Bogen. geh. 16 Sgr.